This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

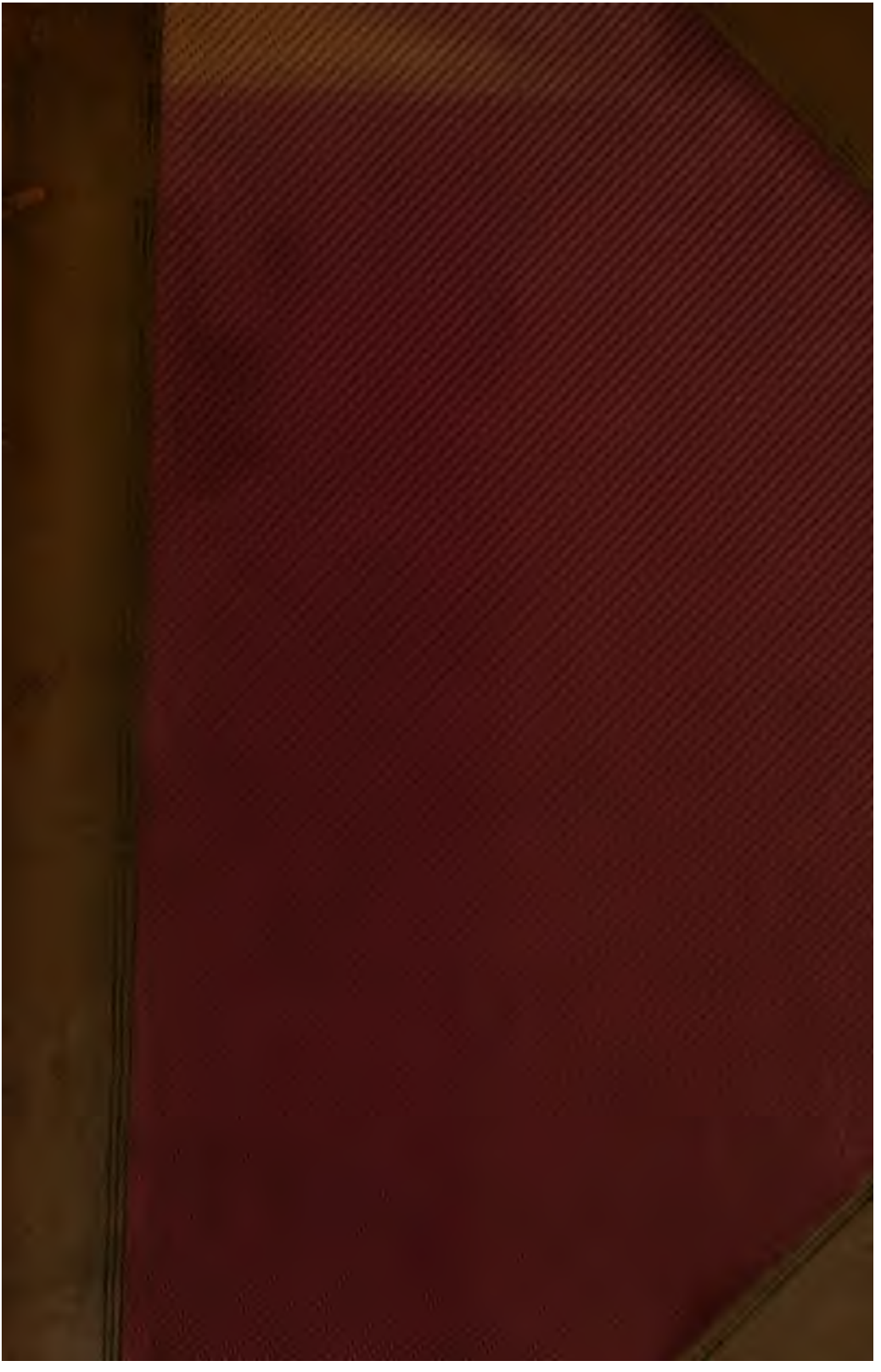
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



1

46. d. 20

Ein

kleinstaatlicher Minister

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Ein

kleinstaatlicher Minister

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Leben und Wirken

Friedrich August's, Freiherrn von Hardenberg.

Herausgegeben

von

einem Mitgliede der Familie.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Das Recht der Ueberſetzung wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

Dem

Freiherrn Hans von Hardenberg

auf Ob.-Wiederstedt und Schlöben

Königlichen Regierungs-Präsidenten a. D.

in herzlicher Freundschaft und Liebe

zugeeignet.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Seite

Kindheit und Jugend 1700—1724 1

Zweites Capitel.

Erste Dienste in Württemberg 1725—1741 37

Drittes Capitel.

Zweite Dienstzeit in Württemberg 1741—1755 67

Viertes Capitel.

Tagebuch einer Reise nach Italien 101

Fünftes Capitel.

Abschied vom Württembergischen Dienst. 1753—1755 123

Sechstes Capitel.

Dienste in Hessen-Kassel 1756—1761 133

Siebentes Capitel.

Abschied aus hessischen Diensten. 1761 221

Achtes Capitel.

Hannöversche Dienste 1763—1767 237

Einleitung.

In dem reichen, lachenden Thale zwischen Göttingen und Nordheim, welches die Leine, vom Eichsfeld kommend, durchfließt, erhebt sich der Hardenberg, dessen Gipfel von den Ruinen des gleichnamigen alten Schlosses geziert ist. Von der Höhe des Hügels schweift der Blick über das weite, fruchtbare Thal. Prächtige Wiesengelände ziehen sich an beiden Ufern der Leine und ihren Krümmungen folgend dahin. Sie wechseln mit reichen Kornfeldern, die zu den schön geformten Hügelketten ansteigen, welche das Thal begrenzen. Einzelne Waldstrecken und zwischen Obstbäumen versteckte Dörfer gewähren dem Auge anmuthige Ruhepunkte. Zu Füßen des Berges dehnt sich ein Park mit schönen, alten Bäumen aus, seitwärts davon hat sich die neue Zeit mit großen Wirthschaftsgebäuden angesiedelt.

Die Ruine selbst mit ihren von allerlei Rankenwerk und Sträuchern grün bewachsenen Mauern, Vorsprüngen und Treppen ist höchst malerisch. In der Mitte des Bauwerks zieht sich ein tiefer Felsengraben hin, der die Schloßgebäude in zwei Theile schied, das Vorderhaus und das Hinterhaus; ein Thurm bildet den Schlußpunkt. Von seinem Fuße aus schaut man an einer Felswand in die Tiefe hinab, in eine enge mit Tannen

bestandene Schlucht, die auf dieser Seite dem alten Bau einen rauhen Charakter verleiht. Der Fels selbst, auf dem die Ruine steht, erscheint wie von wilden Wogen gebildet, aus Wasserfluthen empor getaucht.

Der Hardenberg ist das Stammschloß des noch jetzt blühenden Geschlechts dieses Namens.

Im Jahre 1694 theilte sich die Familie in drei Linien. Ein Zweig derselben hat sich zu Füßen der Burg in einem wohnlichen Landhause angesiedelt. Die beiden anderen sind im 17. und 18. Jahrhundert von dem alten Stammsitz fortgezogen und in der Mark, in der Provinz Sachsen, sowie in Mecklenburg und Schlesien heimisch geworden.

Viele Generationen hat das alte Schloß in seinen Mauern geboren werden und in's Grab steigen sehen. Sehr verschiedenartige Menschen haben darin gelebt und noch mannigfaltiger mögen sich ihre Schicksale gestaltet haben. Von wie hohem Interesse würde es sein, könnten wir statt des trocknen Ueberblicks der Namen, die uns der genealogisch untadelhaft zusammengestellte Stammbaum gewährt, in das Leben der einzelnen bedeutenderen Mitglieder einer Familie, ihren Charakter, ihr Dichten und Trachten blicken.

Wie würde dann die Geschichte der einzelnen Familien zur Fundgrube für das Studium ganzer deutscher Volksstämme werden. Selbst wenn ihr wahrscheinlich in den meisten Fällen der Charakter einer Chronik beiwohnen würde, wäre das doch kein Schaden, vorausgesetzt, daß deren Fehler, die Weitschweifigkeit und der oft eintretende panegyrische Ton in der Schilderung der betreffenden Persönlichkeit vermieden wären. Es würden sich bei einzelnen Familien Züge und Eigenthümlichkeiten finden, die, einem rothen Faden vergleichbar, allen Gliedern derselben

mehr oder weniger gemeinsam sind; andere charakteristische Eigenheiten dagegen würden vorhanden sein, die erst, wenn sie ganze Generationen übersprungen haben, wieder zum Vorschein kommen.

In dem Hardenbergschen Stamme ist ein Zug erkennbar, der sich wiederholt bei Mitgliedern der Familie gefunden hat. Der Einzelne wird von den Gedanken seiner Zeit so lebhaft ergriffen, daß sich sein Dichten und Trachten auf diesen Punkt concentrirt. Meist sind es Ideen, denen erst die Zukunft ihre volle Entfaltung geben kann. Dies ideelle Streben bringt es naturgemäß mit sich, daß der von ihm Bewegte vom Einzelnen und Eigenen absehen lernt und auf das Große und Ganze seinen Blick richtet. Drei Männer in der Familie, die diese Richtung gehabt, sind allgemein bekannt.

Der Erste ist Karl August Freiherr von Hardenberg; seine Linie wurde zur gräflichen, er selbst, als preußischer Staatskanzler, zum Fürsten erhoben. Sein Name ist mit der großen Zeit von 1813—1815 eng verknüpft. Und was seine legislatorische Thätigkeit betrifft, so hat sie den Anstoß zu einer Entwicklung gegeben, die ihren Abschluß noch nicht gefunden.

Der Zweite, nach einer andern Seite hin berühmt, ist der unter dem Namen Novalis bekannte Dichter Friedrich von Hardenberg.

Seine Dichtungen und philosophischen Studien durchzieht ein Gedanke: die Hoffnung auf eine Zeit, in der die beiden Confessionen, die evangelische und die katholische, zu einer neuen, reineren Kirche sich verschmelzen und verjüngen werden.

Der Dritte ist Ernst Georg Christian August Graf von Hardenberg. Von 1806—1807 hannöverscher Gesandter zu Wien, blieb er später als Privatmann daselbst wohnhaft und

leistete die wichtigsten Dienste in der Zeit des Kampfes gegen Napoleon. Deutschland vom französischen Joche zu befreien, war das Ziel, das er sich vorgesetzt hatte. Es gelang ihm vollständig, die mißtrauische französische Geheim-Polizei zu täuschen, wozu seine höchst originelle Persönlichkeit, die ihn mit vielerlei Wunderlichkeiten ausgestattet erscheinen ließ, nicht wenig beitrug. Denn er wußte seinen Ruf als fast lächerlicher Sonderling so klug zu benutzen, daß er hierunter glücklich die wichtige Rolle eines Vermittlers in den Jahren 1809—1810 zwischen England und Oesterreich, zwischen England und Preußen 1811—1812 und später abermals zwischen Oesterreich und den Alliirten verbergen konnte.

Von Männern, bei denen sich, wenn auch in kleineren Verhältnissen, gleiche Charakterzüge gefunden und bethätigt haben, hat die Familie noch zwei aufzuweisen.

Der Eine war Hans Christoph von Hardenberg, geb 1581, zur Zeit des beginnenden dreißigjährigen Krieges Kriegscommissar, d. h. so viel als Kriegs-Minister, des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg.

In einer nur als Manuscript vorhandenen Familiengeschichte, aus der Feder des bekannten Ritters von Lang[1]) stammend, entwirft derselbe in großen Zügen eine ergreifende Schilderung von dem Schicksal Hans Christophs. — Sein Leben war seit dem Anfange des unheilvollen Krieges ein Kampf um die Vertheidigung und Rettung der niedersächsischen Lande.

---

[1]) Ritter von Lang erhielt 1794 von dem späteren Fürsten Hardenberg den Auftrag, das Archiv auf dem Hardenberg zu ordnen. Da ihn die Sache interessirte, so erbot er sich, eine Geschichte der Familie zu schreiben. Diese existirt nur im Manuscript, geht bis zur Theilung der Familie in drei Linien 1694 und enthält werthvolle Sittenschilderungen.

Nicht ein Kampf gegen den äußeren Feind, sondern gegen den Unverstand des Herzogs, die Gleichgültigkeit und Thorheit des Adels und der Städte, die trotzige Widersetzlichkeit der Bauern, die lieber Tilly's Horden einbrechen ließen, ehe sie selbst Opfer zur Vertheidigung des Landes bringen wollten.

Vom Ausbruch des Krieges an, drang Hardenberg bei dem Herzog und den Ständen darauf, eine bedeutende reguläre Truppenzahl aufzustellen, um die erklärte Neutralität gegen die pfälzischen, wie gegen die kaiserlichen Truppen aufrecht zu erhalten. Stimmten die Stände zu, so war der Herzog dagegen; war der Herzog geneigt, so fürchteten die Stände die Unkosten. Vergebens forderte Hardenberg, die evangelischen Landschaften, die Kreise sollten sich fest an einander schließen und sich zu entschlossenem Handeln einigen. Der Herzog wollte unterhandeln und statt regulärer Truppen nur ein Aufgebot des Landes berufen, die Bauern aber wollten sich nicht stellen, und fügten sich ihren Offizieren widerwillig. Mit diesen undisciplinirten Haufen sollte einer Armee von 32,000 Mann Tillyscher Truppen der Eintritt in das ganz offne Land gewehrt werden. Vergebens warnte, bat, beschwor Hardenberg die Stände und den Herzog, der von Tilly mit scheinbaren Unterhandlungen hingehalten wurde. Plötzlich aber war das Fürstenthum mit den wilden Horden überfluthet. Hardenberg mußte die Contributionen für die kaiserliche Armee herbeischaffen und konnte kaum das Aergste an Plünderung und Brandschatzung verhüten. Alle die aber, welche vorher weder Geld noch Truppen hatten schaffen wollen, fielen jetzt mit Vorwürfen über den Kriegscommissar her, daß er gezögert habe, die Partei des Kaisers zu ergreifen, am meisten der Herzog. Später, als Wallenstein heranzog, bot Hardenberg von Neuem Alles auf, um eine feste Einigung der evangelischen

Kreise und Fürsten zu Stande zu bringen, aber wiederum vergebens! Die letzte Hoffnung einer günstigen Wendung ging mit der Schlacht bei Lutter a. B. verloren. Hardenberg ward als dänischer Parteigänger geächtet, mußte mit Frau und Kind flüchten und seine Burg wurde besetzt. Jahrelang war ihm das Brod der Verbannung zu essen beschieden, anfangs von Ort zu Ort flüchtend und sich verbergend, später bald in Göttingen, bald in Nordheim Schutz suchend. Der Herzog gab ihn völlig preis, sogar seine Fürsprache in Wien verweigerte er und fertigte ihn mit einem leeren Attestate ab. Erst 1631, als Gustav Adolphs Heer in diese Gegenden kam, setzte der Herzog Bernhard von Weimar Hardenberg wieder in seinen Besitz ein. Aber sein Schloß war geplündert, Wälder und Dörfer verwüstet, die Felder lagen unbebaut. 1635 vertraute ihm der Evangelische Bund die Vertheidigung des Landes Göttingen an und brauchte ihn zu verschiedenen diplomatischen Verhandlungen. Wenn auch im Vergleich zu der vergangenen Zeit jetzt für Niedersachsen eine ruhigere gekommen war, mußte Hardenberg doch noch mit bitterem Kummer lange mit ansehen, wie Schweden und Franzosen schonungslos in dem mehr und mehr in Elend versinkenden Deutschland hausten.

Ohne das Ende des schrecklichen Krieges zu erleben, legte er 1645 sein müdes Haupt zur Ruhe und ward am 11. Juni in der Jacobikirche zu Göttingen begraben. Ein ungewöhnlich zahlreiches Leichengefolge aus dem Adel des umliegenden Landes und der Bürgerschaft von Göttingen und Nordheim schien seinen Verdiensten wenigstens nach dem Tode Gerechtigkeit widerfahren lassen zu wollen.

Hundert Jahre später finden wir den Urenkel von Hans Christoph in ähnlicher Lage.

Friedrich August von Hardenberg diente drei Herzögen von Württemberg als Rath und Minister, war später erster Minister bei dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, und starb als Präsident der Kriegskanzlei zu Hannover. Sein Leben fiel in eine ereignißreiche Epoche für Deutschland, in die Zeit des polnischen Erbfolgekriegs, der schlesischen Kriege und des siebenjährigen Krieges.

Während des ersteren war er es, der wesentlich dazu beitrug, die vorderen Kreise bei einer Neutralität zu erhalten, die den Leiden des Krieges doch einigermaaßen einen Damm entgegensetzte. Während des siebenjährigen Krieges kämpfte er mit seiner Feder und seiner persönlichen Ueberredungskunst für eine Einigung der evangelischen Fürsten, welche zwischen Furcht vor Oesterreich und Neid und Argwohn gegen Preußen hin und her getrieben wurden. Glücklicher aber wie sein Urgroßvater erlebte er das Ende des Krieges und das Anbrechen einer besseren Zeit.

Seine im Folgenden mitgetheilte Biographie liefert zugleich einen Beitrag zu der Geschichte der kleinen deutschen Staaten im 18. Jahrhundert, und es mag deshalb gerechtfertigt erscheinen, wenn sein Leben aus der Vergessenheit hervorgezogen wird.

Erstes Kapitel.

Kindheit und Jugend 1700—1724.

Friedrich August von Hardenberg ward am 30. October 1700 zu Ober-Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren.

Sein Vater, Georg Anton, war der zweite Sohn des Statthalters Hildebrand Christoph von Hardenberg [1]) und seit 1694 vermählt mit Anna Dorothea, Tochter zu Eltz. Ihre Familie stammte aus dem Exzstift Trier, wo in einem Seitenthale der Mosel die Burg Eltz heute noch wohl erhalten liegt, der Zerstörung durch die räuberischen Horden Ludwigs XIV., die in jener Gegend viele Schlösser und Ortschaften in Asche legten, glücklich entgangen. Ein Eltz, Maréchal de camp in der französischen Armee, erbat und erlangte damals von dem Marschall Bouflers die Schonung der Burg seiner Ahnen. — Der evangelische Zweig der Familie Eltz war während des dreißigjährigen Kriegs von der Mosel weggewandert und hatte sich im Braunschweigschen, Hannöverischen und später in Sachsen niedergelassen.

Ein sehr glückliches Familienleben umschloß Friedrichs Kindheit. Von fünf Geschwistern, drei Brüdern und zwei Schwestern,

[1]) Der Sohn des in der Einleitung genannten Hans Christoph von Hardenberg war Hildebrand Christoph, geb. 14. März 1621, gest. 1. März 1682. Er war Statthalter des Herzogs August v. Braunschweig-Lüneburg, des Stifters der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Im Jahr 1694 theilten sich die Söhne Hildebrand Christoph's in die Güter. Der älteste Sohn, Christian Ludwig, geb. 1663, gest. 1736, erhielt das Vorderhaus Hardenberg und wurde der Stammvater der jetzigen Neuhardenberger Linie. Der zweite Sohn, Georg Anton, geb. 1666, gest. 1721, erhielt Wiederstedt. Von ihm stammt die zweite, die Wiederstedter, die noch jetzt freiherrliche Linie ab. Der dritte Sohn, Fritz Dietrich, geb. 1674, gest. 1739, erhielt das Hinterhaus Hardenberg und gründete die hannöverische Linie. Die erste und die dritte Linie wurden am Ende des 18. Jahrhunderts in den Grafenstand versetzt.

das vorjüngste, war die jüngere Schwester, Sophie Dorothee, Spielgenossin und Schutzbefohlene des Knaben, der mit zärtlicher Liebe an der Kleinen hing.

Der Vater, ein Mann von schlichtem Sinn und strenger Ordnungsliebe, bewirthschaftete das Gut, welches ihm bei der Erbtheilung mit seinen Brüdern zugefallen war, selbst; er lebte hier zurückgezogen und ohne danach zu streben, eine hervorragende Stellung in der Welt oder im Staate zu gewinnen[1]). Seine Arbeit war, das ihm zugefallene Erbtheil zu verwalten, seine Hauptsorge blieb die Erziehung seiner Kinder, und treu stand ihm hierin die Gattin zur Seite. Aus einem noch vorhandenen Notizbuche derselben erhellt, daß Frau von Hardenberg nach ächter deutscher Hausfrauen-Sitte, sich selbst genau um Alles, was zur Wirthschaft gehörte, kümmerte und die Seele ihres Hauswesens war[2]). Der Zuschnitt desselben kann, nach den Summen

[1]) In den Jahren 1685—87 hatte er Reisen nach Frankreich und Dänemark unternommen. In Kopenhagen gefiel es ihm so gut, daß er als Kammerjunker eintrat und zwei bis drei Jahre dort verweilte. Später nahm er den Abschied und seit seiner Verheirathung blieb er dauernd in Wiederstedt.

[2]) In diesem Buch finden sich Notizen aller Art. „Heute die Betten der Knechte revidiret. Heute dem Gärtner die Pfropfreiser zu den wilden Obstbäumen im Garten am Kornhause, so der Herr kommen ließ, gegeben. Even ihr Gesangbuch und ihren Platz in der Kirche angewiesen. Von Martini 1720—1721 13 Centner 44 Pfund Butter gemacht von 28 Milchkühen, 242 Schock Herrnkäse, 73 Schock Gesindekäse, 32 Schock Deputatkäse gefertigt. 30 Wispel Mehl in diesem Jahre verbacken. — Küchenzettel: Montag Brühsuppe, Rindsflecke mit saurer Brühe, junge Rüben. — Die Kuh, die ich 1720 im Mai ohne das Kalb gekaufet, kostete 8 Rthlr. 22 Gr. 6 Pf., der gewöhnliche Preis. 568 Ellen Garn von dem feinen Flachs, und was der Meister Leinweber an Bildzeug und Leinen zu liefern hat, an Even zugezählt. Anne gesponnen von 1721—1722: 224 Ellen; hätte sollen spinnen 600 Ellen. Sabine 164 Ellen; hätte sollen spinnen 400 Ellen. Eve 124 Ellen; hätte sollen spinnen 600 Ellen." — In einem Jahr legte sie 953 Ellen Leinen auf die Bleiche u. s. w.

zu urtheilen, über die die Frau sich, wie sie schreibt, „mit dem Herrn berechnet", ein sehr reichlicher genannt werden. Dennoch war nach damaliger Sitte die Einrichtung sehr einfach: die Zimmer nicht gedielt, sondern mit Estrich gepflastert, die Wände nur geweißt, dagegen Silber- und Tischzeug, Betten, Schränke und andere Möbelstücke in Menge vorhanden und solide gearbeitet, die Küche sehr einfach, wie ein erhaltener Küchenzettel beweist, zumeist mit dem, was in der Wirthschaft und in den Gärten selbst gezogen wurde, ausgestattet. Gastgebote kamen nur bei Familienfesten oder Jagden vor; doch pflegten dann die fernwohnenden Nachbarn immer gleich mehrere Tage zu verweilen, denn der sehr schlechte Zustand der Wege gestattete eine Rückkehr nach den zwei bis drei Stunden entfernten Nachbargütern nur in den längsten Sommertagen. Hielt man sich doch damals und auch später noch auf manchen Gütern große starke Hunde, dazu abgerichtet, mit umgeschnallten Ledertaschen nach der nächsten Poststation zu laufen, um Briefe und Bestellungen, die der Postmeister besorgte, zu holen. Sich durch die tiefen vom Schnee oft total verwehten Hohlwege, die der ganzen Gegend charakteristisch waren, durchzuarbeiten, konnte im Winter kaum dem reitenden Boten gelingen. Nur eine ganz nahe Nachbarschaft stand mit Wiederstedt in lebendigen, zugleich verwandtschaftlichen Beziehungen. In Wallbeck, ungefähr dreiviertel Stunden entfernt, lebte die Schwester der Frau von Hardenberg, Eleonore von dem Busche-Lohe, geb. Tochter zu Eltz. Sie war früh Wittwe geworden und erzog ihre Kinder unter Hardenbergs Beirath. Wallbeck gehörte ihrem Bruder, dem Großvoigt Herrn zu Eltz, der dies Gut den Kindern der Frau von Busche bestimmt hatte. Unverkennbar geht ein Zug inniger Familienliebe durch die Geschwister Eltz. Der unverheirathete einzige

Bruder und die unvermählte Schwester Amalie, Dechantin des Stiftes zu Minden lebten abwechselnd bei den beiden verheiratheten Schwestern, alle Kinder waren die Pathen der Tante und so oft sie in ihr Stift reiste, wurde sie von einer der Nichten begleitet. Der Bruder sah die Kinder der Schwestern wie seine eignen an; ganz ausdrücklich sagt er in seinem Testament: ‚Ich vermache meine Güter „um der Conservation der mir so theuren Familien, Hardenberg und Busche willen". Er war in braunschweigischen Diensten wirklicher Geheimrath und Großvoigt, hatte sich aber später in's Privatleben zurückgezogen. Sehr vermögend, legte er sein Vermögen in Grundbesitz an und es mußte ihn, sobald er ein Gut kaufen wollte, der Schwager mit seiner Frau oder einem der Söhne dahin begleiten, damit sie selbst sähen, ob ihnen Gegend und Besitz gefielen. Nach Abschluß des Kaufs sorgte er, daß die Neffen gleich mitbeliehen wurden. So erwarb Eltz in den Jahren 1711 und 1719 bedeutende Güter in Thüringen und in Sachsen [1]).

Zwischen Wiederstedt und Wallbeck herrschte, vorzüglich während des Sommers, oder bei fester Schlittenbahn im Winter, ein reger Verkehr. Im Herbst und Frühling machten selbst auf eine so geringe Entfernung die Wege den Verkehr schwierig. Während der Ernte, wenn das Tagewerk gethan und der letzte Wagen mit Korn geborgen war, bestieg oft Jung und Alt einen Leiterwagen und besuchte die Nachbarfamilie. Man aß zu Abend, die Jugend tanzte und ergötzte sich auf mancherlei Weise, bis der Mond herauf kam und die Gäste durch Wald und Wiesen, die beide Dörfer trennen, nach Hause wanderten.

Ungefähr im Jahr 1714 oder 1715 wurde Friedrich nach

[1]) Schlöben, Rabis und Möckern in Thüringen von einem Herrn von Heßler; Frohburg und Mockritz in Sachsen.

Halle geschickt, um auf dem 1712 von Aug. Herrmann Francke gegründeten Pädagogium mehrere Jahre hindurch seine weitere Ausbildung zu erhalten. Die Schule war schon in voller Blüthe und von nah und fern strömten Zöglinge herzu. 1719 vermählte sich seine älteste Schwester Amalie Charlotte mit Wilhelm von Rheden auf Hastenbeck im Hannöverschen. Die Hochzeit ward in Wiederstedt gefeiert, und kurze Zeit nachher bezog Friedrich die Universität Leipzig, um Jura und Cameralia zu studiren.

Am 29. Mai 1721, dem Himmelfahrtstage, starb der Vater Georg Anton von Hardenberg nach kurzem Krankenlager.

Er war mit seiner Frau und der jüngsten Tochter nach Mockritz in Sachsen gereist. Der Großvoigt Eltz wollte das dortige Gut kaufen und Hardenberg sollte ihm dabei mit seinem Rath zur Seite stehen. Kaum aber waren die Verhandlungen geschlossen, so erkrankte er schwer. Die Söhne eilten herbei, kamen jedoch nur wenige Stunden vor des Vaters Tode an. Friedrich und seine beiden Schwestern waren noch minorenn und wurde der Oheim Eltz ihr Vormund. Der älteste Bruder, Philipp Adam, war Domherr zu Magdeburg und seit 1719 mit Louise von Steinberg vermählt. Der zweite Sohn, Anton Gottlieb, übernahm unter der Direction der Mutter die Verwaltung von Wiederstedt.

Das Notizbuch der Mutter berichtet über die Ausstattungen an Betten und Wäsche, die sie für die beiden jüngsten Söhne anfertigen ließ. Ferner findet sich das Verzeichniß der Brautwäsche von Sophie Dorothee [1]), die sich am 16. September 1722 mit Ernst von Heinitz auf Kittlitz vermählte. Zuletzt kommt

[1]) 53 Tischtücher, 486 Servietten, 44 Paar Bettlaken, 59 Paar Kissenbühren, 36 neue, 14 ältere Handtücher.

eine Notiz über Empfehlungsbriefe und Wechsel auf holländische und Pariser Handlungshäuser, die in demselben Herbst für Friedrich ausgestellt wurden; denn er sollte, ehe er als Kammerjunker in braunschweig'sche Dienste trat, auf Reisen gehen und die Welt sehen. Die rauheren deutschen Sitten sollten durch französische Feinheit und Sprache geglättet werden; wie denn überhaupt den jüngern Söhnen durch diese Reisen Gelegenheit geboten wurde, sich auswärts einen Beruf, einen Wirkungskreis zu suchen. Zog es doch damals ein großer Theil des jungen Adels vor, an den kleinen deutschen Höfen durch fremdländischen Luxus und französische Eleganz eine Rolle zu spielen, statt auf seinen einsamen, unzugänglichen Gütern zu hausen.

Von Friedrich existirt ein Tagebuch über seine Reise; leider fehlt sowohl der Anfang wie auch der Schluß. Es ist größtentheils französisch geschrieben, charakteristisch ist aber, daß er, wenn er sich bestimmter über eine Sache aussprechen will, sogleich wieder deutsch zu schreiben anfängt. Im Folgenden geben wir Auszüge daraus, in's Deutsche übertragen. Die Stellen, die er selbst deutsch schrieb, sind mit Anführungszeichen versehen, um sie hervorzuheben.

* * *

Tagebuch im Herbst 1722.

Wir nahmen einen Büllerwagen, der unseren Leiterwagen gleicht und mußten 50 Rthlr. dafür zahlen. Um das schöne Wetter zu benutzen, beschlossen wir Tag und Nacht zu reisen. Auf dem ganzen Weg findet man ein steriles, fast unbewohntes Land, die Meilen sind sehr lang. Dabei fahren die Postillone beinahe nur im Schritt und halten an jeder Schenke an. Das Aergerlichste ist, daß man fast immer die Börse in der Hand

behalten muß, um Brücken- oder Zollgeld zu zahlen. Dabei ist nichts fest geregelt, man muß eben geben, was jeder fordert. Die Dörfer, durch die man kommt, sind klein und schlecht gebaut. „Die Leute haben eine artliche Manier ihre Felder zu düngen, denn wenn sie ein Stück bestellen wollen, so gehen sie auf die angrenzenden Stücke, schrappen das Berasete ab, tragen es in große Haufen, vermengen es mit Stroh und Mist und lassen es vermodern, dann streuen sie es auf den Acker aus, erndten aber nie mehr als einmal davon, dann lassen sie das Feld wieder brache liegen". Indeß begreife ich nicht recht, aus welchem Grunde der König von Preußen den Bewohnern der Grafschaft Lingen nicht erlauben will, ihr Land so zu bebauen, obgleich sie sich erboten, zuerst eine bedeutende Summe zu geben, und dann jedes Jahr Steuer zu zahlen. Er muß glauben, diese Art zu bestellen ruinire den Boden.

Sonntag, 26. September, früh um 8 Uhr, erreichten wir Naarden. Hier fangen die Kanäle an, und man kann zu Wasser mit einer Treckschuite weiter reisen. Wir bestiegen eine solche, die uns, da die Entfernung gering ist, Nachmittags um 2 Uhr nach Amsterdam brachte. Das Land zwischen Naarden und Amsterdam ist angebaut und sehr schön. Als wir ankamen, gingen wir vor allen Dingen in das Wirthshaus, um uns nach mehreren schlaflosen Nächten erst auszuruhen und den 27. September begannen wir die Stadt anzusehen. Im Zuchthause, dem Spinnhause, dem Tollhause ist nichts besonderes zu sehen, außer der großen Reinlichkeit und Ordnung, die in ihnen herrscht. Außerdem muß man den blauen Jon (unleserlicher Name) sehen, in dem die seltensten Vögel aller Zonen gepflegt werden. Das Rathhaus ist prachtvoll, ganz von Marmor gebaut. In diesem Hause wird über alle Criminal-Verbrecher Recht gesprochen, alles

ist mit Eisengittern verwahrt, damit der Pöbel nicht eindringen könne. Auch in den Gefängnissen muß man die Reinlichkeit bewundern. Jeder, selbst der ärgste Verbrecher hat seine Zelle und darin sein Bett für sich allein. Auf dem Stadthause ist das berühmteste Glockenspiel von Holland; mir gefällt aber das in Utrecht viel besser. — Das Haus der Admiralität ist auch bemerkenswerth, weil hier auch nicht das Kleinste fehlt, was zu einem Seeschiff gehört. Denselben Tag trafen wir es so glücklich, ein Kriegsschiff von 180 Fuß Länge von Stapel laufen zu sehen. Die Schnelligkeit, womit dies vor sich ging, ist unbeschreiblich, auch geschieht es häufig, daß der Fuß, darauf es ruhet, durch das schnelle Ablaufen des Schiffes und seine Schwere zu brennen anfängt. Die Leute, so daran arbeiten, werden nachher mit Bier bewirthet.

Den 4. October machten wir einen Ausflug nach Utrecht. Da die gewöhnliche Treckschuite ganz besetzt war, so mußten wir eine extra nehmen. Zu meiner großen Freude trafen wir die Herren von Knigge aus meiner Heimath[1]), mit denen wir die Merkwürdigkeiten besahen. Die Maillebahn[2]) hierselbst ist sehr lang, 600 Fuß.

Die Erfindung der Mühlen, um Seide zu spinnen und Fingerhüte anzufertigen, ist höchst merkwürdig. Es werden täglich 30 Menschen beim Spinnen der Seide beschäftigt, ein einziges Rad setzt die sämmtlichen Maschinen in Bewegung. Wir wollten auch noch die Umgegend von Utrecht sehen, da sich aber fand, daß wir nicht genug Geld mit hatten, so mußten wir den 5. October Nachts mit der ordinairen Treckschuite nach

[1]) Familie von Knigge auf Endorf und Pfersdorf, Nachbarn von Wiederstedt. Auch in Hannover ansässig.

[2]) Maille, ein Spiel, Laufspiel, Kolbenspiel.

Amsterdam zurück. Der jüngere Baron Knigge fuhr mit uns. Es war aber eine sehr unangenehme Nacht, nicht nur wegen der engen, unbequemen Plätze, sondern auch wegen der schönen Musik der Schnarcher; indeß wäre dies alles noch gegangen, allein nun lärmte noch ein betrunkener Mann mit einem armen Juden. Nachdem er ihn lange gehänselt, wollte er ihm auch noch den Bart anbrennen; das verstand aber der Jude unrecht und gab ihm eine solche Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte. Rasend vor Wuth riß er sein Messer heraus und würde, ohne die Dazwischenkunft des Schiffers, den Juden erstochen haben. Der Schiffer aber gab dem Störenfried mit dem Ruder einen solchen Hieb, daß er sofort nüchtern wurde und bei Seite schlich. Indeß hat mich doch der Lärm überzeugt, daß man nur dann, wenn man den Ruft inne hat, bei Nacht auf einem solchen Fahrzeug fahren darf.

Den nächsten Tag wollten wir nach Saardam, um die verschiedenen Mühlen zu sehen. Der Wind war aber so conträr, daß kein Schiffer fahren wollte. So konnten wir erst am 8. October dahin segeln, auf einer Jacht, für die wir 5 Florins zahlten. Genau weiß ich die Zahl der Mühlen nicht, indeß sind es wohl mehr als tausend. Alle diese verschiedenen Mühlen zu sehen, erlaubte uns die Zeit nicht, wir beschränkten uns auf Papier- und Tabaksmühlen. Hier wurde der Tabak gemahlen, den man für spanischen verkauft. Man macht ihn aus den Tabaksstengeln, stößt ihn und giebt ihm eine gelbe Färbung, damit er die Couleur bekommt. „In diesem Dorfe begegnet man nicht nur den schönsten Mädchen, sondern auch den reichsten Leuten Holland's". In Amsterdam haben wir vor unsrer Abreise auch noch die Spielhäuser durchwandert, eigentlich eine sehr überflüssige Sache, denn es ist nichts besondres daran zu sehen, aber

man muß doch dort gewesen sein, um davon sprechen zu können.

Den 9. October schifften wir uns nach Haarlem ein. Auf der Hälfte Wegs wechselt man das Fahrzeug in einem Dorfe. „Daselbst besahen wir eine Maschine des Herrn . . . . . , durch welche er mit wenig Feuer das Wasser zum Springen treibet". In Haarlem sahen wir die Linnenbleicherei. „Sie bleichen ihr Linnen auf eine ganz andre Art wie wir, und employiren die Buttermilch, welche sie gar nicht essen, das Linnen hinein zu stecken, um die Schlichte herauszuziehen". Den 10. October, nachdem Herr von Knigge und Herr von Wallmoden uns verlassen hatten, um nach Amsterdam zurückzukehren, reisten wir über Leyden nach dem Haag weiter, wo wir denselben Abend ankamen. Hier soll früher der Aufenthalt sehr angenehm gewesen sein. Jetzt ist das ganz verändert, denn einmal ist es sehr schwierig, den Ministern vorgestellt zu werden, was wir erfahren haben, denn Niemand nahm uns an, und dann, wenn man in den Gesellschaften endlich Zutritt hat, so ist man, statt die Freiheit zu haben sich nach Gefallen zu unterhalten, gezwungen zu spielen, und noch dazu hoch. Man ist stets sicher, sein Geld zu verspielen, auch ist es in diesen Gesellschaften allgemeine Sitte, die Fremden nur zu rupfen und ihnen das Geld abzunehmen.

Den 24. October brachen wir nach Rotterdam auf. Unser erster Reiseplan war der gewesen, uns von Holland nach England direct einzuschiffen. Da wir aber in den Zeitungen lasen, daß die Pest sich in Frankreich eher ausbreite, als vermindre, und daß zu befürchten sei, sie werde sich auch in den Niederlanden zeigen, wo man dort nicht mehr reisen könnte, die Niederlande aber doch für uns interessant zu sehen waren, so beschlossen

wir zuerſt dies Land zu bereiſen. Anſtatt uns alſo in Rotterdam nach England einzuſchiffen, beſtiegen wir hier am 26. October eine Jacht, für die wir 12 Florins bezahlten und die uns nach Moedyk bringen ſollte. Gefährlich iſt die Ueberfahrt gar nicht, wir tanzten nur ein wenig. Der Kapitain machte uns den Vorſchlag, uns nach Brüſſel zu Waſſer zu bringen, er forderte dafür 72 Florins. Der conträre Wind zwang uns in Prinzenland Anker zu werfen. Wir fuhren mit einem kleinen Boot an's Land, um Lebensmittel mitzunehmen. Der Diener von Herrn von Hagen machte den Koch recht leidlich. Die Nacht ſchliefen wir gut, ja bis 9 Uhr, wo man die Anker lichtete, da wir erſt die Ebbe erwarten mußten. Da der Wind fortfuhr uns conträr zu ſein, ſo erreichten wir Bergen op Zoom nicht und mußten in Senfelsland bleiben, nachdem wir noch eine halbe Stunde auf dem Sande geſeſſen. „Man findet allhier auf der Seite nach dem Waſſer zu alle Dämme von Weizenſtroh geflochten, welches ich nach meinem Guthalten vor beſſer halte, als die Dämme ſo mit Holz verwahret, indem das Holz während der Ebbe, die von 24 Stunden zwölf währet, trocken ſtehet und daher bald verfaulet. Oben darauf ſind die Dämme mit Erde beſchüttet.“ Den 29. October kamen wir Morgens um 9 Uhr in Antwerpen an. Wir gingen ſogleich, alle Merkwürdigkeiten zu beſehen, zuerſt die Nôtre-dame-Kirche, deren Architectur bewundernswerth iſt. In 36 Kapellen wird Meſſe geleſen. Der eine Thurm iſt 592 Fuß hoch, darin hängen mehrere Glocken und zwei Glockenſpiele. Drei von den Glocken ſind von enormem Gewicht. Die erſte wiegt 18800 Livres, die zweite 18788 Livres, die dritte 16000 Livres. Im Rathhaus findet man wunderſchöne Fresken. Der Magiſtrat beſteht aus zwei Burgemeiſtern und 48 Schöppen. „Man nennt den erſten

Burgemeister „den von Innen", den andern „den von Buten" (Außen). Jeder hat sein bestimmtes Departement, der Erste hat die Justizverwaltung unter sich, der Zweite den Schatz und die Finanzverwaltung."

Den 30. October erreichten wir glücklich Brüssel. Wir besuchten sogleich die große Messe, auf der ein enormer Zusammenfluß von Kaufleuten und aller nur erdenklicher Waaren stattfand. Auch das prächtige Gebäude der Stände von Brabant, in welchem sie sich versammeln, besahen wir. Den nächsten Tag ließen wir uns dem Gouverneur der Stadt, Prinzen de la Tour, vorstellen. Er ist ein Mann von wenig Geist, mit seinen Cavalieren ist er höchst familiär, kaum bei den Bauern hört man so rüde Redensarten, wie bei ihm. Dagegen ist seine Gemahlin eine Frau von großem Verstand und guter Haltung. Die Hauptergötzungen in Brüssel bestehen in der Oper und der Comödie, jedoch sind weder die Schauspieler noch die Sänger viel werth. Ungeachtet des schlechten Wetters entschlossen wir uns eine Tour durch die Niederlande zu machen, um Mastricht, Lüttich, Namur, Charleroi, Mons zu sehen. Wir reisten den 12. November ab. Man findet hier überall Chausseen, ohne dies wären die Wege unpracticabel. Man hat dies Frankreich abgelernt, und es wäre zu wünschen, daß man in diesem Stück in Deutschland dem Beispiel folgte. — In Mastricht dominirt die katholische Confession, jedoch haben die Reformirten auch zwei oder drei Kirchen und die Mitglieder des Magistrats sind getheilt, eine Hälfte sind Katholiken, die andre Protestanten. Den 15. November schifften wir uns abermals ein nach Lüttich. Unsre Barke wurde von fünf Pferden gezogen, die fast fortwährend im Wasser gingen. Die Stadt Lüttich ist groß und sehr bevölkert. Wir sind eine Stunde vor die Stadt gewandert,

um eine höchst eigenthümliche Maschine zu sehen, die von Feuer in Bewegung gesetzt und erhalten wird, ein Engländer hat sie erfunden. Das Rathhaus von Lüttich ist sehr schön. Die Befestigungen sind demolirt, es ist keine Garnison darin, auch hört man von nichts als von Mord und Diebstählen, die in der Stadt geschehen.

Den 13. December fuhren wir zu Wasser weiter nach Ostende. Dies ist eine sehr kleine Stadt, bekannt durch die Ostindische Compagnie, die man hier zu etabliren versucht hat, womit man aber nicht zu Stande kam, weil die Stadt zu klein ist und weil man die Waaren zu Lande nicht fortbringen konnte, denn die Wege sind grundlos. Der Hafen ist gut, allein die Einfahrt sehr schwierig. Der Weg von Ostende nach Nieuport geht immer am Ufer des Meeres hin, was einen prächtigen Eindruck macht. In Nieuport übernachteten wir und fuhren in einem eben solchen Fahrzeug als Tags zuvor am Ufer des Meeres entlang nach Dünkirchen. Ich glaube einen schönern Hafen giebt es kaum. Der Eingang ist von zwei Forts vertheidigt, die im Meere liegen. Schade nur, daß vor zwei Jahren eine starke Sturmfluth den Hafen fast ganz ausgefegt hat. Er ist mit großen Kosten wieder hergestellt worden, doch ist zu vermuthen, daß wenn abermals eine solche Sturmfluth eintreten sollte, der Hafen wieder sehr leiden würde. Das fürchten auch die Engländer, darum schicken sie von Zeit zu Zeit Schiffe hin, um zu sondiren, ob der Eingang frei ist, oder nicht.

In Lille trennten wir uns von den Herren, die mit uns die Tour durch Flandern gemacht. Sie kehrten nach Brüssel zurück und wir machten uns auf den Weg nach Paris.

Den 21. December passirten wir Douay und gingen bis Cambray. Hier sahen wir den folgenden Tag die Kirchen,

die nicht viel Merkwürdiges enthalten. Dann sahen wir das Haus des Grafen Tarronnea, des Gesandten des Königs von Portugal, Bevollmächtigten auf dem Congreß [1]). Er hat sich, um das Haus zu bauen, Bretter und Balken aus Holland kommen lassen. Außer dem Fundament besteht es nur aus Holz. Auch kann man nur im Sommer darin wohnen, im Winter ist es viel zu kalt, denn es gleicht einem Kartenhaus. Die Ställe für die Pferde und die Küchen sind im Souterrain. Diese Stadt paßt eigentlich nicht für den großen Congreß, sie ist viel zu klein, und die Wohnungen sind nicht für die Herren eingerichtet. Der Graf Windischgrätz war genöthigt drei Häuser zu kaufen, um eine Wohnung, in der er wohnen konnte, zu schaffen. Als ich durchreiste, waren von fremden Ministern nur der Graf von Moorville und der Marquis de Bereth-Lardy anwesend, weshalb wir uns nicht weiter aufhielten.

In Paris kamen wir den ersten Weihnachtsfeiertag an. Wir stiegen im Hôtel d'Entragues ab, wo ich die Freude hatte die Herren von Steinberg zu finden, die ich schon von Halle her kannte. Mit ihnen war ein Herr von Krosigk [2]) aus Poplitz, welcher später die Güte hatte mich in mehreren Häusern einzuführen. Ich war genöthigt mehrere Tage im Zimmer zu bleiben, um meinen Diener mit meinem Gepäck zu erwarten. Nachdem er angekommen, führte mich Herr von Krosigk bei einer Frau d'Ornonville ein. Sie war eine Deutsche aus Berlin, die sich in einen Franzosen, einen Spieler, verliebt hatte. Sie wechselte ihre Religion und etablirte sich mit ihrer Schwester in Paris. „Ich mußte mich in die Pariser Sitte finden und

---

[1]) Congreß von Cambray.

[2]) Krosigk auf Poplitz, eine Nachbarfamilie von Ober-Wiederstedt.

Quadrille[1]) spielen lernen und meine Börse kann bezeugen, daß ich habe Lehrgeld zahlen müssen."

Der Graf von ...., Oberstlieutnant im Regiment Bonneval, den ich in Brüssel kennen gelernt, hatte mir ein Empfehlungsschreiben an Mad. de Bonneval, Gemahlin des Generallieutnants de Bonneval, eine Tochter des Oberstallmeisters bei dem Regenten Biron mitgegeben. Sie empfing uns artig, da sie aber ihrer Bigotterie wegen wenig Leute bei sich sah und als sie entdeckte, daß wir Lutheraner waren, nichts that als predigen um uns zu Convertiten zu machen, so gab ich diese Bekanntschaft auf, obgleich ihr Haus eins der vornehmsten und angesehensten in Frankreich ist. Krosigk führte mich ferner bei der Frau Priorin M. M. und bei Frau von E. P. ein. Letztere ist eine schöne, graziöse Frau, die mich sehr höflich behandelte; erstere ein schon etwas bejahrtes Fräulein, bei der man die beste Gesellschaft sieht, und die selbst von sehr heiterem und gleichmäßigem Temperamente ist. Sie hatte keine bestimmten Tage, aber man konnte hingehen, so oft man wollte. In beiden Häusern fanden kleine, reizende Soupers statt, bei denen außer gutem Essen und Trinken, Scherz und Lachen und feine, geistreiche Conversation zu Hause waren. Außerdem war ich durch Krosigk noch in einem andern Hause bekannt, wo man nichts that als Quadrille spielen, das beliebteste Spiel in Paris, denn man muß wissen, daß sich die meisten Häuser nur vom Spiel erhalten. Ich bin hier nur zwei oder drei Male hingegangen und benutzte diese nur dazu, um einem hübschen Mädchen, Mademoiselle de ...., aus vornehmem Hause vorzuplaudern, daß ich sie allerliebst fände.

---

[1]) Quadrille, ein Spiel, eine Art L'hombre.

Beim Beginn des Carnevals wurde bei Madame d'Ornonville am Dreikönigsabend der König ausgelost. Herr von Hagen war der Glückliche. Ich gestehe, daß ich nicht neidisch war, denn natürlich wählte er nun Madame d'Ornonville zu seiner Königin. Einige Tage nachher mußte er einen Ball geben, der ihn an 100 Rthlr. kostete. Die Königin lud zu diesem Fest die Damen ein, die Frau Marquise von Bonnivet, Madame de Longchamps, Mesdames de Bou und de M. ꝛc. Um 4 Uhr begann der Ball, man tanzte bis 8 Uhr, dann wurde soupirt und darauf wieder bis 8 Uhr früh getanzt.

Die Morgenstunden benutzte ich, um Unterricht zu nehmen: Französisch bei Mr. Brice, italienisch bei Mr. Bonamici, Reiten bei Mr. Vandeuil und Tanzen bei Mr. Blondy.

Anfangs Februar verließen die Herren von Krosigk und Steinberg Paris. Nach ihrer Abreise vereinigte ich mich mit dem Grafen Lynar. Um der vielen Annehmlichkeiten willen, welche die Bäder in Paris gewähren, verließen wir das Hôtel d'Entragues und mietheten eine Privatwohnung bei einem Bademeister in der Faubourg St. Germain, Rue des pères Augustins. Der Februar verstrich ähnlich wie der Januar, nur daß ich die Tage, wo Opernball war, dahin masquirt mit der Frau Marquise de M., Rue Argenteuil, ging. Auch schritt meine Liebschaft mit Fr. v. G., Rue St. Anne, recht hübsch vor. Nach einiger Zeit hatte ich die Sache aber satt, weil nichts so unleidlich ist, als mit gar keinen Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen zu haben. Hier lernte ich auch Madame de B., Rue de Seine, kennen, die eine wunderschöne Tochter hat.

Da es das Wetter erlaubte, so machten wir einigemale Partieen nach St. Cloud. Bei einer derselben versuchte ich

mein Glück bei Mademoiselle de B..., Tochter der Fr. Marquise v. B... Wir unternahmen, vier Paare, eine Fahrt nach St. Cloud. Die junge Dame war mir zugetheilt und während ich sie im Park und Schloß umher führte, fing ich an meinen kleinen Roman einzufädeln. Ohne ihre Frau Mutter, die uns mit den Augen verfolgte, würde mir der Tag recht vortheilhaft geworden sein, so aber mußte ich mich mit den Präliminarien begnügen. Nach der Promenade folgte das Diner, und nach Tisch fing ich an der Mutter den Hof zu machen. Man darf nicht denken, daß sie eine alte Matrone war, im Gegentheil, sie war eine liebenswürdige Wittib. Während die andern scherzten und spielten, denn chacun avait sa chacune, machte ich die größten Fortschritte bei Madame la Marquise, während einer meiner Freunde die Tochter amusirte. Diese aber, die meine Unterhaltung mit Mama hors de saison fand, wußte es einzurichten, daß unser Gespräch unterbrochen wurde und nun machte sie mir Vorwürfe wegen meiner Unbeständigkeit. Schließlich gelang es mir, ihren Aerger zu beschwichtigen und sie wieder mit mir zu versöhnen.

Den 25. März kam die Königin-Infantin in Paris an[1]). Ihr Einzug war einer der elendesten, die ich je gesehen habe. In den Straßen bildeten die französischen Garden und die Schweizergarden Spalier. Nur ein Theil des königlichen Hofstaats war anwesend. Der König war ihr bis Bernin entgegen gekommen. Die Equipagen des Gouverneurs von Paris, Marquis de Thermes, und des spanischen Gesandten, Herzogs von

[1]) Maria Anna Victoria, geb. 31. März 1718, Tochter des Königs Philipp V. von Spanien; verlobt mit Ludwig XV. kam sie nach Paris, wurde aber später wieder zurückgeschickt.

Osſuña, waren die einzigen wirklich glänzenden. Abends war Paris illuminirt, es waren Lämpchen vor die Fenſter gehängt. Der Duc d'Oſſuña hatte dieſelben nach einer gewiſſen zierlichen Zeichnung ordnen laſſen, wodurch ſein Palaſt einen ſchönen Eindruck machte. Den Sonntag gab es Hofball. Die Paare, welche tanzten, waren ausdrücklich dazu beſtimmt, 40 Damen und 40 Herren, die Pracht der Toiletten eine ganz ungewöhnliche, die Säle wirklich ſchön und reich erleuchtet. Der König eröffnete den Ball mit einem Branle, wobei alle Herren und Damen mittanzten. Die Infantin erſchien auch, verweilte aber nur kurze Zeit. Das Feſt endete um Mitternacht. Den andern Tag ward in den Tuilerien ein Feuerwerk abgebrannt; „es fand ſich aber, daß der Berg eine Maus geboren" nach all den vielen Vorbereitungen. Der ganze Garten war illuminirt, doch würde die Erleuchtung ſchöner geweſen ſein, hätte man ſie mehr aus der Ferne ſehen können. Den Donnerſtag ließ der Regent ein Feuerwerk abbrennen und die Place royale illuminiren, dies ſah Beides ſo ſchön als möglich. Die Stadt Paris zeigte ihre Freude auch durch ein Feuerwerk à la grève; aber es war nicht viel dabei zu ſehen. Der Herr Regent gab auch noch einen Ball im Palais royal, wo jeder, der maskirt war, hinkommen durfte. Vor dem Souper von 5—8 war Cercle wie beim König, und der König tanzte ſelbſt; ſo wie er aber den Ball verließ, erhielt Jeder Zutritt. Nie ſah ich ein ſo beſuchtes Ballfeſt, weil alle Küchenjungen von Paris und eine Maſſe des Volks vertreten waren. Alle die Feſte endeten mit einem prachtvollen Feuerwerk, welches der Duc d'Oſſuña auf der Seine abbrennen ließ. Da er aber die Leute, die es gearbeitet, ſchlecht bezahlte, ſo wurde auf ſeine Rechnung der Calembour gemacht:

Il fait ce qu'il doit, et il doit ce qu'il fait!

In dieſen Tagen ſchickte mir Madame la Marquiſe de B. ein Billet, um mich einzuladen. Ich weiß nicht, welche Laune mich hinderte hinzugehen, bis man mir eines Morgens Jemand meldete, der mich ſprechen wollte. Wie ſtaunte ich, als ich aus meinem Zimmer trete und Madame la Marquiſe ſelbſt fand, die mir Vorwürfe machte, ſie ſo lange nicht beſucht zu haben. Natürlich mußte ich galant ſein und um die Dame zu verſöhnen, ſie wieder öfter beſuchen.

Der Monat April war mir ebenſo günſtig wie der März, ich fand in mehreren großen Häuſern Aufnahme, leider aber ward in Einigen nicht blos Quadrille, ſondern auch Pharao geſpielt!

In dieſem Monat fingen wir an, die Umgegend von Paris, namentlich Verſailles, anzuſehen. Wir nahmen als Cicerone Mr. l'Abbé de Brice mit uns, der ein feiner Kenner der Statuen und Kunſtwerke iſt. Hiervon will ich aber keine Schilderung machen, weil man es in vielen Büchern beſſer nachleſen kann.

Im Mai brachten wir Pfingſten in Argentueil zu, bei der Frau Priorin, wo wir uns ganz herrlich amuſirten. Ein Generallieutenant war mit ſeiner jungen Frau auch da, ein wüthend eiferſüchtiger Mann. Man müßte ein Buch ſchreiben, wollte man all die luſtigen Streiche ſchildern, die wir ihm geſpielt haben. Auch hatten wir das Vergnügen den Schwerttanz, der Schweizer zu ſehen, den ſie mit bloßem Degen ausführen, wobei ihre Gewandtheit wahrhaft groß und bewundernswerth iſt.

Den 1. Juni mußte ich ausziehen. Graf Lynar verließ Paris und ging nach Wien, und der venetianiſche Geſandte

miethete das ganze Haus. Ich zog vis à vis wieder zu einem Bademeister. Ich mußte aber den Monat 130 Lire zahlen.

Am Allerheiligen Tage lernte ich Madame de G . . . und Madame de M . . . kennen. Wir schlossen Freundschaft und ich verliebte mich in Madame de G . . . Doch wurde es nicht erwiedert, da der Platz schon besetzt war. Einige Zeit, nachdem ich die Bekanntschaft der Damen gemacht, wurde ich von ihnen gebeten, sie zum Baden und zum Diner einzuladen. Da es das erste Mal war, konnte ich es nicht abschlagen, auch war ich neugierig zu wissen, wie sich die Pariserinnen im Wasser ausnehmen würden und so lud ich sie ein. Als Wirth hatte ich die Erlaubniß, sie in ihren Zellen zu besuchen. Es ist ein Vergnügen sie zu sehen; sie verstehen sich vortrefflich zu baden und zu tauchen. Das Wasser sieht erst klar aus, als ob man den Boden der Wanne sehen könnte, ein Arm, eine Hand hebt sich und dann zerläuft Alles wie ein Schatten und man sieht gar nichts; denn sie lassen Milch in's Wasser thun, und so sieht man nicht das Geringste von ihren Reizen. Außer den beiden Damen G . . . und M . . . waren auch noch Madame de L . . . und zwei Herren zugegen. Da aber die ganze Einladung ohne Wissen der Ehemänner war, so wurde eine Anstandsperson, ein großer dicker Abbé, de B . . ., ein Freund der Ehemänner, invitirt und da würden sie nichts gesagt haben, auch wenn sie es erfahren hätten. Diese siebente Person machte ich beim Diner unschädlich. Ich trank ihm nur ein paar Mal zu und hatte ihn ohne viel Mühe in heitern Zustand versetzt. Nach dem Essen schlugen die Damen eine Fahrt nach dem Bois de Boulogne vor, dort wurde soupirt und früh um 4 Uhr kamen wir nach Haus. Der Tag hatte mich 150 Rthlr. gekostet.

Meine andern Bekannten machten mir heftige Vorwürfe,

daß ich sie vernachlässige. Ende Juni hatte ich auch ein ziemlich blutiges Rencontre...

Anfangs Juli erkrankte ich an einem hitzigen Fieber. Ohne die geschickte Behandlung von Mr. de Silva wäre ich gewiß gestorben. Dreimal ließ er mir zur Ader und bannte dadurch das Fieber. Aber ich mußte vierzehn Tage Bett und Zimmer hüten, und es dauerte längere Zeit, ehe ich mich wieder erholte.

Anfangs August erhielt ich von meiner Mutter den Befehl nach England weiter zu reisen. Den 18. August trat ich mit Herrn von Dehne mit der Post die Reise nach Calais an. Die Picardie ist ein schönes, ebenes und fruchtbares Land, aber wenn man in den Provinzen reist, so bemerkt man, welche Armuth in Frankreich herrscht. Das Geld ist äußerst rar, nicht bloß unter den Bauern, sondern auch unter dem Adel. Wenn ich die Privathäuser in der Nähe von Paris ausnehme, so findet man nur wenige in einem bessern Styl gebaute Häuser, die meisten unterscheiden sich nicht von den Bauernhäusern. Wir kamen durch Amiens und Abbeville, zwei hübsche kleine Städte. In ersterer wird viel Wollhandel getrieben, in letzterer werden sehr schöne Feuerwaffen gefertigt.

In Calais blieben wir zwei Tage. Wir schifften uns auf einer Jacht ein, die eben segelfertig war, doch brauchten wir acht Stunden zur Ueberfahrt, weil Windstille herrschte.

In Dover sagte man uns: Der Weg nach London sei gefährlich wegen der Straßenräuber, die man Hevemans nennt. Wir hatten aber das Glück keinem zu begegnen, auch waren wir auf unserer Hut und hatten die Pistolen immer bei der Hand. Abends 9 Uhr kamen wir in London an. Wir wohnten in der Suffolkstraße bei Mademoiselle Gruzzelier. Den andern Morgen ging mein erster Weg in den St. James-Park.

Es war erfreulich die Menge Spaziergänger daselbst zu sehen. Das gemeine Volk hat so gut wie die Mylords die Erlaubniß in den Park zu gehen. Alle Stände sind hier pêle-mêle durcheinander. „Wenig schön finde ich, daß man beim Eintritt in den Park einige 30 Kühe findet, die den ganzen Tag dort weiden, denn die Engländer trinken oft am Tage hier; sie lieben sehr die Milch warm, wie sie von der Kuh kommbt."

Den 24. früh ließ ich mich bei unserm Vetter, dem Hofmarschall von Hardenberg[1]) melden. Er hatte Vortrag bei dem Könige. So suchte ich einstweilen den Sohn auf, der mich freundlich empfing und mich zu Mittag einlud. Andern Tags sah ich dann auch den Vater, der mich aufforderte, bei ihm zu wohnen und zu essen.

Acht Tage nach meiner Ankunft wurde ich dem König in Kensington vorgestellt. Er erscheint nur Sonntags öffentlich. Früh geht er in die Kirche; wenn er zurückkommt, so haben sich die Herren und Damen in der großen Gallerie versammelt; der König läßt sich die Fremden vorstellen und unterhält sich an zwei Stunden mit verschiedenen Personen; dann zieht er sich zurück. Gewöhnlich speist er allein, von seinen Kammerdienern bedient. Abends soupirt er mit der Herzogin von Kendal[2]). Zu diesen Soupers werden nur wenige Personen, zuweilen der preußische Gesandte Wallenroht und der dänische,

---

[1]) Christian Ulrich von Hardenberg, geb. 1663, 1692 Legationsrath, 1707 Schloßhauptmann, 1714 Hofmarschall, 1732 Kammerpräsident in Hannover; vermählt mit Auguste von Hardenberg 1694. Er starb 1732. Sein Sohn, Christoph Friedrich, geb. 1695, vermählt mit Charlotte von Donop. Er starb 1752 ohne Söhne.

[2]) Herzogin von Kendal, die Geliebte des Königs; Tochter eines Herrn von der Schulenburg.

Holenthal, geladen, von Engländern meist nur die zwei Staatssecretäre Townsend und Carteret. Man geht täglich nach Kensington um seine Cour zu machen, obgleich der König Niemand sieht. Er arbeitet täglich von 11—3 Uhr mit den Ministern. Als ich vorgestellt wurde, hatte er die Gnade sich mit mir längere Zeit zu unterhalten. Dann lud mich Lord Lester zum Diner ein. Er hatte an diesem Tage Dienst beim Könige, und da bei Hofe keine Marschallstafel stattfindet, so hat der dienstthuende Kammerherr 15 Couverts auf königliche Kosten, „zu denen er einläd, wen er will, von Denen, die bei Hofe präsentirt sind."

Drei Tage nachher ging ich nach Richmond, das Landhaus des Prinzen und der Prinzeß von Wallis, wo sie sich im Sommer aufhalten, zu sehen. Ich richtete ihnen die Complimente meines gnädigen Herrn, Sr. Durchlaucht von Braunschweig aus, die beide sehr huldvoll erwiederten. Auch hier ist dieselbe Einrichtung wie bei dem Könige, daß eine Anzahl Couverts bei dem Kammerherrn und eine zweite bei der Oberhofmeisterin für die Fremden bereit stehen. Das erste Mal wurde ich von Mylord eingeladen, die andern Male von Milady Shrewsbury. Bei dem Prinzen wird zweimal wöchentlich Cour gemacht. Man geht zum Prinzen hinein, während er sich anziehen läßt, nachdem er das Hemde gewechselt hat. Zwei Lords bedienen ihn. Das prinzliche Paar geht Sonntags nach Kensington, um den König zu sehen. Sie fahren mit ihm in die Kirche und begleiten ihn nachher in die öffentliche Audienz. Mit der Prinzessin unterhält sich der König sehr freundlich. Der Prinz steht immer bei Seite und der König redet ihn nie an. Auch den kleinen Prinzessinnen machten wir unsre Aufwartung. Der Mittwoch ist ihr Tag. Winter und Sommer wohnen sie in

Kenſington. Milady Portland, eine ſehr geiſtvolle Dame iſt ihre Gouvernante. Die kleinen Prinzeſſinnen empfangen einen Jeden ſehr freundlich und ſprechen mit allen, die zu ihnen kommen. Zweimal in der Woche bringt man ſie zu der Prinzeſſin von Wallis nach Richmond, Abends aber müſſen ſie nach Kenſington zurück. Nur der kleine Prinz iſt noch ganz bei ſeiner Mutter. Fräulein von Gemmingen, der Liebling der Prinzeſſin von Wallis, iſt ſeine Gouvernante.

Mr. de Fabrice ſtellte mich auch der Herzogin von Kendal vor. Man ſieht, die Dame hat darauf verzichtet eine Deutſche zu ſein, darum empfängt ſie die Deutſchen mit Unmuth und Laune. Man nennt ſie franzöſiſch Duchesse, wenn man deutſch mit ihr ſpricht: fürſtliche Gnaden. Alle Mittag werden für ſie 12 Couverts auf Koſten des Königs ſervirt, ſie lädt dazu, wen ſie will. Einmal habe ich auch bei ihr gegeſſen. „Ihre Nichte Mylady Walſingham, ehemalige Frölen Oeynhauſen, leiſtet ihr Geſellſchaft, und iſt auch bei den Soupers des Königs gegenwärtig.“ Zweimal in der Woche um 1 Uhr geht man hin, um ihr die Cour zu machen. Außer den Creaturen des Königs, meiſt Fremde, wenig Engländer, kommt Niemand dazu.

Ich bin mehreremale im Lager geweſen, welches während meiner Anweſenheit in London die Garden zu Fuß und zu Pferde bezogen hatten. Es waren, wie man mir ſagte, 2000 Mann. Sie ſind ſchön, ja prächtig coſtümirt und ein Theil von ihnen ſah ſehr gut aus, andre aber waren ſehr nachläſſig gekleidet und ſchlecht geſchult. Auch iſt die Disciplin unter dieſen Truppen ſehr locker. Mitte September ging der König nach Salisbury und Portsmouth, um noch andre Truppen und die Flotte Revue paſſiren zu laſſen. Da das doch intereſſant zu ſehen

war, so reiste ich mit einigen Bekannten dahin, einen Tag früher, als der König abreiste. Unterwegs hoffte ich ein reiches und schönes Land zu sehen, wie man mir gesagt hatte, aber ich fand ganz das Gegentheil. Es ist ein sehr wenig bevölkertes Land. Man kann einige deutsche Meilen reisen ohne ein Haus zu sehen, auch die Dörfer, auf die man stößt, sind nicht groß. „So viel ist wahr, daß wenn dies Land bewohnt genug wäre, würde es ein schön Land sein, weil fast alles eben und ein guter Boden ist; so aber wächst auf dem Boden nichts als Haide und wird von den Schaafen abgehütet. Viele, mit denen ich darüber sprach, haben mir gesagt, daß solches Land mit Fleiß nicht cultiviret würde, weil sie ohnedies Korn genug hätten und ihnen der Handel der Wolle vielmehr einbrächte. Auch trifft man ohne Unterlaß große Heerden Schaafe an und da sie in England nichts von Wölfen wissen, so ist kein Hirte dabei, sondern sie gehen Sommer und Winter so. Die Schenken sind in England gut, aber in allen Wirthshäusern giebt es immer dieselbe Sache, ich weiß nicht, verstehen sie es nicht, etwas anders zurecht zu machen. Die gewöhnlichen Schüsseln sind gekochte Hühner mit Kohl und Carotten, nachher giebt es meist Hammelbraten."

Von London nach Salisbury brauchten wir 2 Tage. Wir fanden die Wohnungen theuer und selten. Für eine solche im Hause eines Schuhmachermeisters, die jeden Augenblick in Ruinen zu fallen drohte, mußten wir 2 Guineen zahlen. Die Stadt ist hübsch und hat einen Bischof. Sie galt bis jetzt als Anhängerin des Prätendenten, in letzter Zeit hat das gewechselt und sie hat sich für den König erklärt.

Nachdem wir in Salisbury die Revue mit angesehen, reisten wir die Nacht durch nach Portsmouth. Nachmittags kam

der König und fuhr sogleich an Bord des Re William, des größten Kriegsschiffs, das England jetzt besitzt, von 110 Kanonen. In dem Augenblick als der Monarch das Schiff betrat, gab Admiral Morris ein Zeichen, und sofort lösten sämmtliche Schiffe ihre Geschütze. Der König besah noch mehrere Schiffe und dann das Arsenal. Während der Reise hat der Fürst stets öffentlich gespeist und alle die gegenwärtigen hohen Offiziere und Beamten wurden zu den Diners und Soupers befohlen. Der König saß in der Mitte der Langseite der Tafel, rechts der Prinz von Wallis, zur Linken der Kammerherr, daneben der Capitain der Garden. Diese Beiden dürfen nie die Person des Königs verlassen, und umgeben ihn in nächster Nähe; dieselbe Etiquette findet beim Prinzen statt.

„Da wir ein Empfehlungsschreiben an den Commissar des Arsenals hatten, so durften wir es uns den folgenden Tag ansehen. Es ist das schönste und größte des Königreichs. Die Ordnung und Reinlichkeit, wie die Menge der Vorräthe ist wahrhaft staunenswerth."

Wenn man so im Lande umherreist, so findet man Vieles um seine Augen zu ergötzen, vielleicht giebt es kein Land, wo man wie in dieser Gegend so viele schöne Leute und Gesichter sieht, viel mehr wie in London, wo alles von Rauch und Kohlen getrübt erscheint. Nachdem wir nach London zurückgekehrt, nahmen wir dort die Sehenswürdigkeiten in Augenschein, den Tower, die St. Paulskirche, das Denkmal und die Wachsbossirungen. Zu bemerken ist, daß, wenn Jemand um politischer Gründe willen gefangen genommen wird, ihn der Messager d'Etat, der ihn arretirt, in sein Haus führt und ihn da so lange bewacht, bis man so schwere Verdachtsgründe beigebracht, daß man ihn für schuldig halten muß; erst dann kommt er in

den Tower. Man zeigt dort eine Brücke; wird der Gefangene darüber geführt, so ist es sicher, daß er sterben muß; führt man ihn nicht hinüber, so kann er hoffen, freigesprochen zu werden.

In Greenwich war ich, um die schöne Aussicht zu bewundern. Sie ist höchst großartig, denn am frühen Morgen kann man, wenn Rauch und Nebel nicht zu stark sind, die ganze Stadt London überschauen. Auch besuchte ich in Greenwich den schönen Palast, den die invaliden Seeleute inne haben. Als ihn König Wilhelm sah, sagte er: Ici les rois sont logés comme les gueux, et les gueux comme les rois! Dasselbe ist bei den Invaliden in Chelsea der Fall. Auch die beiden königlichen Lustschlösser Hamptoncourt und Windsor besahen wir. Ersteres ist ein prächtiges Schloß mit magnifiquen Möbeln, Windsor ein sehr alterthümliches Gebäude; es sind wunderschöne Gemälde daselbst, unter andern eine herrliche Maria Magdalena. In Windsor findet die Ernennung der Ritter vom Hosenband statt. Die Kirche ist mit Wappen der Chevaliers gefüllt. So lange sie leben, hängt ihr Banner in der Kirche; so wie sie sterben, kommt statt desselben ihr Wappen hin. In Oxford sind wir in die Buchdruckerei und die Bibliothek gegangen. Von letzterer hatte ich eine größere Idee als gerechtfertigt ist; sie erreicht die Wolfenbüttler bei Weitem nicht.

Ehe ich von London abreiste, wohnte ich einer Hinrichtung bei, wie sie am Ende jedes Monats vorkommt. Alle Verbrecher werden dann auf einmal abgeurtheilt und hingerichtet. Diesmal wurden zwölf Straßenräuber gehenkt. Ihre Contenance war bewundernswürdig, indeß erklärte es sich dadurch, daß sie alle betrunken unter dem Galgen ankamen. Sie haben die Erlaubniß in jeder Schenke, an der der Zug vorbeikommt, so

viel Wein zu trinken, als sie Lust haben. „Man henkt sie alle an denselben Galgen und Balken, so daß sie nicht schlecht einem Bund Krammetsvögel gleichen.“ So wie der Karren darunter wegfährt, kommen ihre Verwandten, ziehen sie an den Beinen und geben ihnen Faustschläge, damit der Tod schneller eintrete. Sind sie todt, so werden sie abgeschnitten und in Särge gelegt.

Die Krönung des Königs von Frankreich hat mich verhindert, die Eröffnung des Parlamentes zu sehen. Da sie Ende Oktober in Rheims stattfinden sollte, so war ich genöthigt meinen Aufenthalt in England abzukürzen. Den 3. Oktober reiste ich von London über Dover nach Calais. Die Windstille, welche herrschte, machte die Ueberfahrt so langsam, daß ich erst den 5. Oktober Paris erreichte. Hier blieb ich bis zum 20. Oktober, um mir Kleider machen zu lassen und Bücher zu kaufen. Den Tag nach meiner Ankunft sah ich zufällig den Einzug des päpstlichen Nuntius. Es war nicht viel, der Wagen war in gutem Geschmack und leidlich prächtig.

Die Salbung des Königs (Ludwigs XV.) sollte am 25. Oktober stattfinden, also reiste ich den 20. ab und traf am 21. in Rheims ein, gerade zu der Zeit, als der König seinen Einzug hielt, den ich also noch mit ansehen konnte. Von den Ceremonien ist schon so viel geschrieben, daß ich Bekanntes nicht noch einmal schildern will. Die Preise der Wohnungen waren nicht exorbitant, für die Lebensmittel war eine Taxe festgestellt. An den Tagen, wo der König Kranke berührte, um sie zu heilen, ging sein Leibarzt voran und frug, an welchen Uebeln die Kranken litten. Dann folgte der Capitain der Garden, Herzog von Harcourt, unmittelbar vor dem Könige, und hielt dem Kranken, welchen der König berühren wollte, beide Hände fest. Der Cardinal von Rohan, der Großalmosenier von Frankreich,

kam hinter dem Monarchen und gab jedem der Kranken ein Stück von 25 Sous. Der König blieb acht Tage in Rheims; nach seiner Abreise konnte man mehrere Tage keine Pferde bekommen, ich blieb also bis zum 3. November und sah mir alles irgend Merkwürdige an. Die heilige Ampoule, die das Oel zur Salbung des Königs enthielt, sieht wie eine kleine Phiole aus. Sie wird in der Kirche St. Remy aufbewahrt. Beim Läuten der Glocke zittert einer der Pfeiler der Kirche.

Ueber Metz und Verdun reiste ich weiter nach Nancy, der Hauptstadt des Herzogthums Lothringen. Den Tag nach meiner Ankunft wurde ich dem Marquis de Crâne vorgestellt, dem ersten Minister und Liebling seiner königlichen Hoheit. Er stellte mich dann dem Herzog vor. Derselbe empfing mich sehr freundlich. Ich machte dann auch Madame royale und den Prinzen meine Aufwartung. Ein Herr von Pleß, den ich hier kennen lernte, führte mich bei der Frau Marquise von Spada ein, einer ebenso geistreichen als angenehmen Frau. Man kann hier jeden Abend zum Spiel hingehen, nachher wird soupirt. Der Marquis de Spada ist Italiener und Oberhofmeister von Madame royale. Den folgenden Tag ward ich zur Tafel befohlen. Der Herzog unterhielt sich während des Mittagessens mit Herrn von Otterstedt und mir über die Verhältnisse in England. Ich blieb vierzehn Tage in Lothringen, habe mehrere Male bei dem Herzog gespeist und bin mit den Prinzen auf die Jagd gegangen. Der jetzige Herzog ist ein geistreicher Herr und besonders liebenswürdig gegen die Deutschen, Marquis de Crâne ist allmächtig und dirigirt Alles. Er hat seine Stellung seiner Frau zu verdanken, die der Herzog liebt, doch ist sie nicht Maitresse déclarée; man kann nicht beschreiben, welche Rücksichten der Fürst für den Marquis hat. Der Hof ist zahl-

reich, aber besitzt wenig verdienstvolle Leute. Ein Herr Forstner ist Secretaire privé und ein Mr. de Vidompierre, Gouverneur des Prinzen.

Lothringen befindet sich jetzt in elenden Zuständen, es ist kein Geld vorhanden; man findet hier fast keine coursirenden Münzen mehr, sie sind alle nach auswärts gegangen in Folge einer sehr schlechten Maxime, die man erfunden hatte, um den Herzog zu bereichern. „Denn die Münzen wurden so werthlos geprägt, daß sie nicht einmal den innern Werth hatten. Mit diesen schlechten bezahlte der Herzog, was er schuldig war und sogar auch noch im Voraus.“ Die Unterthanen, die nach Außen Handel trieben, mußten enorm Agio zahlen, damit die Juden ihnen nur die Geldsorten wechselten. Die Juden benutzten dies, zogen das schlechte Geld, dessen sie habhaft werden konnten, gegen colossale Procente an sich, schmolzen es ein und machten so noch gute Geschäfte damit. Endlich entdeckte man dies und um davor zu schützen, gab man dem Gelde wieder höhern Werth, allein zu spät, alles Geld war aus dem Lande wie verschwunden. Der Herzog steckt nun tief in Schulden. Als ich abreiste, sollte eine große Reform ausgeführt werden. Von zwanzig Couverts der herzoglichen Tafel sollten nur zwölf bleiben; die zwölf der Herzogin, die stets ihre Tafel für sich hat, sollten auf acht reducirt werden. Die Jagdequipage sollte beschränkt, die Comödianten und Läufer verabschiedet werden.

Hier fand ich den Aufenthalt sehr vortheilhaft für junge Leute, die eben von zu Haus kommen. Sie haben Gelegenheit sich in den Sprachen und ritterlichen Uebungen zu vervollkommnen, und da sie von früh bis Abend am Hof sein dürfen, so lernen sie auch feine Lebensart. Aber für einen

Mann, der schon viel gereist ist und verschiedene Länder gesehen hat, ist der Aufenthalt nicht weiter profitable und er thut wohl, sich wo anders aufzuhalten. Hier in Nancy leben verschiedene alte Franzosen, so der alte Prinz de Vaudemont, d'Elboeuf, Prinz de Pont, Prinz de Luxan. Der Letztere hat die fünfzehnjährige Tochter des Marquis de Crâne geheirathet. Ueber Lunéville, den Sommeraufenthalt des Herzogs, reiste ich nach Straßburg weiter. Ich blieb mehrere Tage hier, um zu communiciren, da hier die Evangelischen freie Religionsübung haben, wenn gleich jetzt die katholische Kirche wieder die herrschende ist. Ich habe den wundervollen Thurm des Münsters erstiegen, bis dahin, wo die Treppen anfangen außen um den Thurm zu laufen. Die Verzierungen im Münster sind sehr schön. Der verstorbene König von Frankreich hat sie in der Zeit, als die Katholiken sich in den Besitz der Kirche setzten, anfertigen lassen. Alle Wochen werden zwei französische Comödien gegeben, die ganz leidlich gut gespielt werden.

Den 27. November reiste ich von Straßburg weiter, indem ich einen Wagen bis Stuttgart miethete. Ueber Kehl führte der Weg nach Rastadt, Residenz des Markgrafen von Baden-Baden. Ich suchte hier den Baron Eltz auf, der als Marschall und Oberstallmeister am Hof von Baden-Baden ist. Er führte mich im Schloß umher, das um seiner Architectur und Einrichtung willen sehenswerth ist, und zeigte mir das Cabinet, in welchem der Friede zu Rastadt zwischen dem Prinzen Eugen und dem Marschall Villars abgeschlossen wurde. Die verwittwete Markgräfin führt die Regierung. Der Prinz, ihr Sohn, ist mit einer Prinzeß von Schwarzenberg vermählt; er kümmert sich um nichts und wohnt den Conseils stets schweigend bei. Ihre Hoheiten essen stets ganz allein.

Denſelben Tag kam ich bis Carlsruhe, Reſidenz des Markgrafen von Baden-Durlach. Ich ließ mich bei dem Hofmarſchall Gf. von St. André melden und man ſchickte mir Wagen und Lakaien, um mich abzuholen. Ich wurde dem Markgrafen, dem Erbprinzen und dem Markgrafen Carl, dem Bruder des regierenden Markgrafen, vorgeſtellt und huldvoll aufgenommen. Letzterer wohnt Winter und Sommer in Carols-Ruh. Hier iſt ſein Serail etablirt. In der Kirche hatte ich Gelegenheit alle die Schönen zu ſehen. Wer die Gnade des Markgrafen verſcherzen will, braucht nur eine der reizenden Nymphen anzuſehen. Sein Hofſtaat iſt zahlreich, die Cavaliere höflich und zuvorkommend, indeß muß man an dieſem Hofe Ordnung und Reinlichkeit nicht ſuchen. Der Markgraf geht ſtets in polniſchem Koſtüm. Alle ſeine Cavaliere erhalten einen Orden, deſſen Deviſe „Fidelitas“ iſt. Ich blieb einen Tag hier und fuhr einen Tag nach Durlach, um den beiden Markgräfinnen, die getrennt von dem Fürſten leben, meine Verehrung zu bezeugen. Der regierende Markgraf und der Erbprinz beſuchen ſie von Zeit zu Zeit. Die Klugheit und die Haltung der beiden Damen iſt wahrhaft bewundernswürdig. Sie erzeigten mir die Ehre, mich zur Tafel einzuladen. Nach derſelben nahm ich meinen Abſchied und fuhr weiter. In Schwaben reiſt es ſich angenehm, die Wirthshäuſer und das Eſſen ſind gut, die Wege dagegen ſehr ſchlecht.

Den 4. December kam ich in Stuttgart an. Erſt zwei Tage ſpäter konnte ich dem Herzog vorgeſtellt werden, da er auf der Jagd war. Nachdem er zurückgekommen, ließ ich mich bei dem Obermarſchall Graf von Grävenitz melden. Der erſte Edelmann des Hofs, Herr von Steuben, präſentirte mich dem Herzog, dem Erbprinzen und der Erbprinzeß. Der Stuttgarter Hof iſt ein höchſt glänzender und zahlreicher, er ſteht an Pracht keinem nach. Faſt alle Cavaliere ſind Fremde, Hannoveraner, Mecklenburger; aus

Schwaben selbst giebt es wenige. Die Gehälter sind hoch. Ein Kammerherr erhält 1500 Florins, theils in Geld, theils in Fourage und Lebensmitteln ausgezahlt, aber keine Tafel an Hof; geschieht dieß, so rechnet man es ihm ab. Die Maitresse des regierenden Herzogs wird Gräfin Grävenitz oder Frau Landeshofmeisterin titulirt, sie beherrscht alles und der Herzog ist noch sterblich verliebt in sie. Ich habe nicht das Glück gehabt, die Dame zu sehen, denn sie lag damals gefährlich krank.

Die Erbprinzeß ist eine der schönsten, liebenswürdigsten Fürstinnen, die man sehen kann. Sie hat auch zwei liebenswürdige Hofdamen, Fräulein von Gemmingen die erste, Fräulein von Wense die andre. Alle Abende versammelt man sich bei dem jungen Hof und musicirt. Da derselbe sehr angenehm und amüsant ist, so blieb ich acht Tage und reiste dann weiter nach Augsburg. Der Herzog hatte die Gnade, mir einen Empfehlungsbrief an General Montigny in München mit zu geben.

Viel Merkwürdigkeiten giebt es in Stuttgart nicht zu sehen, außer der Kunstkammer. Hier zeigt man unter andern ein merkwürdiges Stück, einen Edelstein, in dem ein Kreuz ist; man behauptet, die Natur habe dies so gebildet.

Den 10. December erreichte ich München. Der Brief des Herzogs bewirkte, daß General Montigny mich sehr freundlich aufnahm und mich bei den Großwürdenträgern des Hofs, sowie am 12. December der churfürstlichen Familie präsentirte. Alle Geschäfte gehen durch die Hände des Grafen Rechberg und des Oberkammerherrn Grafen Seefeld. Außer den Fremden ist allen denen, die nicht Kammerherren oder Obersten sind, der Eintritt in die fürstliche Antichambre untersagt.

Ich glaube, es giebt keinen zweiten Hof, wo so viele Intriguen und eine solche Coquetterie an der Tagesordnung sind, wie am hiesigen. Die erklärte Geliebte des Churfürsten ist die

Gräfin Arco, die geheime Neigung des Erbprinzen ist „die Fröhlen Ingelheimb". Hier giebt es Schlittenfahrten, Maskeraden, Opern, Akademieen, Redouten, Hofgarten ꝛc. Der Churfürst speist wöchentlich dreimal öffentlich. Die Kammerherren bedienen ihn, wenn die Tafel von dem Churfürsten gegeben wird. Geschieht es von Seiten der Prinzessin, so wird sie von ihren Hofdamen bedient. Die Churfürstin erscheint fast nie öffentlich; sie hat sieben Hofdamen, desgleichen die Churprinzessin.

Anfangs Januar erhielt ich von meinem Herrn Herzog Befehl, seine Complimente den in Oettingen residirenden Prinzen zu überbringen; es sind 20 deutsche Meilen von München und ich brauchte vier Tage dazu.

Nachdem ich mich in München herrlich ergötzt, reiste ich am 20. Januar nach Venedig weiter. Ich nahm einen Vetturin und zahlte 12 Ducaten. Ich habe den Wagen oft verwünscht, denn ich war zehn Tage unterwegs. In Innspruck blieb ich eine Nacht. Den folgenden Tag und während mehrerer Tage reiste ich zwischen hohen, gewaltigen Felsen und Bergen. Die Tracht der Bewohner ist hübsch und kleidsam. Als ich in das Thal von Botzen kam, überraschte mich die warme, fast heiße Luft, es war ein Frühling mitten im Winter.

An der Grenze des Venetianischen fährt man unter einer kaiserlichen Veste durch, die ich für uneinnehmbar halte, es führt kein Weg hinauf, Menschen und Lebensmittel werden aufgewunden. Venedig hat dem Kaiser schon vergeblich große Summen für die Veste geboten.

Den 29. Januar verließen wir unsern Wagen und schifften uns mittelst Gondel nach Venedig ein. Man sieht von weitem diese berühmte Stadt, die so zu sagen im Meere liegt, denn rings umher ist Wasser . . . . . .

Zweites Capitel.

Erste Dienste in Württemberg 1725—1741.

Friedrich's Reisetagebuch bricht mitten in einem Satze ab und der Schluß fehlt. Es ist nicht genau anzugeben, wann er in die Heimath zurückgekehrt ist.

Nach seines Vaters Tode war, wie schon erwähnt, der Oheim Eltz sein Vormund geworden. Sein bedeutender Einfluß auf den Mündel und dessen spätere Entwicklung ist unverkennbar. Friedrich's Grundsatz, die adeligen Familien durch Grundbesitz zu erhalten, nicht aber sich auf den Gütern zu isoliren, läßt sich auf den Oheim Eltz zurückführen, wie auch die Ansicht, daß jeder junge Mann die Verpflichtung habe, seinem Vaterland zu dienen, sei es als Offizier, sei es als Staatsbeamter. Die Wirkung der Reiseeindrücke, der Studien über Wege und Wasserstraßen, die Frucht der Beobachtungen über Handel und Industrie in den Ländern, durch die er gekommen, kann man in Hardenbergs späterem Leben verfolgen.

Laut seines Patents vom 5. Februar 1724 trat Hardenberg als Kammerjunker in die Dienste des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig-Lüneburg.

Die Mutter konnte sich leider nur kurze Zeit daran erfreuen, ihre beiden jüngsten Kinder versorgt zu sehen. Sie starb am 22. Juli 1724 zu Ober-Wiederstedt, tief betrauert von den Ihrigen. Friedrich sprach noch als alter Mann mit inniger Liebe von seinen beiden Eltern, von ihrer Treue und Sorgfalt in der Erziehung ihrer Kinder.

Sein Bleiben in Braunschweig war nicht von langer Dauer. Schon am 7. April 1725 forderte er, wenn auch mit Ausdrücken

lebhaften Bedauerns seinen Abschied. Der Herzog bewilligte ihm denselben am 9. April in sehr gnädigen Worten. Den Grund dieses schnellen Austrittes erfahren wir aus einem Brief der jungen Frau seines Bruders Anton, Sidonie geb. von Heinitz, an ihren Bruder. Sie bittet ihn darin, ihr ein Capital flüssig zu machen, damit ihr Mann dem jüngsten Herrn Schwager das nöthige Geld zu seinem Eintritt in neue Dienste auszahlen könne. Dann fährt sie fort: „Hierbei will ich Euch was Geheimes vertrauen, weil mir Eure Verschwiegenheit wohl bekannt ist, denn ohne dies würde ich mir nicht unterstehen, etwas von der Sache zu sagen. Der jüngste Herr Schwager hat das Fräulein Drucksleben, mit der er sich versprochen hatte, mit 3600 Thalern baares Geld abgefunden; davor hat sie ihm ein Schreiben gegeben, darinnen sie versichert, nicht mit ihm versprochen zu sein. Das Geld aber, müßt Ihr wissen, hat ihm der Onkel Eltz dazu geschenkt."

Vermuthlich hatte die Dame schon wiederholt ähnliche Geschäfte entrirt, darum waren sowohl der Herzog, wie auch der Oheim so bereit, den jungen Mann aus ihrem Netze zu befreien.

Friedrich ging den Sommer über nach Schlöben, dem ihm von Eltz bestimmten Gute. Er mußte sich hier selbst um die Wirthschaft kümmern, die Rechnungen einsehen und prüfen und dem Oheim darüber Bericht erstatten. Unterdessen hatte er Verhandlung mit dem Stuttgarter Hofe angeknüpft und in den letzten Tagen des Jahres 1725 trat er zuerst als Kammerjunker in Württembergische Dienste[1]); aber bereits am 28. Juli 1727 wurde er vom Herzog zum Regierungsrath ernannt.

[1]) Als Kammerjunker erhielt Hardenberg 300 Gulden Gehalt, die Tafel an Hof, Futter für vier Pferde, d. h. 91 Scheffel Hafer, 16 Ctr.

Vielleicht war die Erinnerung an das schöne und liebenswürdige Hoffräulein der Erbprinzessin, Elisabeth von Gemmingen, das er im Reisetagebuch erwähnt, ein Magnet, der ihn gerade an diesen Hof zog; denn das Verhältniß zu Fräulein von Druckbleben ist wohl weniger ein Liebesverhältniß, als vielmehr ein leichtsinniger Streich zu nennen.

Als Kammerjunker speciell dem Hofstaat der Erbprinzessin, einer geb. Prinzeß von Brandenburg-Schwedt, zugetheilt, lernte Hardenberg alsbald Maria Anna Elisabeth von Gemmingen näher kennen.

Ihr Vater, Reichsfreiherr Friedrich Christoph von Gemmingen auf Guttenberg und Niedersteinach, war Oberstallmeister des Herzogs von Baden-Durlach und Oberstwachtmeister des schwäbischen Kreises im Regiment Zollern. Er fiel 1702 in dem unglücklichen Gefecht von Hüningen, wenig Wochen nach Elisabeths Geburt. Ihre Mutter Helene Benedicte, geborne von Gemmingen-Hornberg, widmete sich der Erziehung ihrer Kinder, zweier Söhne und zweier Töchter mit großer Gewissenhaftigkeit. Sie zog, um ihnen eine bessere Ausbildung zu geben, nach Frankfurt am Main.

Erst als beide Töchter erwachsen waren, kehrte sie 1723 auf ihre Güter im Württembergischen zurück. Bald darauf ward Elisabeth als Hoffräulein an den Hof der Erbprinzeß gezogen. Sie glänzte durch ihre feine Bildung und die Anmuth ihres Wesens in den geistreichen Cirkeln der liebenswürdigen

---

54 Pfd. Heu, 7 Fuder und 64 Bund Stroh. — Als Regierungsrath 600 Gulden, 6 Scheffel Roggen, 61 Scheffel Dinkel, 60 Scheffel Hafer, 12 Eimer Wein, 12½ Klaftern Holz. Neujahr bei der Visitation noch 52 Gulden 32 Kr. und 12 Eimer Eilfinger Wein.

Prinzessin, die nach damaliger Sitte einem Musenhofe mit Dichtern, poetischen Gesetzen und Orden präsidirte.

Elisabeth erhielt in diesem poetischen Spiel den Namen „l'aimable Sappho". Ihre Schönheit und ihre Dichtergabe ward in Oden und Liedern besungen. Leider ist von ihren eignen Poesien nichts mehr vorhanden, doch muß sie in der That eine feine literarische Bildung besessen haben, denn es finden sich classische italienische Autoren, Tasso, Ariost, Petrarca, in ihrer Bibliothek, desgleichen alle bessern französischen Werke. Mit Voltaire correspondirte sie eine Zeitlang; doch ist auch davon nichts erhalten.

Elisabeths Liebenswürdigkeit, ihr muntrer, schlagfertiger, geistreicher Witz, ihr reiches Gemüth übten von Neuem ihren Zauber auf Hardenberg und fesselten ihn für immer.

Im Februar 1728 warb er um ihre Hand und am 25. März d. J. ward zu Guttenberg der Ehecontract unterzeichnet. Als Zeugen unterschrieben ihn außer der Mutter der Braut ihre beiden Brüder und die zwei Brüder Hardenbergs.

Der erste Paragraph lautete: „Verbinden sich beide, der Herr Bräutigam und Fräulein Braut per verba de praesenti zu einer Christlichen, Adlichen Ehe und Vermählschaft, und wollen solche nicht nur förderſamst durch Priesterliche Einsegnung vollziehen, sondern auch, so lange jedem Gott das Leben geben wird, mit unverrückter ehlicher Liebe und Treue gegen einander, wie Christlichen, Adlichen Eheleuten geziemt und es dem Allerhöchsten im Himmel gefällig ist, continuiren."

Am 28. März 1728 wurde die Hochzeit am Hofe zu Ludwigsburg glänzend gefeiert. Die Braut trug ein weißatlassenes, mit silbernen Rosen durchwirktes Kleid, ein prachtvolles Halsband und Ohrgehänge von Perlen, den Stern des

Ordens der Erbprinzeß mit 27 großen Diamanten, ein Geschenk der Fürstin; der Bräutigam einen Rock von maronfarbigem Sammt mit scharlachnem Futter und goldnen und silbernen Knöpfen, weißseidne Unterkleider und eine Weste von Drap d'argent à fond cramoisin. Er hatte diesen Anzug kurz vorher in Paris bestellt; die Elle des Sammtes kostete 34 Francs.

Das junge Ehepaar machte eine Hochzeitsreise nach Italien; aber es findet sich hierüber nichts als eine kurze Notiz, daß sie den Vesuv bestiegen haben.

Im September des Jahres führte Hardenberg seine junge Frau nach Schlöben, dessen Besitz ihm durch den Tod des Großvoigts Eltz am 21. October 1727 zugefallen war. Um eben dieses Testament völlig in Kraft treten zu lassen, fand im November eine Zusammenkunft der drei Brüder Hardenberg mit ihren Frauen und den beiden Vettern Busche, von denen damals noch keiner vermählt war, in Dresden statt. Der Familienvertrag und Erbvergleich über die Erbschaft des Oheims ward am 24. November unterschrieben[1]). Anfangs December kehrte das Hardenbergsche Paar nach Stuttgart zurück, und da der Hof des Erbprinzen, dem Hardenberg noch immer attachirt war, den größten Theil des Jahres in Ludwigsburg residirte, so kaufte er sich daselbst ein Haus für 4500 Gulden.

---

[1]) Laut Testament erhielten die Vettern Busche die Güter Walbeck, Quenstedt und einen „Engelmanns Gut" genannten Grundbesitz in Hettstedt, alle in der Grafschaft Mansfeld gelegen. Philipp Adam, der älteste der Hardenbergschen Brüder, zugleich der Pathe und Liebling des Erblassers, als Präcipuum das Gut Frohburg in Sachsen und Rethmar und Blumenhagen im Hannövrischen. Der zweite, Anton Gottlieb, Mockritz, Jeßnitz und Löbschütz in Sachsen, nahe bei Leipzig. Der jüngste, Friedrich August, die thüringischen Güter Schlöben, Rabis und Möckern, nahe bei Jena. Das Hardenbergsche Familiengut Wiederstedt übernahm Anton Gottlieb und verwaltete dasselbe für sich und die Brüder.

1729 ward er vom Herzog zum Mitglied einer Commission ernannt, die die Ursache eines bedeutenden Ausfalls in den Finanzen der Holz- und Flößverwaltung untersuchen sollte. Zwei Beamte waren, als des Unterschleifs verdächtig, gefänglich eingezogen. Die Commission fand sie jedoch ohne Schuld und Hardenberg wies nach, daß der Ausfall lediglich in der unpraktischen, weitläufigen und verkehrten Verwaltungsart seinen Grund hatte, die jede Controlle erschwere und unnöthig kostspielig sei. Er machte Vorschläge, wie die Einrichtungen zu verbessern seien und es ist bemerkenswerth, wie glänzend sich sein klarer, sachgemäßer Bericht mit einer umfassenderen Anschauung gegen die weitschweifigen und unbestimmten Berichte der übrigen Mitglieder der Commission abhebt.

Wahrscheinlich in Folge der bei dieser Gelegenheit bewiesenen Fachkenntniß und Tüchtigkeit ernannte der Herzog den bisherigen Regierungsrath am 10. October 1729 zum Kammerpräsidenten. Von da an ist er in einem für ihn durchaus passenden Wirkungskreise. Sein ganzes Streben ging jetzt dahin, die Finanzen und den Handel Württembergs zu heben und die reichen Hilfsquellen des Landes flüssig zu machen. Am 23. Januar 1733 wurde er „wegen der bisherigen treufleißigen Dienste" Hofmarschall, unbeschadet seiner Stellung als Kammerpräsident.

Erbprinz Friedrich[1]), der einzige Sohn Ludwig Eberhard's, war ohne männliche Nachkommen, da sein kleiner Sohn[2]) ihm vorangegangen, 1731 gestorben. Er hinterließ eine Tochter, die später an einen Herzog von Mecklenburg vermählt wurde. Am

[1]) Erbprinz Friedrich, geb. 1698, gest. 1731, vermählt mit der Prinzessin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt.

[2]) Sohn des Erbprinzen Eberhard Friedrich, geb. 1718, gest. 1719.

31. October 1733 folgte der Herzog dem Sohne in die Gruft. Ludwig Eberhard[1]) war ein prachtliebender, verschwenderischer Fürst, der, besonders durch sein Verhältniß mit der berüchtigten Gräfin von Wrbna und Freudenthal, geb. von Grävenitz aus Mecklenburg, und durch ihren Bruder, den Premier-Minister von Grävenitz, das Land entsetzlich gedrückt und ausgesogen hatte. Viele Jahre lang war sie die Geißel Württembergs und der böse Engel des Herzogs[2]). Erst als der Fürst älter wurde und seinen Enkel und dann auch den einzigen Sohn vor sich sterben sah, ward er den ernsten Vorstellungen Friedrich Wilhelms I. von Preußen zugänglich. Dieser bewog ihn, sich in den letzten Jahren seines Lebens von der ihn tyrannisch beherrschenden Frau zu trennen, ja sogar sich mit seiner Gemahlin,

---

[1]) Ludwig Eberhard, geb. 1676, gest. 1733, vermählt mit einer Prinzessin von Baden. Von diesem Herzogpaar existiren Bilder in Schlöben, sowie auch von dem Erbprinzen und seiner Tochter, Herzogin von Mecklenburg und deren Gemahl, Friedrich von Mecklenburg-Schwerin.

[2]) Wie sehr die Gräfin gehaßt und verabscheut war, erhellt unter anderm daraus, daß sie stets befürchtete, ermordet zu werden. Es finden sich Aktenstücke einer Untersuchung unter Hardenbergs Nachlaß über ein Gerücht, das im Lande große Aufregung hervorgerufen. Die Grävenitz habe durch einen Zauber oder Sympathie das Leben des Herzogs an das ihrige gebunden, so daß er in derselben Stunde sterben werde wie sie. Sie habe, als dem Fürsten zur Ader gelassen worden, sich von seinem Blute verschafft, sich selbst eine Ader öffnen und das Blut geheimnißvoll mischen lassen. Das Zeichen, daß die Sympathie kräftig sei, wäre eine Narbe am Arme des Herzogs. Das Volk, das trotz allem Drucke mit Anhänglichkeit an Ludwig Eberhard hing, wurde so erregt durch diese Nachricht, daß der Herzog Hardenberg und Wallbrunn befahl, die Sache zu untersuchen. Die beiden Leibärzte und zwei Kammerdiener wurden vernommen, erklärten jedoch einstimmig, das Ganze sei erfunden, der Herzog habe weder am rechten noch am linken Arm eine Narbe und die Erzählung mit dem Blute sei eine Fabel. Jedenfalls hatte die Grävenitz das Gerücht ausbreiten lassen, da sie Furcht vor einem Mordversuch gegen sich hatte.

einer edlen Persönlichkeit, wieder zu versöhnen. Der Landeshofmeisterin (der Volkshaß nannte die Grävenitz „Landesverderberin") verblieben jedoch ihre Güter, und wenngleich von Stuttgart entfernt, sie lebte mehrere Jahre in Heidelberg, dauerte ihr Einfluß durch ihre Creaturen, wenn auch in geringerem Maaße fort.

Der Nachfolger des Herzogs war sein Vetter Karl Alexander[1]). Er hatte lange Zeit unter dem Prinzen Eugen gedient und verehrte ihn aufs Höchste, so daß er ihm zu Ehren seine drei Söhne Eugen taufen ließ. Sein Uebertritt zum Katholicismus ist in Schiller's Geisterseher poetisch bearbeitet.

Als Karl Alexander die Regierung antrat, athmete Württemberg auf, denn eine seiner ersten Maaßregeln war, die Grävenitz auf die Festung zu schicken und ihr einen großen Theil ihres Raubes an Geld und Gütern abzujagen. Freilich ließ die Strenge gegen die Landeshofmeisterin sehr bald nach. Zur Zeit ihrer Herrschaft hatte sich dieselbe mit großer Schlauheit die katholische Geistlichkeit zu Freunden gemacht. Sie hatte seiner Zeit dem convertirten Herzog Karl Alexander und seiner Gemahlin[2]) zu Liebe den verstorbenen Herzog, entgegen der württem-

---

[1]) Herzog Karl Alexander, geb. 23. Jan. 1684, trat den 28. Octbr. 1712 zur römischen Kirche über, vermählte sich 1727 mit Marie Auguste, Tochter des Fürsten Anselm von Thurn und Taxis. Sie war geb. am 11. Mai 1706. Der Herzog starb am 12. März 1737, seine Gemahlin am 1. Februar 1756 zu Göppingen.

[2]) Von der Herzogin existirt ein sehr schönes Bild in der Schönheitsgallerie im Schlosse zu Wilhelmsthal bei Kassel, von dem ältern Tischbein gemalt. Wahrscheinlich ist dies Bild aber eine Copie nach dem Original, das Hardenberg besaß und das noch jetzt in Schlöben sich findet. Denn das Bild ist ganz jugendlich, also wahrscheinlich in der ersten Zeit in Stuttgart gemalt, während die Schönheitsgallerie erst seit 1752, als der Landgraf den älteren Tischbein kennen gelernt, angelegt ist und

bergiſchen Verfaſſung, dazu bewogen, im Schloſſe zu Ludwigsburg eine katholiſche Kapelle einzurichten. Jetzt leiſteten die katholiſchen Beichtväter und die Herzogin der Grävenitz den Gegendienſt. Die Unterſuchung gegen ſie ward niedergeſchlagen, ſie erhielt nicht nur einen großen Theil ihrer Güter zurück, ſondern auch die Erlaubniß, als Landeshofmeiſterin wieder zu fungiren und in Stuttgart am Hofe ihre Rolle weiter zu ſpielen. Natürlich war ſie klug genug, der regierenden Herzogin gegenüber ſich fügſam und devot zu benehmen.

Hardenberg hatte ſeine Stellung als Kammerpräſident beibehalten. Am 25. Januar 1734 ernannte ihn der Herzog zum Wirklichen Geheimen Rath und Obermarſchall. Die Verhältniſſe am Hofe zu Stuttgart waren jetzt doch ungleich beſſerer Art, da die Ehe des Herzogs eine zufriedene war.

Als am 9. April 1734 die Franzoſen ganz ohne jede Kriegserklärung mit 40,000 Mann bei Kehl über den Rhein gegangen waren und Trarbach zur Uebergabe gezwungen hatten, wurde Hardenberg an den franzöſiſchen Marſchall Duc de Berwick abgeſchickt. Bei den Verhandlungen tritt der klägliche, hülfloſe Zuſtand der kleinen deutſchen Fürſten in ein helles Licht. Den Raubzügen Frankreichs Preis gegeben und der öſterreichiſchen Politik gegenüber, die den katholiſchen und dynaſtiſchen Neigungen des Hauſes Habsburg mehr und lieber Rechnung trug, als den Intereſſen des deutſchen Reichs, ſind ſie in einer traurigen Lage. Oft ſtreift dieſelbe an's Komiſche; ſo bei dieſer Gelegenheit, wo Hardenberg wörtlich den Auftrag erhielt: „zu fragen und zu erforſchen, weshalb ſo eigentlich die

---

erſt nach Erbauung des Schloſſes Wilhelmsthal 1753—54 daſelbſt geſammelt wurde. Die Herzogin iſt in hellblauem Kleide gemalt; vor ihr auf dem Tiſch ſitzt ein ſehr kleiner Mops.

Franzosen einbrächen? und Schutz und Schonung für Württemberg und Baden zu erbitten!"

Es war der polnische Erbfolgekrieg, der jetzt begann. Vergeblich hatte der Prinz Eugen dem Kaiser abgerathen, sich in die polnische Königswahl zu mischen. Oestreich setzte die Kriegsrüstung des Reiches durch, nur Churköln und Churpfalz protestirten. Der Reichstag bewilligte so karge Mittel, „da ja Deutschland an dem Kriege kein Interesse habe", daß der Herzog von Bevern, der den Oberbefehl erhalten, als er statt 120,000 Mann nur 12,000 Mann vorfand, sich sofort zurückzog. Prinz Eugen selbst übernahm den Oberbefehl, aber seine Armee war nur ein undisciplinirter Haufen von kaum 20,000 Mann. Damit konnte er, trotz der muthvollen Vertheidigung des Barons von Wuthginau, den Fall von Philippsburg nicht verhindern.

Der Herzog von Württemberg ging am 26. April 1734 in das Lager des Prinzen Eugen ab. Hören wir über diesen Württembergischen Antheil an dem Feldzug von 1734 den nähern Bericht. Hardenberg erhielt am 26. April folgendes Handschreiben des Herzogs.

„Besonders lieber Herr Geheimbde-Rath!

Nachdem des Prinzen Eugenii Liebden vor Gut findet, daß ich Ohnverweilt zu der Armee abgehe, so wollen der Herr Ober-Marschall das Benöthigte vor die Dienerschaft und sonstiger Erforderniß, gleich nach dem Waghäusel abschicken. Ich verharre mit Estime des Herrn Ober-Marschall

Wohlaffectionirter Carl Alexander."

„P. S. Insonderheit erwarte auf das Förderlichste was zur Tafel nöthig, weilen der Prinz mit Nichts versehen."

Heilbronn d. 26. Ap. 1734.

Nun folgt von Hardenbergs Hand das Verzeichniß der Suite nebst Zubehör.

„Durchlaucht der Herzog und der Prinz von Oels; Ober-Stallmeister von Röder; Ober-Marschall von Hardenberg und Reisemarschall von Schilling; Kammerjunker von Alvensleben; von Seckendorf; Major von Reischach und drei General-Adjutanten; Hauptmann von Herbort; zwei Pagen, von Stockhausen und von Bettfeld; zwei Edelknaben, von Wilmowski und von Stälin.

„57 Pferde für die Suite, ohne die Pferde für die Herzöge, so nicht gezählt sind.

„Regierungsrath Keller; ein Expeditionsrath; ein Feldpater; ein lutherischer Geistlicher; ein Arzt; ein Apotheker; ein Kammerrath; fünf Secretaire; zwei Kammerdiener; zwei Laufer; ein Büchsenspanner; zehn Haiducken; acht Lakaien; ein Leibjäger; ein Barbier; zwei Bediente; ein Fourier; drei Trompeter; vier Hofwächter; eine Leibwäscherin mit vier Mägden; ein Silberkämmerling mit zwei Mägden; ein Zimmermeister; zwei Kellerknechte; drei Conditoren; zwei Küchenmeister; ein Küchenschreiber; sieben Köche; sechs Küchenjungen; ein Küchenknecht; vier Kuchenboßler; ein Voltiseur; ein Bettbube; ein Mundbäck mit zwei Knechten; ein Hofmetzger mit drei Knechten."

Das Audienzzelt des Herzogs war von weiß und grüner Seide mit grünen Crepons gefüttert, die Nähte oben und unten mit silbernen Tressen bordirt, die Zeltstangen mit silbernen Borten umwunden; darin grünseidene Sessel und ein grüner Teppich.

Die Dauer der fürstlichen Campagne ist auf drei Wochen angegeben; den 16. Mai kehrte der Herzog zurück. Man kann sich denken, wie leicht beweglich das Reichsheer zu jener Zeit sein mochte, vorausgesetzt, daß jeder der kleinen Fürsten mit einem

solchen Gefolge zu Felde zog. Dessen ungeachtet gelang es dem Genie des Prinzen Eugen, in diesem und dem folgenden Jahre die Franzosen so weit in Schach zu halten, daß sie außer der Eroberung von Philippsburg keine großen Fortschritte machten, bis am 10. Oktober 1735 der Präliminarfriede von Wien, für Deutschland wenigstens, den Krieg beendete.

Während dieser ersten Jahre in Würtemberg besorgte Hardenbergs ältester Bruder die Administration seiner Güter. Nur größere Angelegenheiten, wie Bauten und die Vertretung seines Grundbesitzes auf dem Landtage in Altenburg, besorgte er selbst und kam alle Jahre deshalb auf einige Tage oder Wochen nach Thüringen. Der Krieg machte sich auch hier fühlbar, mehrere Male wurden die Knechte zu Soldaten weggenommen und eingestellt. Ein untreuer „Holzförster" machte sich straflos und für den Arm der Justiz unerreichbar, indem er bei einem Dragonerregiment eintrat, und so mit den unterschlagenen Holzgeldern verschwand.

Im Winter 1734 gestaltete sich plötzlich das Verhältniß Hardenbergs zum Herzog sehr ungünstig. Die Finanzlage des Landes hatte sich verschlechtert und Hardenberg hatte als Remedur eine Reduction der fürstlichen Ausgaben, sowie für mehrere Jahre eine Verringerung der damals ungewöhnlich reichlichen Gehälter der höheren Beamten in Vorschlag gebracht. Der Herzog, weit entfernt hierauf einzugehen, hatte sich jetzt zuerst auf die Finanzpläne und Geldspeculationen des später so berüchtigten Juden Oppenheim, bekannter unter dem Namen Süß, eingelassen.

Es ist nicht ersichtlich, ob Süß direct den Sturz Hardenbergs veranlaßte, es scheint aber, daß jedenfalls eine Intrigue der ganzen Partei zu Grunde lag, um den Mann zu

beseitigen, der ihnen bei ihren Finanzplänen ein unübersteigliches Hinderniß war. Es sind zwei Briefe von Hardenberg vorhanden, einer an Geheimerath von Wallbrunn und einer an den Herzog, die die gewaltsame Art, einen verdienten Mann zu verabschieden, grell beleuchten.

„Aus dem von Durchlaucht dem Herzog bei meiner letzten Anwesenheit in Wildbad gemachten ungnädigen Empfang, habe ich mit ganz besonderem Chagrin wahrnehmen müssen, daß Höchstderselbe die mir sonst erzeigte Gnade völlig abgewendet. Da ich nun nicht, wie Jedermann bekannt, um des Interesses willen, sondern sowohl dem hochseligen Herrn Herzog, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, aus einem Point d'honneur diene, so fällt mir solches um so empfindlicher, als ich mir sagen darf, weder in Bezeugung meiner unterthänigen Devotion, noch auch in Beförderung des herrschaftlichen Interesses niemals so viel möglich gefehlet, und kann ich mir nimmermehr vorstellen, daß meine Reise nach Wildbad Ursache zu diesem bezeugten ungnädigen Accueil kann gegeben haben; da einestheils der ertheilte gnädige Befehl: daß Niemand ohne Erlaubniß nach Wildbad kommen sollte, mich als Chef vom Hof, der täglich Serenissimo etwas vorzutragen, hoffentlich nicht betrifft, anderntheils auch ich meines Ermessens eher gefehlt haben würde, wenn ich mich nicht wegen des bevorstehenden hohen Geburtstages eingefunden hätte. Bei dieser Bewandtniß sehe ich mich gemüßigt, einen Entschluß zu fassen, welcher mir um so sensibler fällt, als ich mir vorgenommen, die Tage meines Lebens zu Diensten Durchlaucht des Herzogs anzuwenden, und habe ich die Ehre Ew. zu bitten, das dieserhalb gefertigte Promemoria Serenissimo zu überreichen. Es fällt mir unerträglich, mich in der Ungnade des Herzogs zu sehen,

nicht zu gedenken, daß durch die so publique erzeigte Ungnade die meiner Charge zur Beförderung des herrschaftlichen Interesse so nöthige Autorität völlig hinwegfällt."

Die Antwort auf das von Wallbrunn übergebene Promemoria, in dem Hardenberg direkt forderte: „Da der Herzog ihn so ohne Grund und Ursache ungnädig behandle, so möge er ihn seiner Dienste entlassen", war ganz kurz der Abschied. In dem oben erwähnten Briefe an den Herzog spricht Hardenberg den Dank für den Abschied aus und fordert zugleich seine rückständigen Gelder, die er von seiner Ausstattung zur Kampagne noch zu fordern habe, und die er mit ungefähr 1000 Thalern aus seiner eigenen Tasche habe bestreiten müssen, obschon ihm der Ersatz dafür zugesagt sei. „Zugleich bitte ich unterthänig, Durchlaucht mögen endlich Hochdero Resolution ertheilen über die mir von dem Hofkammerath Siegel gethane Beschuldigung: Unter dem verstorbenen Herzog Geschenke genommen zu haben, obgleich der Geheime Rath und die Regierung auf eine Strafe und Abbitte für Siegel wegen dieser Verläumdung angetragen haben, und meine Ehre darunter leidet, daß Durchlaucht diesen Antrag noch nicht bestätigt haben." Schließlich bittet er, der Herzog möge ihm gestatten, daß er sich persönlich von ihm verabschieden dürfe! Auf alles dies erhielt er weder Antwort noch Bescheid. Später werden wir sehen, wie Hardenberg für diese schnöde Behandlung Genugthuung fand. Der Hofkammerrath Siegel war in der Folge in die Verbrechen von Süß mit verflochten, er hatte möglicherweise schon jene Anklage ersonnen, um Hardenberg zu entfernen.

Hardenberg ging mit seiner Frau zu deren Mutter nach Guttenberg und ließ das Haus in Schlöben einigermaßen in wohnlichen Stand setzen, „die schwarz gewordenen Wände

ſollen geweißt, die Eſtrichfußböden in den Zimmern mit Dielen belegt werden. Das Kupfergeſchirr, ſo nöthig, ſo wie auch die Leipziger und die franzöſiſche Amſterdamer Zeitung ſollen in Jena beſtellt werden."

In der zweiten Hälfte des März gingen ſie auf einige Tage nach Ludwigsburg zurück, und ſchickten ihre Möbel und ſonſtige Einrichtung durch Frachtfuhrleute nach Schleuſingen. Daſelbſt wurden ſie durch drei vierſpännige Wagen aus Schlöben abgeholt. Da der Weg über den Thüringer Wald ging, ſo brauchte man zehn Tage dazu.

„Wir reiſten am 28. März aus Stuttgart ab", ſchreibt Frau von Hardenberg in einem Kalender, in den ſie ſich allerlei Notizen macht, „und ſind am 8. April in Schlöben Gottlob glücklich angekommen."

Das Haus daſelbſt war ſehr alt, ehemals wohl befeſtigt geweſen; ein Waſſergraben von großer Breite zog ſich rings herum, über den zwei Zugbrücken führten.

Hier in Schlöben lebte nun das Ehepaar, nachdem das alte düſtere Gebäude einigermaßen behaglich eingerichtet war, mehrere Jahre in ländlicher Ruhe, aber in lebhaftem Verkehr mit ihren Freunden und Verwandten. Namentlich die letzteren, die Töchter der Geſchwiſter in Wiederſtedt und in Haſtenbeck, waren wochenlang zum Beſuch bei der Hardenbergiſchen Familie. Die Brüder mit ihren Frauen kamen nach Schlöben oder ſie reiſten zu denſelben. Auch mit Würtemberg ſtand man in eifrigen brieflichen Beziehungen [1]).

Mit der Nachbarſchaft ſahen ſie ſich oft und Einladungen gingen hin und her. In dem Kalender findet ſich unter

[1]) Laut einer Notiz ſchrieb Frau von Hardenberg vom 11. April bis Ende November 1735 160 Briefe an verſchiedene Perſonen.

Anderem ein in seiner Zusammenstellung origineller Küchenzettel bei einem großen Gastgebot für die Nachbarn [1]).

Im Herbst 1735 war Frau von Hardenberg zum ersten Male guter Hoffnung. Ihr Gemahl war unbeschreiblich glücklich darüber und beschloß jetzt, ehe das Kind geboren war, seine Güter zum Majorat zu machen. Zuvor aber wendete er sich an den Schöppenstuhl zu Jena, fügte seinen Erbvertrag mit seinen Brüdern und Vettern bei und frug an: „Ob er durch diese Einrichtung nicht etwa den Rechten seiner Brüder und Vettern, oder denen des Landesherrn zu nahe träte?"

Der Schöppenstuhl gab das Gutachten ab: Daß er, Hardenberg, völlig frei und unbeengt seine Einrichtungen zu treffen in der Lage sei."

Einer eigenthümlichen Sitte jener Zeit war dadurch Rechnung getragen, daß ihm seine Frau für den Fall ihres Todes ohne Tochter, gegen eine Summe von 50 ungarischen Ducaten (die, wenn sie starb, ihren Verwandten zufielen) ihre weiblichen Geraden, d. h. ihre Wäsche, Betten, Kleider, Schmuck, Juwelen und Silberzeug verkaufte. Sie übergab ihrem Manne in ihrem Zimmer im Beisein eines kaiserlichen Notars, ihres gerichtlichen Vormundes Dr. Müller aus Jena und zweier Zeugen die Schlüssel zu den Truhen und Schränken, darinnen die Geraden verwahret; er kaufte sie ihr ab und „nachdem der Herr Ober-Marschall den Possess und Dominium apprehendiret, hat er Dero Frau Gemahlin, als Verkäuferin, den bedungenen Ge-

---

[1]) Küchenzettel vom 10. März 1736: Suppe mit Kapaunen. — Wirsingkohl mit Kalbscottelets. — Stockfisch-Pastete, Rindfleisch mit Senf. — Rehbraten, weiße Würste. — Torte croquante mit Kirschen. — Hecht, blau. — Dessert-Aufsatz von Gelée, Hiepen, Eisenkuchen, Rüblen (ein Backwerk), Butter und Käse, zwei Teller mit Aepfeln.

brauch der Geradeſtücke auf Lebenszeit, durch Zurückerſtattung derer Schlüſſel, willigſt überlaſſen."

Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Am 9. April 1736, Nachmittags, brach in dem Hauſe zu Schlöben Feuer aus. Hardenberg brachte ſeine Frau nach Rabis, welches ganz nahe dabei liegt, er ſelbſt kehrte nach der Brandſtätte zurück, um das Löſchen zu leiten. Der linke Flügel des Hauſes brach bald darauf in ſich zuſammen. Die Leute, die kurz zuvor Hardenberg in dem Flügel geſehen, aber nicht bemerkt hatten, daß er im Innern in das Corps de logis, welches noch unverſehrt ſtand, zurückgegangen war, glaubten ihn unter den brennenden Trümmern verſchüttet, und brachten jammernd und ſchreiend der armen Frau die Nachricht nach Rabis. Ein furchtbarer Schreck und eiſiger Froſt überfiel ſie, und als nach kurzer Friſt Hardenberg ſelbſt unverſehrt erſchien, da waren ihre frohen Hoffnungen, einen eigenen Sohn an's Herz zu drücken, für immer vernichtet, denn den folgenden Tag ward ein todter Knabe geboren, und die Geſundheit der armen Mutter war von da an ſtets ſchwach und ſchwankend. Wie tief beide dies Schickſal traf, beweiſt, daß Frau von Hardenberg noch lange Jahre hernach dieſes Tages gedenkt: „geſtern waren es 22 Jahre, daß Schlöben brannte!" und daß er 38 Jahre ſpäter, als ſeine Frau ſtarb, in die Gruft, wo ſie beigeſetzt wurde und er nachmals auch begraben werden wollte, den Sarg des kleinen Kindes überführen ließ, „um mit dem, ſo mir auf Erden das Theuerſte geweſen, vereinigt zu ſein." Frau von Hardenberg ſchilderte ihrem Arzte und treuem Freunde Bilfinger in Stuttgart das Brandunglück und ſeine Folgen. In ſeiner Antwort ſagt derſelbe: „Daß Euer Gnaden das Stillſchweigen des Herrn von Hardenberg von den Umſtänden ſeiner Frau

Gemahlin vor ein discretes Schweigen auslegen, finde ich galant, ich habe es mit der Empfindlichkeit des eignen tiefen Schmerzes zu entschuldigen gesucht. Die schöne Reflexion, die Ew. Gnaden über dies Brandunglück und den erlittenen Schaden und Schrecken machen, ist mir von Herzen erbaulich. Es ist doch gewiß, wenn ein Mensch Augen hat zu sehen, so wird er unter allerlei Zufällen und Führungen auch denen, welche uns am Widrigsten sind, dennoch die gnädige, nur züchtigende Vaterhand Gottes erkennen können."

Die Geschwister leisteten den Abgebrannten aufs treulichste Hülfe und Beistand. Sie schickten ihnen Betten, Wäsche, Möbel und Victualien. Mit denselben richteten sie sich nothdürftig in Rabis ein, und brachten ein Theil der nächsten zwei Jahre auf Reisen zu. Die Aerzte schickten Frau von Hardenberg zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Schwalbach, später nach Schlangenbad. Von dort besuchte sie ihre Familie in Guttenberg.

Inzwischen waren in Württemberg seltsame Zeiten vorübergegangen [1]). Der Jude Oppenheim, „Baron Süß, Exellenz,"

---

[1]) Die Notizen über die Zeit des Juden Süß in Würtemberg sind sämmtlich aus Originalbriefen an Hardenberg und seine Frau genommen. Es sind Briefe der verwittweten Erbprinzeß von Württemberg, des Dr. Bilfinger, Bruders des Ministers, des Prinzen Louis Fürstenberg, der mit dem herzoglichen Hause verwandt war, und noch einiger andrer Personen. Wir lassen einige derselben hier folgen:

.... Vielleicht haben Sie schon Nachricht über die Reduction der Gehälter, welche am Dinstag in der Kanzlei publicirt ist. Herr von Forstner hat 3—4000 Fl. Gage verloren. Die Geheimen Räthe der Adelsbank haben 2000, die Andern 1500 Fl. behalten, Präsident Beulwitz ist auch auf 1500 Fl. herabgesetzt. Der Kammer-Präsident ist abgesetzt. Der Stiftsprediger ist auf 100 Pistolen verkürzt, statt seines Gehalts als Prälat und Consistorialrath. Der Prälat Weißensee verliert seinen Consistorialrathgehalt, der Kanzler Pfaff seine

wie ihn die Briefe ſpottweiſe nennen, hatte nach und nach die ganze Verwaltung, den geſammten Einfluß in ſeine Hand be-

---

Prälatur, auch mit den Schulen ſind Aenderungen gemacht, weniger in terra santa. Alle Ober-Vogteyen ſind eingezogen, bis auf die von Roeder, der ſelbſt darauf verzichtet hat, auch ſeinem Geheimeraths-Gehalt hat er entſagt, was dem Herzog ſehr gefallen, ſo daß er von Neuem in Gnaden ſteht... (Brief von einem Mr. de Bétoncourt, am Hofe angeſtellt, d. d. 25. Juni 1735.)

.... Die Frau Herzogin iſt, wie man ſagt, in Heidelberg ſehr zufrieden. Morgen, am Oſtertage, ſoll ſie mit dem Kreuz des Maltheſer-Ordens geſchmückt werden. Baron Entzberg, Comthur des Ordens, iſt vom Pabſt und dem Großmeiſter mit dieſer Commiſſion betraut worden. So iſt denn eine Dame Maltheſer-Ritter; wie ich höre, iſt ſie die dritte, die dieſen Orden trägt, eine römiſche Fürſtin, Prinzeß Ucella, die demſelben große Geſchenke gemacht, und die Königin von Spanien ſind die beiden Erſten. Sie tragen ein großes Kreuz von feiner Leinwand auf das Kleid aufgenäht, und bei großen Gelegenheiten ein ſchwarzes Gewand von crêpeartigem ſchweren Stoff, und das Kreuz der Religion an einem fein gefältelten Leinenband um den Hals. Ich weiß nicht, welche Gelübde dieſe ritterlichen Heldinnen ablegen, noch wie ſie ihren Profeß thun... (de Bétoncourt, 9. April 1736.)

.... Die regierende Herzogin iſt Chevalière de Malte geworden. Jetztund wird es wohl brav über die Ketzer hergehen, ſonſt höret man noch nicht, wann ſie auf Stuttgard zurückkommt. Ich bin ſehr tranquill darüber..... Die gute Fürſtin (die verwittwete Herzogin) dauert mich ſehr, und wird ſie wohl recht getrieben von hinnen zu gehen .... (Brief der Erbprinzeſſin, 21. April 1736.)

.... Die Herzogin Wittwe iſt ſeit vorigen Donnerſtag nach Kirchheim abgereiſt, zum Kummer aller rechtlichen Leute. Die Frau Erbprinzeß und ihre Prinzeß Tochter haben viele Thränen vergoſſen, die Erſtere iſt noch gar nicht recht wieder erholt, ſeit der Aufregung, die ihr die Abreiſe verurſacht hat.... (de Bétoncourt, 20. September 1735.)

.... Der Herr Hofſtaats-Prediger (ein ſchlechter Mann in moribus et studiis) iſt zum Abendprediger gemacht worden. Man ſagt, er ſei durch das alte Teſtament ins Neue eingegangen, denn das Conſiſtorium weiß nichts von dieſer Promotion, ſie iſt bei Hofe gemacht worden .... (Dr. Bilfinger, 18. Januar 1736.)

kommen. Die Leichtigkeit, mit der er Geld zu schaffen und vor allem dem Herzog jede eigene Mühe aus dem Wege zu

---

.... Dieser Tage sagte mir ein guter Freund, man habe von Ihro Freiherrlichen Exellenz dem Herrn Baron von Süeß gehört: „Man müsse die beede Männer Bilfinger (der Geh.-Rath, Bruder des Briefschreibers) und Keller von Hofe weg schaffen, denn sie thun kein Maul auf als vor die Landschaft und ihre Raten und Spesen." Das Erste ist in seiner Art wahr, das Andre ist grundfalsch. Im Uebrigen ist der Eine nun von Hof weg, der Andre hat um seine Demission gebeten.... (Dr. Bilfinger, Juli 1736.)

.... Das meiste Reden unter geringen Leuten ist von der neuen Pupillencasse, darinnen das Vermögen derer Pupillen unter fürstliche Administration solle geworfen und auch wieder erhoben werden. Die Landschaft hat stark dawider geredet .... (Dr. Bilfinger, 22. Mai 1736.)

.... Wie hart wir gedrückt gewesen und was vor böse Anschläge die Feinde des Vaterlandes und der Religion über uns gemacht, kann man nicht anders als mit Erstaunen hören. Aus dem Briefe von Gen. Rembing an einen Würzburgischen Minister hat man so viel ersehen, daß man das Ministerium (d. h. den Geheimen Rath, die Behörde', die neben dem Herzog die Gewalt in Händen hatte, und laut der Reversalien des Herzogs nur aus evangelischen Mitgliedern ernannt werden durfte) und die Landschaft umstoßen wollte, worauf eine gewaltsame Reformation unfehlbar gefolgt wäre. Unser Herr Gott hat sich aber des armen Landes erbarmt und ihre Rathschläge zu Nichte gemacht.

Nur wünschten wir, daß im fürstlichen Hause mehr Einigkeit regierte und Serenissima es bei dem Rechte des Landes und der Familie der Herzöge von Württemberg ließe und nicht nach dem Testamente Mit-Regentin sein wollte. Die Mit-Ober-Vormundschaft über die fürstlichen Kinder wollte man ihr gerne gönnen und sie an ihrer Religion nicht hindern; denn wir Andern lassen es göttlicher Providenz über, was sie uns für Regenten beschieden habe, nur für unsere Religion sorgen wir nach den Pflichten und Rechten, die uns Gott, Kaiser und Reich gegeben haben. Im Staat ist noch nichts geändert worden, nun wird müssen eine reale Reduction erfolgen, die der Hardenbergischen gleich sehen wird. Bisher war es Spiegelfechterei.

Gestern ist eine vorläufige Verordnung von Wien angekommen: „Man soll sich nach dem Testamente richten." Man bleibt in der Possessio und wird remonstrando remonstriren, und wenn der Kaiser

räumen wußte, hatte dem Herrn blindes Zutrauen zu seinen Talenten eingeflößt. Kein Mittel war ihm zu schlecht, durch welches er die treuen und zuverlässigen Männer, wie Bilfinger, Keller und noch mehrere Andre beseitigen konnte. Die verwittwete Herzogin, deren Einfluß und rücksichtslose Wahrheitsliebe dem Herzog gegenüber er fürchtete, zwang er sich nach Kirchheim unter Teck zurück zu ziehen. Alle bedeutenden Stellen besetzte er mit seinen Creaturen. Der katholische Clerus hoffte durch ihn seine Kirche wieder zur herrschenden im Lande zu

---

uns allein der katholische Kaiser ist, weiter gehen. Mein Bruder hat sich auch ritterlich gewehrt und hatte zu Anfang keinen Collegen als den Herrn von Schütz, denn das Cabinet war testamentlich, jetztund aber ist das Collegium stark.... (Dr. Bilfinger, 9. April 1737.)

.... Man wird nächsten Donnerstag dem Publicum ein kleines Stück aufführen, in welchem Mr. Sues, berüchtigter Verwüster der Finanzen am Stricke tanzt, dann wird er ein großes Ballet in dem Käfich, mit welchem er ausgestellt wird, repräsentiren, um den Großen rechtliche Gesinnungen einzuflößen, und die Kleinen zu erschrecken. Es fehlt nur zur Verzierung des Käfichs die Tabelle der Niederträchtigkeiten und des Anhangs, den dieser fameuse Schuft sich in Würtemberg geschaffen hat, und wenn selbst aus Versehen mein Name darunter genannt wäre, so würde ich von ganzen Herzen zu diesem Verzeichniß zustimmen. Wenn man könnte seine ganze Sippe zwingen Trauer zu tragen, so würde man in einem Tage sämmtliche Tuchläden mit schwarzem Tuch auskaufen. (Prinz Louis Fürstenberg, 30. Jan. 1738.)

.... So viel ist sicher, hätte man Süeß gehängt, in der Zeit als er eben anfing en vogue zu kommen, so würden eine Menge Schurkenstreiche weniger begangen worden sein, aber da man inne wird, daß es von einer Menge eben so hängenswerther Subjecte wie er, wimmelt, so hätte das Publicum wenig oder nichts profitirt. Ich bin gewiß, daß man auswärts, in entfernteren Gegenden zu allgemein und oberflächlich über das gute Glück des Helden vom alten Testament gesprochen und geurtheilt hat, aber so viel ist sicher, daß vor den Gesetzeskundigen (Gens de Robes) er mit allen den schönsten Dingen die Revue passirt hat.... (Prinz Louis Fürstenberg, 14. März 1738.)

machen, da es ihm als Juden völlig gleich war, welcher Confession die Landesreligion angehörte, und die römische Geistlichkeit um des guten Zweckes willen das Geld nicht sparte, dessen Klang Süß allein zugänglich war. Durch sie gewann er zugleich die Herzogin. Der Papst ernannte sie zur Chevalière de Malta, eine Ehre, die bis dahin nur der Königin von Spanien und der Fürstin Ucella in Rom, welche dem Orden reiche Geschenke und Güter zugewandt hatte, widerfahren war. Spottend bemerkt der Briefschreiber: Er sei neugierig, welche Gelübde man diesen ritterlichen Heldinnen abfordern, welche Probe ihres mannhaften Muthes man ihnen auferlegen werde! Ein Comthur des Ordens ward eigens vom Papste und dem Großmeister abgesandt, um ihr die Kette mit Kreuz zu überreichen. Mit großen Feierlichkeiten ward ihr, in kostbarer, schwarzer Robe, das „Kreuz des Glaubens" umgehängt. Die Erbprinzessin macht dazu die Bemerkung: „Jetztund wird es wohl brav über die Ketzer hergehen."

Alle öffentlichen Kassen nahm Süß unter seine Obhut, zuletzt sogar die Pupillengelder, wogegen die Landschaft vergeblich Einsprache erhob.

Der Herzog war durch den Juden und den General von Remding wirklich dahin gebracht, im Einverständniß mit dem Bischof von Würzburg, die württembergische Verfassung umstürzen zu wollen, um die katholische Kirche wieder in den Besitz des gesammten Kirchengutes zu setzen. Schon war der Plan seiner Ausführung nahe; der Herzog, der sich doch schämte die Sache in Person zu vollführen, wollte auf einige Tage verreisen. Remding und Süß sollten im Einverständniß mit einigen Offizieren der in Stuttgart liegenden Truppen das

Geheimerathscolleg und die Landschaft verhaften und das Decret des Herzogs proclamiren.

Da trat plötzlich eine Aenderung ein. In der Nacht vom 12. März 1737, als der Herzog von einem glänzenden Maskenfeste, wo er sich sehr erhitzt hatte, zurückkehrte, traf ihn ein Lungenschlag und machte binnen wenigen Minuten seinem Leben ein Ende. Bilfinger schreibt seinen Freunden in Thüringen über den Tod des Herzogs: „Ew. Gnaden sind unsre bisherigen Fata bekannt. Auf die gezwungenen Lustbarkeiten des Carnevals kam der plötzliche Tod unsres Fürsten. Die Art seines Todes war sonderlich, wie es sich bei der Balsamirung gefunden. Der Herzog ist an einem Steckfluß, aber ohne Effusion eines Schleimes oder Geblütes gestorben, sondern es hat ein heftiger Krampf, oder Gicht Ihm die Respiration genommen, damit ist alles Geblüth in der Lungen stecken geblieben und das hat immediate den Tod gebracht, denn die Circulation hörte auf." — Durch den entschlossenen Rath des Hofmarschalls von Roeder und des Kanzleidirektors Harprecht, die den Juden und Remding in derselben Nacht gefangen nahmen, ward die Ausführung aller jener bösen Pläne verhindert. „Auf den Todesfall des Herzogs," schreibt Bilfinger am 20. März 1737, „folgte eine General-Veränderung, aber auch zugleich ein Streit wegen der Administration. Die Böswichter, die unser Land verheerten, wurden beim Kopf genommen, ich meine den Juden und seine Engel, Räthe und Helfershelfer. Der gottlose General Remding wurde, weil er dem Herrn Administrator die Hand-Treue nicht geben wollte, und auch die Regimentscommandeure in einem eigenmächtig dazu gehaltenen Kriegsrath dazu veranlaßt hatte, durch den resoluten Rath des Kanzleidirectors Harprecht, der dadurch einen für sich gefahrvollen, in der Folge

aber dem ganzen Vaterlande höchst nöthigen und nützlichen Streich gemacht hat, in Arrest genommen, und als man ihn eben auf Parole loslassen wollte, fand man hinter ihm an der Erde einen infamen Brief, an einen Minister in Würzburg, den er nicht mehr hatte vernichten können, der auf den Umsturz der Religion und Verfassung unsers Landes abgesehen war. — Wir sehen daraus, welch ein Unglück auf uns wartete und wie uns Gott so gnädig und in einer Schnelle errettet hat.

„Was Remding vor einen Lohn davon tragen werde, steht noch zu erwarten. Auch ist der Jude und seine Anhänger noch unter der Justizhand. Denn man will Alles secundum rigorem legum behandeln und das geht bei so intricaten, vielen Factis und so schlauen Verhafteten langsam her."

Die Aufregung über diese Entdeckung war in Württemberg eine allgemeine; ein Schrei der Empörung und des Schreckens ging durch das Land, man erinnerte sich jener Zeiten, wo in vielen der kleinen deutschen Fürstenthümer der Wechsel der Confession des Fürsten, wie z. B. in der Pfalz, in Nassau-Hadamar, unfehlbar bei einem größeren oder kleineren Theil der Unterthanen eine Aenderung des Bekenntnisses nach sich gezogen hatte, und ein Gefühl der Freude über die Rettung wandte alle Herzen der nun eintretenden Administration unter Herzog Friedrich Rudolph zu.

Natürlich interessirten diese württembergischen Verhältnisse das Hardenbergische Ehepaar aufs lebhafteste, allein nicht minder beschäftigten Hardenberg die politischen Zustände des übrigen Deutschlands. In den Jahren 1737—1739 erregte der Tausch, der von östreichischer Seite mit Lothringen gegen Toscana bewirkt wurde, so wie der wenig ehrenvolle Frieden von Belgrad den Schmerz und Zorn der deutschen Patrioten. Die

beiden schlesischen Kriege und Friedrichs II. Siege riefen ein Staunen, eine fast dem Schrecken gleich kommende Bewunderung des kühnen jungen Fürsten hervor, der dem mächtigen Oestreich den Fehdehandschuh hingeworfen, die durch den Prinzen Eugen bisher so meisterlich geführte Armee besiegt und dem staunenden Europa bewiesen hatte, daß eine neue Zeit im Anbrechen sei.

Eine öffentliche Meinung über alle diese Ereignisse gab es ja damals auch, allein sie konnte sich nicht so wie heute geltend machen. Da ganz Deutschland in so zahlreiche kleine Kreise und Ländchen zersplittert war, die unter einander wenig Berührung hatten, so gab es keine Organe, durch die diese öffentliche Meinung sich hätte vernehmen lassen können, doch machten sich Spott, Unmuth und Zorn in einzelnen fliegenden Blättern Luft. Theils in Abschriften, theils gedruckt gingen sie von Hand zu Hand. Unter Hardenbergs Papieren finden sich mehrere solcher fliegender Blätter, so z. B. ein fingirter Catalog mit Spottliedern über den Frieden von Belgrad; Anzeigen von Lust- und Schauspielen* über den Tauschhandel Lothringens gegen Toscana; Klagelieder über die Preußen, darunter ein drastisches Kirchengebet mit beigeschriebener Notiz: Dies sollen die katholischen Schlesier wirklich auf den Kanzeln und in den Häusern beten. Das Bemerkenswerthe bei diesem Blatt ist, daß es augenscheinlich aus dem dreißigjährigen Kriege stammt; denn der Schwede und Preuße als Feind fließen in Eins. Aus etwas späterer Zeit ist ein solches Blatt „Europäisches L'Hombrespiel" vorhanden, in welchem jeder Hof seine charakteristische Karte ausspielt. Einzelne dieser Charakteristiken passen noch heute. Leider sind die Blätter durchweg in dem

ſchwerfälligen, ungelenken Ton jener Zeit gehalten, ſo daß uns das Ganze trocken und reizlos erſcheint.

Faſt zwei Jahre hatte Hardenberg an dem neuen Hauſe in Schlöben gebaut. Statt des alten düſtern burgartigen Gebäudes erſtand an derſelben Stelle ein freundliches, wohnliches Landhaus. Der Burggraben ward durch feſte Mauern eingeſchloſſen; die beiden Zugbrücken verwandelten ſich in feſte ſteinerne Brücken mit Steinpfeilern, die Reſte der Wälle wurden zu Terraſſen gemacht, mit Raſen belegt und mit Linden und andern Bäumen bepflanzt. Innen ward das Haus reich und ſchön, mit koſtbaren Tapeten, Stukkaturarbeit an den Decken, Marmorconſolen, eingelegten und geſchnitzten Möbeln eingerichtet. Im Sommer 1738 wurde es feierlich eingeweiht und bezogen. Bald nachher aber erhielt Hardenberg von dem Herzog-Adminiſtrator eine Aufforderung wieder in den würtembergiſchen Dienſt einzutreten. Laut Briefs ſeiner Frau aus ſpäterer Zeit, vom Jahr 1763, lehnte er die Aufforderung ab, „ſolange der Herr von Schütz und die grande Maitresse (jene berüchtigte Grävenitz) am Ruder blieben.“

Herzog Friedrich Rudolph legte ſchon nach wenig Jahren ſeines hohen Alters wegen die Vormundſchaft nieder und Herzog Karl Friedrich von Würtemberg-Oels [1]) trat an ſeine Stelle.

[1]) Das Herzogthum Oels in Schleſien kam durch Heirath einer Erbtochter 1647 an den Herzog Silvius Nimrod von Württemberg. Sein dritter Sohn ſetzte die Linie fort. Er hatte zwei Söhne. Den hier genannten Herzog Karl Friedrich und Chriſtoph Ulrich, der katholiſch wurde und 1734 ſtarb. Karl Friedrich trat ſeinem Neffen, der evangeliſch geblieben war, das Herzogthum Oels ab. Mit dieſem, Chriſtian Erdmann ſtarb der Mannsſtamm aus Würtemberg-Oels wieder aus. Durch ſeine Tochter kam es als Heirathsgut an Auguſt von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Von ihm erbte es ſein Neffe Herzog Wilhelm von Braunſchweig-Oels, der bei Quatre-bras fiel und der Vater der beiden letzten Herzöge Karl und Wilhelm war.

Nachdem im Jahr 1550 ganz Würtemberg evangelisch geworden und die Klöster aufgehoben waren, deren ganzes Vermögen durch Herzog Christoph zu Kirchen- und Schulzwecken verwandt wurde, hatte man den Vertrag hierüber zum ewigen und öffentlichen Landes-Grund-Gesetz erhoben. 1660 war er erneuert und durch Kaiser Rudolph II. bestätigt, seitdem auch durch die nachfolgenden Kaiser confirmirt worden.

Als nun der katholisch gewordene Herzog Karl Alexander zur Regierung kam, forderten die Stände, daß er die Reversalien ausstelle: „das Land ganz evangelisch zu lassen und das Geheime-Raths-Collegium mit evangelischem Chef und Gliedern fortdauernd zu besetzen." Am 27. März 1734 stellte der Herzog den Revers aus. Nach seinem Tode bestand der Wiener Hof darauf, die verwittwete Herzogin zur Ober-Vormünderin ihrer Söhne zu ernennen. Als sie am 8. Nov. 1737 die Reversalien unterzeichnete, erkannte man sie als solche an, und das Corpus Evangelicorum bestätigte auf dem Reichstag am 16. April 1738 dieses Anerkenntniß. Der Kaiser Karl VI. aber wollte die Reversalien nur mit Restrictionen annehmen. Dagegen traten die Landstände auf; noch vom Jahr 1743 ist ein Gutachten der Universität Tübingen vorhanden, welches den Landständen Recht gab und den Beweis zu führen suchte, daß nur der katholische Clerus dem Kaiser diese Restrictionen an die Hand gegeben. Jedoch war trotz dieser Streitigkeiten im Uebrigen bei der Vormundschaft nach den Landesgesetzen verfahren, denen sich doch auch die Herzogin fügen mußte.

Drittes Kapitel.

Zweite Dienstzeit in Würtemberg 1741—1755.

Herzog Karl Friedrich berief den 20. Juni 1741 Hardenberg zum zweiten Male nach Würtemberg, und da inzwischen die Grävenitz beseitigt war, so nahm derselbe die Berufung an. Sein Patent ist vom 19. September 1741, wahrscheinlich sind also noch Verhandlungen darüber hin- und hergegangen. Er trat in das obervormundschaftliche Collegium ein, welches außer ihm aus den Geheimen Räthen Bilfinger, von Wallbrunn und Zech bestand[1]).

Eine glänzendere Ehrenerklärung konnte sich Hardenberg von Würtemberg nicht wünschen, als diese zweite Berufung zum Vormund der Söhne des Mannes, der ihn in Ungnaden entlassen und einer plumpen Intrigue preisgegeben hatte.

Die Regierung während der Minderjährigkeit und die ersten Regierungsjahre des Herzogs Karl Eugen bezeichnet ein Schriftsteller[2]) als „eine wahrhaft treue Regierung. Sie zahlte die unter den beiden letzten Herzogen riesig angewachsene Schuldenlast ab, sorgte in jeder Hinsicht für das Wohl des Landes und brachte es dahin, daß die Steuern gemindert, der Landbau gehoben und verbessert wurde".

Diese Verwaltungsgeschäfte waren, wie schon erwähnt,

---

[1]) Sein Gehalt betrug 1200 Gulden, 12 Scheffel Roggen, 122 Scheffel Dinkel, 164 Scheffel Hafer, 8 Wannen 32 Pfund Heu, 72 Bund Stroh. 25 Klaftern Holz, 24 Eimer Wein. Von fürstlicher Rentkammer Kost für zwei Bediente, d. h. 78 Gulden, 2 Scheffel Roggen, 8 Scheffel Dinkel, 8 Maaß Wein. Von fürstlichem Kirchenrath 61 Gulden 54 Kreuzer Neujahrsgeld, 12 Eimer Eilfinger Wein.

[2]) Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Hardenbergs eigentlichstes Element, in welchem sein Talent zur vollen Entfaltung kam. Er beförderte den Bergbau und das Salinenwesen. Die Saline Sulz kam unter ihm in großen Flor, so daß sie einen Theil des Salzbedarfs im Lande deckte. Auch mit dem Suchen und Grabenlassen von Torf beschäftigte er sich und war besonders bemüht, bei den Besitzern von Landgütern Interesse daran zu wecken. Er entwarf eine neue Flöß- und Wegeordnung für Würtemberg von so vorzüglicher Beschaffenheit, daß der Großvoigt von Münchhausen ihn im Jahre 1753 um die Mittheilung der gesammten Cameraleinrichtungen Würtemberg's bittet und ihm zugleich für die Uebersendung der ganz vortrefflichen Wegeordnung dankt, die er einer einzuführenden hannöverischen zu Grunde zu legen gedenkt.

In diesen Cameraleinrichtungen finden sich mancherlei Seltsamkeiten, so z. B. die Sonderbarkeit, daß bei dem Verpachten der fürstlichen Kammergüter unter mehreren als geeignet angesehenen Bewerbern gewissermaßen das Loos entscheiden mußte, oder aber die größte Kraft in der Faust; denn die Verhandlung wurde bei brennendem Lichte geführt und derjenige, bei dessen Schlag auf den Tisch das Licht, sei's durch Zufall, also das Loos, sei's durch den heftigen Faustschlag auf den Tisch, erlosch, erhielt die Pachtung.

Ein Monopol des Fürsten war das Salpetergraben. Es bestand eine Zunft der Salpetergräber, und Niemand durfte gesetzlich ohne Erlaubniß einen Stall pflastern lassen, sondern die Ställe mußten sämmtlich gebohlt werden, auch war ein jeder verpflichtet, die Salpetergräber in Haus, Hof und Ställen ungehindert bei strenger Strafe arbeiten zu lassen. Nur war der Gräber gehalten, das, was er beim Arbeiten einriß, wieder herzustellen.

Diese für die Grundbesitzer höchst unbehagliche Einrichtung veranlaßte bei der in jener Zeit überhaupt vorherrschenden Neigung zu alchymistischen und chemischen Experimenten Versuche, den Salpeter chemisch zu erzeugen, das heißt, ihn aus anderen Elementen herzustellen. Es finden sich da originelle Verhandlungen mit einem solchen Tausendkünstler, einem Pfarrer Velnagel, der das wohl geringe Einkommen seiner Pfarre durch Verwerthung seiner chemischen Kenntnisse zu verbessern trachtete.

Der Herzog war neugierig auf die Productionen, die nach der Meinung des Pfarrers einen enormen Vortheil versprachen, und so erhielt Hardenberg den Auftrag, ihn auf der Saline Sulz seine Proben machen zu lassen. Er übergab seine Gemeinde zwei Amtsbrüdern und kochte und siedete zwölf Wochen lang. Dann berichtete er dem Herzog, daß es ihm gelungen, Salzcrystalle herzustellen. „Es sind wenige, welchen die Erkenntniß dieses hohen Geheimnisses verliehen, die Meisten verderben durch ihr Laboriren die guten Subjecte der Natur, wir aber, da wir der Natur auf eine philosophische Art nachahmen, verderben Nichts, sondern bringen aus einer geringen Sache immer, je länger wir arbeiten, etwas Höheres und Besseres heraus, doch ist hier Weisheit von Oben und Geduld der Heiligen von Nöthen. Durchlaucht wollen die Gnade haben und vernehmen, wie ich mein philosophisches Kind zu Sulz mit sonderbaren Schmerzen geboren habe".

Schließlich fand Hardenberg, daß die Probe zu theuer wurde und beseitigte den philosophischen Salpetersieder mit einer Gratification für seine Mühe.

Einen Punkt behielt die Vormundschaft, ganz besonders aber Hardenberg und Bilfinger, die eine treue Freundschaft mit einander verband, unverrückt im Auge: den nämlich, die jungen

Prinzen und damit das ganze fürstliche Haus zur evangelischen Kirche zurückzuführen. Man beschloß sie in preußische Dienste treten zu lassen, und hoffte dadurch zugleich eine Heirath mit protestantischen Prinzessinnen anzubahnen. Die Schwierigkeiten, die diesem Plane entgegen standen, macht Hardenberg einmal in einem Promemoria übersichtlich namhaft. Es sind „die Rücksichten, so auf Frankreich der Seigneurieen[1]) wegen zu nehmen, die Besorgniß, Wien und dem bayrischen Hofe Ombrage zu geben, die Attention auf die katholischen Höfe überhaupt, daß ihr Mißtrauen nicht erweckt werde, und die „Frau Mutter" (die alte Fürstin von Thurn und Taxis) und die Geistlichkeit nicht wieder zu sehr die Frau Herzogin in die Hände bekomme. Endlich möge man wohl sorgen, seine Majestät den König in Preußen also zu disponiren, daß er es ohne Mißtrauen geschehen lasse, daß die jungen Prinzen erst an andre Höfe, z. E. den Haag, Kopenhagen u. s. f. reisen, ehe sie nach Berlin kommen".

---

[1]) Das Fürstenthum Mömpelgard und neun Herrschaften waren durch den Tod des letzten Fürsten von Würtemberg-Mömpelgard, Ludwig Leopold, 1723 an Würtemberg zurückgefallen, laut eines Vertrags, den derselbe 1715 zu Wildbad mit Herzog Ludwig Eberhard geschlossen hatte. Ausdrücklich waren darin durch Ludwig Leopold die Kinder seiner Maitressen, Frl. v. Sponneck und zwei Schwestern de l'Esperance, aus der Schneiderfamilie Curie in Mömpelgard stammend, für illegitim und daher nicht für erbberechtigt erklärt, wogegen Ludwig Eberhard sich verpflichtete, den Kindern dieser drei Frauenzimmer jährlich 12,000 Gulden zu zahlen. Nach dem Tode Ludwig Leopolds aber traten die Kinder mit Erbansprüchen hervor, die sich auf eine fingirte Trauung und auf gefälschte Zeugnisse des Hofpredigers Gropp in Mömpelgard stützten. Sie wußten sich in Frankreich Schutz zu verschaffen. Die französische Regierung legte den streitigen Besitz unter Sequester und drohte bei jeder Gelegenheit die Prätendenten in Besitz zu setzen. Erst 1748 gelang es, die Sache zu Gunsten Würtembergs zu entscheiden. 1795, während der Regierung Ludwig Eugens, sind Mömpelgard und die Seigneurieen ganz zu Frankreich gekommen.

Dies Letztere gelang und nun reiste am 16. December 1741 die verwittwete Herzogin von Würtemberg mit ihren Söhnen nach Berlin. Sie selbst kehrte nach einiger Zeit nach Stuttgart zurück; die jungen Prinzen blieben in Berlin, um unter den Augen des Königs ihre Erziehung zu vollenden.

Ein Jahr später, im Februar 1742, begleitete Hardenberg die Herzogin abermals nach Friedrichs II. Residenz, mit dem Auftrag daselbst Verhandlungen einzuleiten, um in einigen Jahren die Hand der jüngsten Schwester des Königs für den jungen Herzog Karl Eugen zu erhalten. Da die Prinzessin aber mehrere Jahre älter war, als der Herzog, so sprach Friedrich II. den Wunsch aus: Man möge die Prinzessin von Bayreuth wählen. Das geschah, und die Herzogin warb selbst in einem Briefe an den König um die Braut, natürlich vor der Hand ganz im Geheimen, da das Paar noch viel zu jung war. Erst im Jahr 1745 fand die offizielle Werbung in Bayreuth und kurze Zeit nachher die Vermählung in Stuttgart statt.

Dieser Aufenthalt der jungen Prinzen in Berlin sollte für Würtemberg von großer Bedeutung werden.

Da später nur das Verhältniß Hardenbergs zu dem Herzog Karl Eugen in Betracht kommt, so mag hier in der Kürze über die beiden jüngeren Brüder berichtet werden.

Der zweite Bruder, Ludwig Eugen[1]), von unbeständigem, launischem Charakter, hielt, als er majorenn geworden war, nur kurze Zeit in dem straffen preußischen Dienste aus; er ging 1749 in französische Dienste.

Der jüngste Prinz, Friedrich Eugen[2]), blieb in Preußen.

---

[1]) Herzog Ludwig Eugen, geb. 1731, succedirte seinem Bruder 1792, starb 1795.

[2]) Herzog Friedrich Eugen, geb. 1732, succedirte 1795, starb 1797.

Er faßte für die Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt eine lebhafte Neigung. Hardenberg und Bilfinger bewogen die würtembergischen Landstände, ihm eine bedeutende Apanage, und im Falle seines Todes, der Wittwe ein hohes Witthum auszusetzen. Friedrich d. Gr. gestattete die Heirath nur unter der Bedingung, daß die Kinder dieser Ehe der Confession der Mutter folgen sollten. Er versetzte den Prinzen nach Treptow a. d. R. Hier wurden die Kinder geboren und unter ganz protestantischer Umgebung evangelisch erzogen. Nachdem Ansbach und Bayreuth an Preußen gefallen waren, wurde der Prinz daselbst Gouverneur, und folgte 1795 seinem Bruder Ludwig Eugen in der Regierung Württembergs. Sein Sohn, der spätere erste König von Württemberg, war zugleich wieder der erste evangelische Regent des Landes.

Hardenberg wünschte auch den Prinzen Ludwig Eugen mit einer Protestantin zu vermählen. In einem Brief vom 8. November 1753 schrieb er an den hannöverischen Minister von Münchhausen: Die katholischen Frauen lassen sich zu sehr von der Priesterschaft (la prêtraille) leiten, die nicht umhin kann, diejenigen, welche nicht in ihre Ideen eingehen, zu verfolgen. Er bat Münchhausen, seinen Einfluß in England anzuwenden, um dem Prinzen die Hand einer englischen Prinzessin zu verschaffen.

Münchhausen ging lebhaft auf diesen Plan ein; nur erhob er das Bedenken, man werde in London die Vermählung der Prinzessin mit einem Katholiken nicht zugeben.

Darauf folgte am 21. November die Antwort: „Wenn die Heirath eine recht vornehme, vortheilhafte ist, so wird es wohl kein Bedenken haben, daß der Prinz seine Religion wechsle". Münchhausen fragte in London an, erhielt aber den

Beſcheid, die Prinzeſſin ſolle nur einem regierenden Herrn ihre Hand geben. Nun ſchlug Münchhauſen eine Prinzeſſin von Wolfenbüttel vor, dieſe aber wollte wiederum der Prinz nicht; ſie war ihm nicht vornehm genug!

Auch in einem andern Verhältniß, mit dem Oberſtallmeiſter von Röder, zeigte der Prinz einen wenig edlen Charakter. Im Jahre 1755 tritt bei einer Angelegenheit Hardenberg noch einmal zu ihm in Beziehung. Beides werden wir ſpäter verfolgen. 1759 vermählte ſich Ludwig Eugen mit einer Gräfin Sophie von Beichlingen. Seine Gemahlin und er ſelbſt waren ſehr bigott. Der Hof hatte den Anſtrich der Frömmelei, die ziemlich viel Frivolität überdeckte. Ludwig Eugen folgte 1792 ſeinem Bruder in der Regierung und ſtarb 1795 ohne männliche Nachkommen. Kehren wir nun zu dem jungen Herzog Karl Eugen zurück.

Im Jahre 1743 fand eine Zuſammenkunft zwiſchen der verwittweten Herzogin von Würtemberg und Friedrich II. ſtatt. In der Histoire de mon temps, T. III. Cap. VIII. pag. 24 s., erzählt dieſer davon: „Während der Friedenszeit, deren ſich Preußen nach dem erſten ſchleſiſchen Kriege erfreute, behielt der König zwei Dinge immerfort im Auge: die Unterſtützung des Kaiſers Karls VII. und den allgemeinen Frieden. Was den Kaiſer betraf, ſo wäre es das Natürlichſte geweſen, nachdem ihn Frankreich aufgegeben hatte, ein Bündniß der deutſchen Fürſten zu bilden, welche das Banner erhoben, um dem Kaiſer, dem Oberhaupte von Deutſchland, Hülfe zu bringen. Schon mehreremals war verſucht worden, dies Gefühl in den deutſchen Fürſten zu erwecken, aber vergebens. Der König, um einen neuen Verſuch zu machen, ſie zu dem zu bewegen, was ihr eignes Intereſſe und die Ehre eigentlich von ihnen forderte,

unternahm es, Einige darunter mündlich zu bereden. Er machte eine Reise ins Reich unter dem Vorwand, seine Schwester in Bayreuth und in Anspach zu besuchen . . . Alle Ueberredungen, alle Gründe waren wirkungslos. Die Enthusiasten für das Haus Oestreich hätten sich für dasselbe geopfert, und diejenigen, die dem Kaiser anhingen, waren durch das viele Unglück, welches diesen Fürsten verfolgte, so eingeschüchtert, daß sie fürchteten, augenblicklich ihre Länder zu verlieren, wenn sie ihm beiständen.

„Die verwittwete Herzogin von Würtemberg befand sich damals in Bayreuth; sie wünschte, der König möge ihr ihren Sohn, dessen Erziehung sie ihm anvertraut, zurückgeben. Der König erlangte von dem Kaiser eine Majorennitätserklärung für den jungen Fürsten, ehe er das übliche Alter erreicht hatte. Es war dies ein Mittel, um den jungen Herzog an die Sache des Kaisers zu attachiren. Den 7. Februar 1744 ließ der König die kaiserliche Mündigkeitserklärung vollziehen, durch die der Prinz Karl Eugen am 13. Februar desselben Jahres zur Regierung in Würtemberg kam."

Hardenberg und Bilfinger widersetzten sich dieser Maaßregel auf das Lebhafteste, da sie für das Land von diesem blutjungen Regenten wenig Gutes erwarteten. Friedrich d. Gr. aber legte ihr Widerstreben falsch aus, indem er sie unter die damaligen kleinen deutschen Minister rechnete, die unter dem Titel Ministre de l'Empereur einfach in kaiserlichem Solde standen. Es mögen hier Auszüge aus dem berühmten Briefe in Form einer Instruction des großen Königs an den Herzog Karl Eugen folgen, soweit sie die hier betreffenden Verhältnisse berühren und soweit wir später verfolgen können, daß Hardenberg und Bilfinger, so bitter kränkend der Brief für sie war, da sie sich ihrer Treue gegen den Herzog und das Land bewußt waren,

doch die Rathſchläge des Königs treulich befolgt haben, wie auch der hohe Begriff von den Pflichten eines Fürſten, von dem der Brief durchleuchtet iſt, ihnen tiefen Eindruck gemacht hatte. Hardenberg hatte ſich das Schreiben eigenhändig copirt.

Auszug aus dem Briefe Friedrich's II. an den Herzog von Württemberg. 6. Februar 1744.

. . . . Sie werden überall Perſonen finden, die Ihnen ſchmeicheln, und die mit Eifer Ihr Vertrauen ſich zu erwerben ſuchen, um Ihre Gunſt zu mißbrauchen, und über Sie herrſchen zu können. Sie werden noch eine zweite Art Menſchen finden, und zwar beſonders unter den Beamten der Verwaltung, die Ihnen ſorgfältig die Kenntniß Ihrer eignen Angelegenheiten zu entziehen und die leichteſten Dinge ſchwierig zu machen ſuchen werden, um Ihnen die Arbeit daran zu verleiden, und Sie fortdauernd unter Bevormundung zu erhalten, und das unter dem ſchönſten Anſchein und in der ſchmeichelhafteſten Form für Sie ſelbſt, mein Prinz.

Sie fragen: „Was iſt dagegen zu thun?“ Sie müſſen ſich genau mit den Finanzverhältniſſen vertraut machen. Nehmen Sie einen Secretär, der als Subaltern- und Hülfsarbeiter lange gearbeitet, verſprechen Sie ihm hohe Belohnung, wenn er Sie von Allem auf's Genauſte au fait ſetzt. Die Finanzen ſind der Nerv des Landes, beſitzen Sie davon die gehörige Kenntniß, ſo ſind Sie Herr alles Uebrigen.

Es iſt ein an vielen Höfen Deutſchlands vorhandener Mißbrauch, daß die Miniſter den Titel „Miniſter des Kaiſers“ haben, um ihre Strafloſigkeit zu ſichern. Sie fühlen ſelbſt den Nachtheil, der für Sie entſteht, wenn Sie dies dulden.

Ich muß Sie benachrichtigen, daß Sie in der Verwaltung zwei Räthe vorfinden werden, vor denen Sie wohl thun werden ſich zu hüten. Der eine heißt Bilfinger, der andre Hardenberg. Sie ſelbſt, mein Prinz, müſſen prüfen, wie weit Sie Sich auf dieſe Männer verlaſſen dürfen. . .

Die Lage Ihres Landes, welches an Frankreich und an die öſterreichiſchen Staaten grenzt, nöthigt Sie, ein gemeſſenes und gleichmäßiges Betragen gegen dieſe beiden mächtigen Nachbarn inne zu halten. Zeigen Sie weder für den Einen noch für den andern eine Vorliebe, damit jene Sie nie der Parteilichkeit zeihen können. . . . .

Wenden Sie ſich niemals vom Reich und ſeinem Oberhaupt ab. Es giebt für Sie nur eine Sicherheit gegen die Macht und den Ehrgeiz Ihrer Nachbarn, in Ihrem Feſthalten an dem Reich. Seien Sie der Feind eines Jeden, der daſſelbe angreift, denn dabei droht er auch Sie anzugreifen und zu ſchädigen . . . .

Hardenberg und Bilfinger verstanden, wie gesagt, die Absicht für das Große und Ganze Deutschlands nicht, die der König hatte, und konnten sich um so weniger von ihrem kleineren, engen Gesichtskreise losmachen, als ihnen, da sie in Süddeutschland lebten, die Verhältnisse in Preußen höchst reizlos und herbe erschienen. Die strenge, soldatische Einfachheit des Berliner Hofes däuchte ihrem von Luxus und Ueppigkeit verweichlichten Auge beinahe anstößig[1]). Dazu kam, daß der Angriff gegen Oestreich im ersten schlesischen Kriege ihrem an die Oberherrschaft desselben gewöhnten Sinne geradezu frevelhaft erschien, eine Anschauung, die man östreichischer Seits nicht verfehlte, soviel als möglich zu proclamiren.

In keinem andern Volke, als in dem deutschen, ist es so schwer,

---

[1]) Sehr bezeichnend für diese Anschauung ist der Bericht eines Franzosen über den Berliner Hof, der sich unter Hardenbergs Papieren in Abschrift findet und ungefähr aus dem Anfang der funfziger Jahre ist. Er ist im Ganzen gegen den König eingenommen. Einige Ausstellungen sind charakteristisch. „Die Gestalt des Königs ist ziemlich gut gewachsen, etwas linkisch ist er durch seine schlechte Haltung. Sein Gesicht ist geistreich und angenehm, der Klang der Stimme melodisch, selbst beim Fluchen, was ihm so geläufig ist, wie einem Grenadier . . . . . Er frisirt und kleidet sich selbst an, nie besaß er eine Nachtmütze, einen Schlafrock oder Pantoffeln, nur einen Pudermantel hat er. Das ganze Jahr geht er in Uniform und in Stiefeln! Er kann nicht in Schuhen gehen, noch den Hut unter dem Arm tragen, was ihm ein seltsames Aussehen giebt . . . . Er hat einen Kanzler, der nie spricht; einen Oberhofjägermeister, der keine Wachtel schießen darf; einen Oberhofmeister, der nichts befiehlt; einen Mundschenk, der nicht ahnt, ob Wein im Keller ist; einen Oberstallmeister, der kein Pferd satteln lassen darf; einen Kammerherrn, der ihm noch nie das Hemde gereicht! Alle diese Ober-Hof-Chargen bezahlt er mit dem Titel Excellenz. Ihre Functionen versieht ein einzelner Mann Namens Fredersdorf, der Alles in Allem besorgt . . . . Die Königin und die Prinzessinnen haben nicht einmal Wachen . . . Seine drei Brüder gehen das ganze Jahr in Uniform und Stiefeln und müssen wie Privatleute alle Jahr drei Monat bei ihren Regimentern Dienst thun!" . . . .

für einen großen Mann Anerkennung seiner Schöpfungen und Verständniß seiner Gedanken zu finden, wenn sie auf einem andern Gebiete, als auf dem wissenschaftlicher Forschung liegen, nämlich auf dem der That, die kühn und entschlossen mit dem Altgewohnten bricht. So war es natürlich, daß Anfangs auch Friedrich d. Gr. völlig mißverstanden wurde, denn wie Wenige konnten es übersehen, daß er ja nur den Beruf: Führer und Haupt des Protestantismus zu sein und als solcher den Schwerpunkt Deutschlands nach dem Norden zu verlegen, verstanden und aufgenommen hatte, der durch die Reformation eigentlich Sachsen bestimmt war. Die sächsischen Fürsten hatten diese Bestimmung weder begriffen noch geachtet. Ja, August der Starke hatte zuletzt noch, wie Esau sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkauft, seine evangelische Erstgeburt um die Krone von Polen verschleudert. Brandenburg wurde so Erbe dieses Berufs und Friedrich II. trat diese Erbschaft mit vollem Bewußtsein an.

Auch Hardenberg hat später Preußens Mission mit Klarheit erkannt, allein im Augenblick war ihm das Verfahren des Königs unbegreiflich. Daß Würtemberg von einem sechzehnjährigen Knaben regiert werden sollte, nachdem die beiden Männer soeben erst den Hof und die Verwaltung von einer furchtbaren Schuldenlast frei zu machen begonnen hatten, das erschien ihm wie ein ungerechtfertigter Eingriff in das Wohl des Landes. So war es denn natürlich, daß in den nächsten Jahren nur Mißtrauen gegen den Urheber der bestehenden Verhältnisse bei ihm hervortrat.

Die Wirksamkeit beider Minister wurde gleichwohl durch den Einfluß jenes Briefes nicht beschränkt, denn die ersten Jahre seiner Regierung kümmerte sich der junge Herzog um Nichts als sein Vergnügen, und nur der Druck der Zeit hielt ihn in

dieſer Rückſicht noch in wohlthätigen Schranken. Hardenberg und Bilfinger führten alles nach wie vor, aber es waren ſchwere Zeiten, denn der Krieg dauerte fort und Württemberg wurde bald von Frankreich, bald von Oeſtreich hart bedrängt, um Partei zu nehmen. Aus einer Correſpondenz von Hardenberg mit dem Reichstagsgeſandten Zech erſieht man, wie ſchwierig die Lage der kleinen deutſchen Fürſten war, ungeachtet ſie auf dem Reichstage 1743 ſich ihre Neutralität erkämpft hatten. Die Franzoſen, als kaiſerliche Hülfstruppen, benutzten nicht nur das Recht des Durchmarſches, um vielerlei Exceſſe zu verüben, ſondern ließen auch, ungeachtet aller Proteſtationen, im Spätherbſt 1744 ihre Truppen in Würtemberg Winterquartiere beziehen. Der franzöſiſche Geſandte forderte unter allerlei Drohungen, der Herzog ſolle der Frankfurter Union beitreten, welche Preußen zu Kaiſer Karls VII. Unterſtützung vorgeſchlagen hatte. Kaum waren die Franzoſen zurückgegangen, ſo erſchien ein Geſandter von Oeſtreich, welches mit einem Corps in der Pfalz ſtand, um dringend die Allianz mit dieſer Macht zu fordern.

Hardenberg trieb und drängte, daß die vordern Kreiſe, der ſchwäbiſche, der ober- und niederrheiniſche und der fränkiſche ſich eng an einander ſchließen ſollten, um durch Aufſtellung eines bedeutenden Corps Truppen beide kriegende Theile in Reſpect zu halten. Aber im fränkiſchen Kreis veruneinigten ſich die katholiſchen und evangeliſchen Stände; das bewirkte in den andern Kreiſen Mißtrauen der beiden Confeſſionen: die Truppenaufſtellung kam nicht zu Stande. Gegen Preußen zeigte ſich bei den würtembergiſchen Miniſtern Bitterkeit und Argwohn, um ſo mehr, als der Kaiſer Karl VII. ſich nicht der gewünſchten Popularität erfreute. Hardenberg hoffte auf den Schutz der Seemächte England und Holland, deren Geſandte man im Winter 1745

erwartete. So hielt er die Sache hin, bis plötzlich am 20. Januar 1745 Karl VII. starb. Jetzt machte der französische Gesandte neue Versuche, Würtemberg auf seine Seite zu ziehen; allein nun fand er ernstlicheren Widerstand, „da ja Frankreichs Armee keine kaiserliche Hülfsarmee mehr sei". Nur die Rücksicht auf die von Frankreich sequestrirten Seigneurien hielt den Herzog ab, offen das östreichische Banner zu erheben.

Der Wahltag des neuen Kaisers kam heran und es gelang der östreichischen Partei, da die Franzosen sich zurückzogen, auf dem Reichstage am 14. September 1745 die Wahl des Kaisers Franz I., des Gemahls der Maria Theresia, durchzusetzen.

Bald genug sollten die kleinen deutschen Fürsten inne werden, daß Friedrich II. sich mit Grund gegen die Wahl des neuen Habsburg-Lothringischen Kaiserhauses ausgesprochen hatte; und daß es Oestreich verstand, das Reich und dessen Wohl seinen eignen Plänen unterzuordnen. Noch war das Jahr 1745 nicht verflossen, so hatten die neutralen Regierungen alle Mühe, sich auf dem Reichstage, wie in den Kreisversammlungen vor dem Hineinziehen in den Krieg mit Frankreich zu retten. Im Frühjahr 1746 drängte der Wiener Hof Würtemberg von Neuem. Hardenberg verfaßte am 16. Mai ein Memorandum, welches dem Reichstag übergeben wurde und worin er sagt: . . . „Durchlaucht sehen kein Mittel, ihr jenseits des Rheins gelegenes Fürstenthum vor der Gefahr es gänzlich zu verlieren, und ihr diesseits der offnen Rheingrenze liegendes Herzogthum vor unerschwinglichen Lasten zu bewahren, als daß Sie mit allen Mitteln ihre Neutralität aufrecht zu erhalten und zur Verhütung eines weiter um sich greifenden Kriegsfeuers zu bewahren suchen . . . Man könne ja bei der Neutralität fest setzen: „Im Fall, daß die Kaiserin-Königin, oder sonstige Churfürsten, Fürsten

und Stände in ihren deutschen Ländern angegriffen würden, sollte das ganze Reich zu Hülfe eilen."

Im April 1747 wiederholen sich dieselben Verhandlungen. Der Graf Cobenzl, der östreichische Gesandte, und die Minister der Seemächte, auf die Hardenberg seine Hoffnung gesetzt, traten mit Drohungen und Einschüchterungen aller Art in Stuttgart auf. Besonders der englische Gesandte, Mr. Burrish, drohte, England werde ausscheiden und das Reich ganz im Stiche lassen. Hardenbergs Einwendungen, besonders seine Frage: Was man Württemberg als Ersatz gegen die Seigneurien und Mömpelgard geben wolle? wurde von Cobenzl mit Hohn zurückgewiesen. Schließlich gelang es aber doch nicht, Württemberg zum Nachgeben zu bringen. Nun wurden auf dem Reichstag alle möglichen Intriguen in Scene gesetzt, um die Theilnahme des Reichs am Kriege zu erzwingen. Desgleichen auf dem schwäbischen Kreistag. Mainz, als Directorium, und die katholischen Stände des Kreises gingen mit Oestreich. Als Württemberg eine für die Neutralen sehr ungünstig verlaufene Abstimmung, die durch Ueberstimmen der anderen Partei zu Stande gekommen war, nochmals prüfen wollte und für den 21. December eine Plenarsitzung des Kreises anberaumte, erklärten die Prälaten und katholischen Stände, sie hätten Gewissensbedenken am 21. December, dem Tag des heiligen Thomas, eine Sitzung zu halten!!

Württembergs zähes Festhalten an der Neutralität, zog jedoch die Sache immer von Neuem hin und hinderte jedes Zustandekommen eines nachtheiligen Beschlusses.

Das Ende der ganzen Verhandlungen bildet gewissermaaßen ein Votum Hardenbergs, ad relationem secretissimam des Geheimen Raths Keller, des württembergischen Gesandten in Berlin. Es ist zugleich deshalb merkwürdig, weil es bezeugt,

daß Hardenberg nun doch davon überzeugt war, daß die Interessen der kleinen deutschen Länder, namentlich der protestantischen, einzig und allein im Zusammenstehen mit Preußen zu wahren seien.

Votum Hardenbergs an Keller.

„Man hat von Seiten Württembergs allezeit dafür gehalten, daß das natürlichste sei, mit dem Erzhause und den Seemächten in gutem Vernehmen zu stehen, und wenn jetzt eine Verstimmung dieser Mächte gegen das hiesige fürstliche Haus vorwaltet, so ist das nicht dem fürstlichen Hause, sondern dem Erzhause und den Seemächten zuzuschreiben, deren Absichten immer dahin gegangen, Württemberg in die damaligen Unruhen zu verwicklen, aber demselben für alle Lasten weder einen Vortheil noch nur eine Entschädigung zu verschaffen, wie denn in den mit sämmtlichen fremden Gesandten stattgefundenen Conferenzen von Subsidien oder dergleichen nie die Rede gewesen, sondern von Jenen stets betont worden ist: daß man pro bono publico sich opfern müsse. Ja man hat klar sehen können, daß England und Holland gewünscht und beabsichtigt haben, die vordern Kreise um deswillen in die Kriegsunruhen hinein zu ziehen, um den Franzosen einige Diversion zu machen, folglich den Dorn sich auszuziehen und dem Reiche einzudrücken.

Die Maaßregeln, welche die Seemächte sowohl als Oestreich in diesem Augenblicke nehmen, scheinen nicht danach angethan zu sein, daß man sich großen Vortheil davon versprechen könne, denn:

1. Sind die Russen und andre, da und dort geworbene Truppen noch weit entfernt und kann vor deren Ankunft bereits ein entscheidender Schlag gefallen sein, zumal als Frankreich seine Truppen zusammen hat, und dasselbe dann um so weniger nöthig hätte auf die deutschen Reichsstände Rücksicht zu nehmen.

2. Ist nicht anzunehmen, daß die Seemächte jetzt erst auf Zahlung von Subsidien eingehen werden, da sie es, als es viel nöthiger war, unterlassen haben.

3. Ist eben so wenig Wahrscheinlichkeit, daß dieselben wegen der Winterquartiere etwas ändern werden, zumal sie sich hierdurch eine Last aufbürden würden, die sie die Jahre her beständig von sich abzuwenden gewußt haben. Zudem fehlt es:

4. Aller Orten an Geld, namentlich aber dem Wiener Hofe, und es wird derselbe zwar viel versprechen, aber wenig halten, und so darf man sich keine Hoffnung machen, daß,

5. Bei einem erfolgenden Frieden man sich mit dem Württembergischen Interesse aufhalten werde! Die Erfahrungen voriger Zeiten be-

kräftigen das, auch ist bekannt, daß man auf dem Friedenscongreß nur diejenigen Fragen, welche die Hauptinteressenten angehen, erörtern wird. Wenn demnach nicht Preußen sich das Interesse Württembergs anempfohlen sein läßt, so ist auf Alle die Uebrigen nicht mehr zu rechnen, da überdies nicht zu vermuthen, daß Oestreich und England sich gegen Preußen so benehmen werden, daß der König ihrem Concert beitrete; die dortige Gesinnung ist zu bekannt, als daß man dergleichen voraussetzen kann."

Keller führte die württembergische Sache in Berlin mit Eifer und Wärme, und erlangte, daß Preußen sich bei dem Frieden von Aachen Württembergs kräftig annahm. Der Berliner Hof bewirkte im Verein mit Schweden und Dänemark die Herausgabe der Seigneurien von Seiten Frankreichs. Die Familie de l'Espérance wurde mit einer Rente von 12,000 Rthlrn. abgefunden.

In der innern Verwaltung Württembergs hatte Hardenberg in den folgenden Jahren mit eben so großen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie in den vergangenen mit äußern Gegnern, um durch die Neutralität wenigstens eine Art Friedenszustand zu erhalten. Sein Amt als Obermarschall hatte er niedergelegt, und Wallbrunn war sein Nachfolger geworden. Der Krieg hatte, trotz der gewahrten Neutralität, dem Lande schwere Opfer gekostet und große Nachtheile gebracht. Während nun Hardenbergs Trachten danach ging, den Städten und dem verarmten Landvolke wieder aufzuhelfen, begann die Verschwendung des Herzogs alle Grenzen zu übersteigen. Der Fürst war jetzt erst 22 Jahre alt; seit sechs Jahren unumschränkter Herr hatte ihn bisher die schwere, sorgenvolle Zeit eingeengt. Was Wunder, daß er nun, durch den Frieden wieder in ungestörten Besitz des Landes gesetzt, sein Leben in vollen Zügen genießen wollte und die Annehmlichkeiten seiner Lage ausbeutete. Hardenbergs Briefe, sowie seine Berichte an das Geheime Raths-Collegium sind mit

Klagen und ernsten Vorstellungen angefüllt. Der Herzog und seine Minister traten sich oft in der schroffsten Weise entgegen. Der Marstall, der Schloßbau von Ludwigsburg, die Soldatenspielerei des jungen Fürsten verschlangen riesige Summen. Hardenberg war genöthigt seine eigenen Capitalien und seinen Credit einzusetzen, einmal, um verarmten Gemeinden Vorschuß zu gewähren, und dann, um nothwendige Wegebauten zu machen und industrielle Etablissements vor dem Zusammenbrechen zu bewahren[1]).

Später, im Jahr 1764, als von diesen Geldern noch ungefähr 28,000 Gulden in Württemberg standen, übernahm es die Landschaft den größern Theil zu verzinsen, und votirte Hardenberg einstimmig ihren Dank, daß er in schweren Zeiten den Gemeinden das Geld vorgeschossen. Die sehr bedeutende Erbschaft des Oheims Eltz hatte ihm die Mittel dazu an die Hand gegeben.

Mehrere Male bat Hardenberg, ihm das Kammerpräsidium abzunehmen. Der Herzog verweigerte es jedesmal mit dem Zusatze: „von nun an solle gespart werden". Im Jahr 1751 trat insofern eine Aenderung ein, als der Oberstallmeister von Röder verabschiedet wurde. Von ihm war schon die Rede bei Gelegenheit der Gefangennehmung des Generals von Remding und des Juden Süß, bei welcher Gelegenheit er durch seine Entschlossenheit und Umsicht dem Herzog wie dem Lande einen

[1]) Verzeichniß der in Württemberg ausstehenden Capitalien: 14000 fl. bei der ehrsamen Landschaft; 13800 fl. bei dem schwäbischen Kreis; 10000 fl. beim Flecken Heigerloch; 1000 fl. bei der Gemeinde Aichelberg; 1000 fl. bei der Gemeinde Baisingen; 2000 fl. bei der Gemeinde Ludwigsburg; 5500 fl. bei der Kattuncompagnie; 2000 fl. bei dem Spital Nuiltingen; 3000 fl. bei fürstlichem Kirchenrath; 19000 fl. bei der Saline Sulz; 7000 fl. bei fürstlicher Wegbaukasse.

bedeutenden Dienſt geleiſtet hatte. Jetzt ſollte Röder ſein Amt verlieren. Der Herzog zieh ihn der Untreue, wollte aber gleichwohl nicht, daß eine gerichtliche Unterſuchung ſtattfände, da er wohl wußte, daß Röder gegen ihn und ſeine maaßloſe Verſchwendung ſehr bedenkliche Ausſagen machen konnte, ſondern übertrug die Unterſuchung einer Commiſſion von Mitgliedern des Geheimen Raths, die dem Herzog dringend zu einem gütlichen Vergleich rieth. Der Bruder des Herzogs, Prinz Ludwig Eugen, miſchte ſich in dieſe Angelegenheit, indem er den folgenden Brief an Hardenberg ſchrieb.

Paris, den 22. Februar 1751.

„. . . . Ich bezweifle durchaus nicht, mein Herr, daß Sie durch Ihren Rath vielen Theil an der Güte und der Großmuth haben, die der Herzog, mein Bruder, dem Herrn von Röder bewieſen hat. Ein braver Mann iſt zu glücklich, wenn er Mittel findet, die Leiden eines Unglücklichen zu lindern. Ich bin ganz überzeugt, daß Sie bei dieſer Gelegenheit die Strenge erſchreckt hat. Die Empfindſamkeit iſt eine große Tugend und ich bin ſicher, ſie hat nie lauter in Ihrem Herzen geſprochen, als in dieſem Augenblick.

Ich weiß, der Herzog hat Herrn von Röder 100,000 fl. zugeſagt. Das iſt ſehr ſchön und an Röders Stelle wäre ich denen ſehr dankbar, die dem Herzog dieſen Rath gaben. Wäre ich noch in Stuttgart, ſo würde ich allen meine Dankbarkeit markiren, die die redliche Abſicht gehabt, ſich dieſe Gnade auszudenken. Denn es iſt eben ſo einfach als natürlich, daß ich Intereſſe für einen Bruder habe, den ich zärtlich liebe. Aber, mein Herr, ich halte mich noch nicht für abgefunden, und ſo wie ich wieder nach Stuttgart komme, wird mir nichts mehr am Herzen liegen, als dem Herzog zu beweiſen, mit welchem

Eifer und welcher Treue seine Minister ihm dienen. Meine Beweise werden so klar sein, daß er Sie nur danach belohnen kann, wie Sie es verdienen. Sie werden meine Art zu denken kennen lernen. . . ."

Hardenberg beantwortete den Brief in seinem und des Geheimen Raths-Collegiums Namen am 22. März 1751.

„. . . Ew. Durchlaucht haben die unserm gnädigsten Fürsten angerathene Abfindung mit dem Oberstallmeister von Röder, wegen seiner Erb-Oberstallmeistercharge und dem damit verbundenen hohen Kammerlehn, auf eine widrige und unsre Ehre sehr kränkende Art anzusehen, und uns dieserhalb bei unserm gnädigsten Herrn zu denunciren beliebet.

Seren. hat uns gestattet, Ew. Durchlaucht eine genaue Darlegung der Thatsachen zu geben.

Also geben wir uns die Ehre, Ew. Durchlaucht zu melden, daß von Anfang an Se. Hoheit sowohl schriftlich wie mündlich erklärt, nicht den strengsten Weg mit dem Herrn Oberstallmeister einschlagen zu wollen, und deshalb auch keine gerichtliche Untersuchung im Marstall- und dem übrigen Rechnungswesen angeordnet haben. Ob nun gleich die Untersuchung durch eine Commission viele Unrichtigkeiten und Nachlässigkeit ergeben hat, für die der Herr von Röder sich noch zu verantworten hat, so haben sich doch keine Malversationen oder andre schwere Verbrechen auffinden lassen, um derenwillen die Entziehung des Lehns und der Charge hätte beantragt werden können. Die Lehnsobservanz fordert, daß ein eignes Mannesgericht von Vasallen und Belehnten niedergesetzt werde in einem solchen Falle, dabei im Namen des Lehnsherrn der Vasall angeklagt und mit seiner Vertheidigung gehört werde, und so dann von diesem Gericht unparteiisch Recht gesprochen werde. Ob also bei dieser

Beschaffenheit Serenissimo anzurathen, sich auf dies Verfahren einzulassen und zu riskiren, wegen des mangelnden Verbrechens mit der Klage abgewiesen zu werden, solches geben wir Ew. Durchlaucht zur beliebigen Erwägung anheim.

„Wir glauben vielmehr durch die zu Stande gebrachte gütliche Abfindung Seren. und der fürstlichen Familie einen großen Dienst geleistet zu haben . . ."

Nun folgt die finanzielle Berechnung, wonach der Herzog, wenn Röder von dem Lehnshof (wie sehr sicher anzunehmen) frei gesprochen wurde, nicht nur demselben seinen hohen Gehalt lassen mußte, sondern auch, falls es ihm peinlich war, den schnöde behandelten Mann ferner in seiner nächsten Nähe zu behalten, seinen Nachfolger im Amte besolden mußte. Die Berechnung sagt: „. . . In dem Fall würden die Zinsen eines Kapitals von 200,000 fl. kaum ausreichen. Ew. Durchlaucht kann es uns als ehrlichen Leuten nicht verdenken, daß wir zur Rettung unsers guten Namens darauf bestehen zu erfahren, wer Ew. Durchlaucht diese widrigen Insinuationen über uns mitgetheilt, um so mehr, da Hochdieselben in dem Brief an den Baron Hardenberg einfließen lassen, daß Ew. Durchlaucht Beweise gegen uns vorzulegen hätten. Wir wünschen nichts mehr, als daß Ew. Durchlaucht diese Beweise dem Herrn Herzog mitzutheilen geruhen möchten, damit Seren. in den Stand gesetzt werde, das Thun und Lassen seiner Minister zu prüfen, und dann diejenigen zu strafen, die treue Räthe verläumden und verkleinern."

Die Antwort des Prinzen an Hardenberg ist verlegen und sehr geschraubt, natürlich nennt er diejenigen nicht, die ihm die Nachrichten zugetragen; denn er scheint nur seiner eignen Uebereilung gefolgt zu sein. Seine Entschuldigung läuft darauf hinaus, daß er den Oberstallmeister für schuldig gehalten, und

dann berichtet er ganz naiv, was wahrscheinlich den Zorn des Herzogs gegen Röder zum Ausbruch gebracht. Röder hatte den Prinzen gebeten, ihm, der drei Herzögen von Württemberg treu gedient, ein Decret zu unterzeichnen, in welchem er versprach, den Oberstallmeister zu behalten. Allerdings wirft diese Bitte auch auf Röder ein seltsames Licht. Der Prinz aber hatte dem Bruder sowohl das Decret, wie auch Röders Vorschlag mitgetheilt.

An Röders Stelle trat ein sehr energischer Mann, Baron Uexküll, der durch Sachkenntniß und rücksichtslose Strenge im Marstall eine Menge Mißbräuche abstellte, und dem Herzog selbst durch seine Energie und sein scharfes Durchgreifen imponirte. Es gelang ihm, eine größere Ordnung und dadurch Ersparniß in den Ausgaben des Marstalls einzuführen. Dies, so wie ein Subsidienvertrag mit Frankreich erleichterte einigermaaßen die Lasten der Unterthanen. Der Herzog wollte diesen Subsidienvertrag abschließen, um eine neue Geldquelle zu eröffnen, im Hintergrunde schwebte die Idee, durch diese nähere Verbindung mit der französischen Krone eine Vergrößerung des Herzoglichen Hauses, ja möglicher Weise die Erlangung der Kurwürde durch französische Unterstützung am Kaiserhofe, zu gewinnen. Der Vertrag sollte auf sechs Jahre geschlossen werden. Frankreich zahlte eine hohe Summe. Württemberg stellte dagegen 3 bis 4000 Mann in französischen Sold, doch durften sie weder gegen das Reich gebraucht, noch auch Württemberg gehindert werden, seine militärische Leistung für den Kreis zu stellen.

Hardenberg war dieser Vertrag keineswegs recht. Die zukünftigen, geträumten Vortheile erschienen ihm höchst zweifelhafter Natur. Nur die Rücksicht darauf, daß die Lasten des Landes durch diese auswärtigen Gelder erleichtert würden, machte ihm

die Sache annehmbar; auf zwei Punkte aber veranlaßte er den Herzog besonders aufzumerken:

1. Die Subsidiengelder allein zur Unterhaltung der Truppen anzuwenden, damit vermittelst solcher auswärtigen Gelder das Herzogthum erleichtert und das Cameralwesen von Schulden befreit werde.

2. Daß die Aufstellung der Mannschaft nicht durch die Auswahl, sondern durch freiwillige Werbung geschehe, oder wo das nicht möglich, nicht allein auf die Größe, sondern auch auf die Tüchtigkeit gesehen werde; ferner den Mannschaften ein verhältnißmäßiges Handgeld zu geben, dieselben auch, wenn die Umstände danach seien, unentgeltlich loszulassen, und endlich sie nicht zur Unzeit, sondern wenn sie ihren Eltern und Verwandten auch etwas schaffen und das Brod verdienen könnten, zu beurlauben.

Bis zu dieser Zeit, wo der Wechsel des Oberstallmeisters und dieser französische Subsidienvertrag dem Lande eine finanzielle Erleichterung brachte, waren oft scharfe Differenzen zwischen Hardenberg und seinem Herzog vorgekommen. Ersterer wandte sich mehrere Male an das Ministerial-Collegium mit dem Ersuchen, ihm das Kammerpräsidium abzunehmen, weil er dies zunehmende Schuldenmachen, die Verschwendung des Hofs und den dadurch bedingten Druck auf das Land, dessen Hülfsquellen in jener Zeit schwach und unentwickelt, den unerschwinglichen Steuern nicht gewachsen waren, nicht länger ertragen und billigen könne. Meist versprach dann der Herzog, von nun an solle besser gewirthschaftet werden; er traf auch eine Zeit lang sparsamere Einrichtungen, und vornehmlich auf Hardenberg fand er sich genöthigt Rücksicht zu nehmen, weil er wohl wußte, daß die Landstände, die ihn und seine furchtlose Art dem Herzog gegen-

über hoch zu schätzen wußten, hinter dem Minister standen. Bald aber, wenn dem jungen Fürsten ein neuer Einfall, eine andere Art des Zeitvertreibs kam, waren alle Versprechungen vergessen und Alles blieb beim Alten.

Persönlich hing Hardenberg mit wahrer Liebe an dem jungen Herzog und an seinem Wohl. Es tritt dies oft hervor; vor allem auch bei Gelegenheit des Subsidienvertrags, wo der Herzog sich selbst daran gemacht hatte, einen Organisationsplan für die Regimenter auszuarbeiten, äußerte Hardenberg seine unverholene Freude, daß Sr. Durchlaucht endlich einmal selbst so ernstlich gearbeitet und daß der Plan so gut durchdacht; „Wollte Gott, wollte Gott", setzte er hinzu, „das hätte Bestand."

Dann aber kommen wieder bittre Klagen. Der Herzog richtete ein Uebungslager ein und zwar auf lauter bestellten Feldern: der Schaden der Landbewohner ging in die Tausende. Zumal das Jahr 1748 war eine Zeit, in der die Verschwendung des Herrn alle Grenzen überstieg. Hardenberg forderte jetzt ernstlich, man solle ihn „von dieser Galeere des Kammerpräsidiums befreien". Das Collegium bot Alles auf ihn fest zu halten und namentlich Bilfinger stellte ihm vor, daß es ja noch viel schlimmer für das Land sei, wenn eine weniger erfahrene Hand das Ruder führe. Bilfinger war überhaupt eine milde, besonnene Persönlichkeit, die oft zwischen dem feurigen und stolzen Hardenberg und dem eigenwilligen jungen Fürsten sehr wohlthätig milderte und vermittelte. Leider starb er schon 1751.

Der Subsidienvertrag erleichterte in der That das Land. Dem ist es auch zuzuschreiben, daß man damals nicht das Odium in diesen Verträgen sah, was man ihnen später, freilich mit Recht, beigelegt hat. Die Truppen wurden in jener Zeit geworben und wenn da auch viele Gewaltsamkeiten und Härten

unterliefen, so wurde auf der andern Seite dadurch eine Menge schlechter Elemente der bürgerlichen Gesellschaft unschädlich gemacht, außerdem sah man den Soldatenstand für ein mehr oder weniger gewinnreiches Handwerk an. Schreibt doch kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs einmal eine Dame an Frau von Hardenberg: „Es heißt, unsre Truppen würden gleich nach England eingeschifft werden, eine Nachricht, die unsern Offizieren große Freude und Beschäftigung und unserm Lande einen herrlichen Goldregen verspricht."

Einige Zeit nach Bilfingers Tode verschlang der Bau des neuen Schlosses von Ludwigsburg von Neuem ungeheure Summen. Der Herzog forderte plötzlich, nur um den Bau zu beschleunigen, 88,000 Rthlr. extraordinaire Gelder. Dagegen trat im Namen des Geheimen Rathes, dessen Mitglieder die Schrift unterzeichnet hatten, Hardenberg mit einem scharfgefaßten Votum auf. Hierauf erschien an ihn gerichtet ein Decret des Herzogs, aus dem hier ein Auszug folgt.

„So hätte Hochderselbe wünschen mögen, der gnädigsten Absicht gemäß in dem Votum des Geheimen Raths Vorschläge zu finden, wie die Summe von 88,000 Rthlr. mit Beiziehung der landschaftlichen Concurrenz herbei zu schaffen sein möge, obgleich damals es schon ausgesprochen war, daß es hierbei auf Sr. Durchlaucht eigne gloire und Dero Fürstlichen Landes- und Haus-Ehre ankäme, das Werk nicht in's Stocken kommen zu lassen. Aber statt dessen Nichts, als die mit vieler Weitläufigkeit ausgeführte angebliche Unmöglichkeit daraus zu ersehen gewesen, obschon nur für ein Jahr über den ordinären Fond zu gehen der Endzweck ist. Insonderheit aber Sereniſſimus sehr mißliebig aus dem Votum ersehen, was dorten von Schuldenmachen und dawiderhabende Pflichten eingeflossen ist. Da Höchstderselbe

geglaubt hätten, man würde die Art derer Schulden beſſer beurtheilen, mithin ohnnöthige Schulden mit andern nicht verwechſeln, welche die Ehre des Landesfürſten und Hauſes, auch die klare Nothwendigkeit erheiſcht, wie es casu substrato um eine fürſtenmäßige Wohnung in der ordinairen Reſidenzſtadt zu thun iſt: alſo iſt von Geheimen-Rathswegen all dieſes mit dem gemeſſenen Befehl der Kammer und dem Kirchenrath zu eröffnen, daß auf alle Art und Weiſe Mittel geſchafft werden ſollen, den fürſtlichen Befehl zu vollziehen. Desgleichen dem Kirchenrath zu bedeuten, daß er in Zukunft ſich zu enthalten hätte, die ihm gnädigſt anbefohlenen Leiſtungen gleichſam an Bedingungen zu knüpfen, inmaaßen ihm, dem Kirchenrath, bloß nach fürſtlichem Befehl ſich zu reguliren zukommt.“ Am Schluß heißt es unverholen: „daß der Widerſtand gegen den Schloßbau nur damit zuſammen hänge, daß die Herrn das Geld zu andern, ihnen paſſenderen Dingen lieber verwenden wollten, als zu dieſem Bau, bei dem doch die Ehre des fürſtlichen Hauſes betheiligt ſei.“

Dies Decret nahm aber Hardenberg nicht ruhig hin. Er ſchrieb an den Geheimen Rath von Wallbrunn und erklärte, entweder würde das Decret zurückgenommen, oder er bäte um ſeinen Abſchied.

Das Decret wurde annullirt und mit den Ständen ein Abkommen getroffen, wonach ſie einen geringeren Theil der Summe, die gefordert war, übernahmen und aufbrachten.

Der Herzog, der nur zu ſehr geneigt war, ſeinen eignen Ideen zu folgen, kam naturgemäß faſt jedes Jahr mit ſeinen Landſtänden in Colliſion. Im Jahr 1754 hatten dieſelben über den enormen Wildſtand Klage geführt; das Schwarzwild verwüſtete ganze Dorfgemarkungen, außerdem hatten ſich die

Herzoglichen Offiziere eine neue, sehr gewaltthätige Art der Werbung zu Schulden kommen lassen, und die Herzogliche Kapelle war so hoch besoldet worden, daß das gewöhnliche Budget bei weitem nicht ausreichte. Man hatte das Fehlende ohne Weiteres auf das geistliche Gut, den Pfarr- und Schulfond geschoben.

Ueber diese Angelegenheiten findet sich ein Bericht Hardenbergs, oder vielmehr eine Ordre seinerseits an das Regierungscollegium, welche Vorstellungen dem Herzog darüber gemacht werden sollten. Er ist zu charakteristisch, um hier zu fehlen.

„ . . . Der Unterzeichnete hat zwar früher schon die gegründeten Beschwerden der Landschaft referirt, um denselben Abhülfe zu verschaffen. Da aber die Sache täglich weiter geht und zu befürchten steht, daß die Differenzen zu einem Bruche führen dürften, so bin ich der Ansicht, daß zur Vermeidung jedes Vorwurfs und zur Rechtfertigung des Regierungs-Collegiums es unumgänglich nöthig sei, nicht nur die landschaftliche Erklärung Sr. Durchlaucht verbo tenus vorzulesen, sondern sich auch speciell ad gravamina zu äußern. Wie Votant wohl gewünscht hätte, daß Durchlaucht den pflichtmäßigen, treuen Rathschlägen des Geheimen Rathscollegii Gehör gegeben und nicht durch andre widrige Einflüsterungen sich davon abwendig machen zu lassen geruht hätten, die, wenn bei ihnen beharrt werde, unfehlbar zu einem Bruche zwischen dem Fürsten und der Landschaft Anlaß geben würden, alle Liebe bei den Unterthanen vollends verlöschen und den Ausgang nach sich ziehen würde, daß die Landschaft sich an den Kaiser und das Reich wenden und daselbst Gehör und Unterstützung finden werde."

Er geht nun auf die Beschwerden ein und weist nach, daß

alle drei vollkommen begründet seien, und daß der Herzog wiederholentlich versprochen, den enormen Wildstand einzuschränken, so wie er gelobt habe, das geistliche Gut nicht mit nicht fundationsmäßigen Ausgaben zu belasten. Dann folgt der Schluß:

„Das so heilige fürstliche Wort muß einmal gehalten und in Erfüllung gebracht werden, sonst wird das wenige Vertrauen, was noch vorhanden, vollends schwinden. Auch wird das Geheime Rathscollegium, welches zwischen dem Herrn und der Landschaft verhandeln muß, außer Stand gesetzt, die Befehle Sr. Durchlaucht zu befolgen."

Wenn nun gleich die politischen und geschäftlichen Verhältnisse Hardenberg während dieser Jahre viele und große Schwierigkeiten boten, so ist dagegen sein häusliches Leben ein sehr glückliches, mochte auch der Kummer über Kränklichkeit und Kinderlosigkeit der so innig geliebten Frau ihm oft Sorgen und Betrübniß verursachen. Frau von Hardenberg war zeitweise an Händen und Füßen fast ganz gelähmt, aber sie trug dies Leiden mit großer Geduld, und so wie nur bessere Tage kamen, war ihr lebhafter Geist, ihr heiteres Temperament und ihr liebevolles Eingehen auf alle seine Interessen in hohem Grade beglückend für ihn. Aber selbst in kranken Zeiten, wenn Schmerzen und Leiden nicht zu heftig waren, war sie stets bereit, ein ihm höchst behagliches, gastfreies Haus zu führen. Wenn sie dann gelähmt und mit Kissen und Decken unterstützt, in ihrem Lehnsessel saß, war sie durch ihre geistvollen Gedanken, ihren muntern feinen Humor der Mittelpunkt und die Zierde des sie umgebenden Kreises und man vergaß, daß es eine Kranke war, deren geistige Kraft und Anmuth Alle hinriß. Dabei war sie eine sehr tüchtige Hausfrau, die Leute und Haushalt selbst von ihrem Kranken-

bett aus wohl zu dirigiren verstand. Er erwähnt dies einmal bei Gelegenheit seines Testaments: daß er seine gute Finanzlage wesentlich mit seiner Frau danke, die seinen Haushalt ihr Leben lang, auch in den schlimmen Kriegsjahren, mit so großer Ordnung, Umsicht und Sparsamkeit geführt habe.

Ihre glänzenden Verhältnisse und das damals sehr wohlfeile Leben in Stuttgart[1]) erleichterte „ihr das große offene Haus" allerdings. Es war viel Dienerschaft im Hause[2]), die Einrichtung eine reiche[3]), an Silberzeug, Schmuck, Kleidern, Geräth fast eine prächtige zu nennen[4]). Am Neujahrstage war bei dem

---

[1]) Ihren Büchern nach zahlte Frau v. Hardenberg für 1 Pfund gutes Fleisch 4½ Kreuzer. Die Feuerung für das ganze Jahr kostete 16 Rthlr. ꝛc.

[2]) Sechs Bedienten, zwei Kutscher, zwei Reitknechte, ein Vorreiter, eine Haushälterin, eine Jungfer und eine Köchin, ein Stuben- und ein Waschmädchen.

[3]) Hauseinrichtung: 3 Trümeaux à 550 Gulden; 194 Ellen carmoisin-peruanischer Damast zur Tapete, 622 Gulden; 2 Sophas, 12 Fauteuils mit Bildhauerarbeit und 55 Ellen carmoisin Damast, 198 G.; 3 Consoltische mit goldenen Füßen und Marmorplatten, 132 G.; Tapete von grünem Damast, 146 G.; ein complettes Bett von grünem Damast, 320 G.; ein Zimmer mit Hauteliffe und Verduren zu den Fensternischen, 121 Ellen Tuch, 957 G.; Spiegelwandleuchter, 12 G.; Marmortisch, 20 G.; das Ganze kostete 2957 Gulden.

[4]) An Silber: Theemaschine, Thee- und Kaffeekannen, 2 Zuckerdosen, 5 Dutzend Teller, 26 große und kleine Schüsseln, 2 Schwenkkessel, 2 Saucièren, 8 vergoldete Salatièren, 4 Salzfässer, 4 Credenzteller, 18 Bestecke, 2 Vorlegelöffel, 21 verschiedene Löffel, 6 Morchelspieße, 3 Spülnäpfe, 4 Spielteller, 6 Muscheln, Menage mit Fruchtkorb, 14 Paar Leuchter. Vom Herzog 4 Confectteller, 1 Dutzend Teller, 4 Leuchter mit Girandolen, 4 Leuchter ohne dies, Menage. Von der Herzogin 2 Terrinen mit Platten, 2 Bratenschüsseln, 1 Theemaschine. An Kupfer: 1 großer Fleischkessel, 4 kleine Fleischkessel, 1 Waschkessel, 3 ovale Casserolle, 12 runde desgl., 1 Form-Melone, 2 Schnecken, 36 krause, 9 flache, 1 Pomme-d'amour-Formen, 2 Kaffeekannen ꝛc. An Schmuck: Ring mit Smaragd und 12 Diamanten; einer desgl. mit 1 großen und 7

Herzoglichen Paar großer Empfang und nachher machte der Herzog sowie die Herzogin den Ministern und dem Hofstaat

---

kleinen Diamanten; desgl. mit 4 großen Diamanten. Orden mit 27 Diamanten, ein goldenes Kreuz. Armbänder von Perlen mit Goldfermoir. Zwei Colliers, eines mit Schleife und sechsfachem Ohrgehänge, eines mit dreifachem Ohrgehänge. Ein Perlencollier mit Ohrgehänge, ein Collier großer Perlen, ein Perlenhalsband. Silbernes Waschtischgeräthe. An Kleidern von Frau v. Hardenberg: ein Grün- und Goldblumenrock, Endrienne, Bruststück von Blonden und Goldstickerei nebst Balladine (ungefähr das, was wir jetzt Kostüm nennen.) Eines von weißem Atlas mit bunten Blumen; weißer Moor nebst Endrienne, Balladine und Bruststück grün und weiß; eines von grauem Taffet, Bruststück mit Spitzen; blauer Atlasrock, Endrienne ꝛc. blau mit Silberspitze; eines rosenfarbig mit silbernen Borten; eine seidene Endrienne, Rock, Balladine und Bruststück weiß mit goldenen und silbernen Röschen durchwirkt, Rock ꝛc. violetter Atlas, dazu schwarz und weiße Balladine und Bruststück. Blau- und weißstoffener Rock mit Contouche (Taille mit langem Schooß). Schlepprócke: ein aschfarbner mit Florgarnirung, ein braun und silberner, ein grüntaffetner, ein soucigelber Atlas mit Contouche, ein schwarzer gros-de-tour-Rock, Endrienne ꝛc. Vielerlei Trauersachen, auch Schmuck und Fächer dazu. Kappen (Kopfputz): vier mit Spitzen, ein Kammertuch mit Spitzen, eine Brabanter Spitzen-, eine mit hängenden Flügeln und Manchetten, drei alltägliche, eine Blonden- mit doppeltem Tang. Schuhe: ein Paar silberne, ein Paar goldene, ein Paar weiß Grisette, ein Paar gelbe, carmin, rosa, grün, blau Saffian. Carnevaltoiletten: ein weißseidenes Camisol, ein Paar türkische Hosen, Costüm blau und gold, dito rother Sammt mit Gold gestickt. Anzüge von Herrn von Hardenberg: ein brauntuchenes Kleid, Silberstickerei à la Bourgogne, blau und silberne Weste, braune Tuchhosen. Ein brauntuchenes mit Goldstickerei. Ein aschfarbenes mit Silber à la Bourgogne. Ein bleu-de-Roi-Sammtkleid mit Goldeinfassung. Eines von couleur de Pompadour mit gelben Knopflöchern, Weste und Hosen. Ein rothtuchnes Kleid mit goldnen Tressen. Ein braunes Sammtkleid nebst Weste und Hosen. Ein schwarzes Sammtkleid desgl. Ein genuesisches braunes Sammtkleid. Ein röthliches genuesisches Sammtkleid. Ein schwarzes Tuchkleid. Ein couleur-de-loup-Tuchkleid. Zwei Pariser Allonge-Perrücken. Drei kleine à la Bairère. Carnevalskleider: zwei weiße, ein rother, ein blauseidner Domino. Ein griechisches Habit.

reiche Geschenke an Silber oder Schmuck. So erhielt das Hardenbergsche Paar nach und nach sämmtliche große Stücke einer Silbereinrichtung. Jeden Winter fanden prächtige Maskeraden und Hoffeste statt. Die Theilnahme an diesen Festen war für Frau von Hardenberg von Jahr zu Jahr eine seltenere geworden, sie ward mehr und mehr auf ihr eigenes Haus beschränkt.

In Hardenbergs geschwisterlichem Kreise war inzwischen eine Veränderung eingetreten. Sein zweiter Bruder, Gottlieb Anton, war 1752 nach kurzer Krankheit gestorben. Da seine beiden jüngeren Söhne noch minderjährig waren, wurde Hardenberg ihr Vormund und nahm sich ihrer treulich an. Dem älteren der Beiden vermittelte er den Eintritt als Lieutenant in Gothaische Dienste und wurde er später wirklicher Geheimer Rath und Schloßhauptmann in Gotha-Altenburg. Den Jüngeren, der noch ein Knabe war, brachte er nach Schulpforta. Er wurde später Director der sächsischen Salinen Artern, Dürenberg, Lösen. Sein Sohn war der Dichter Novalis. Die Schwägerin Hardenbergs übernahm die Verwaltung des Gutes Wiederstedt, führte sie aber so mangelhaft, daß Hardenberg jahrelang sowohl Equipirung wie Zuschuß für die Mündel aus seinen eignen Mitteln zahlte, bis endlich der jüngere der beiden Brüder das Gut übernahm und bewirthschaftete.

Seit langer Zeit hatte der Herzog den Plan einer Reise nach Italien gehegt. Im Jahre 1753 bewilligten die Stände das Geld zu dieser Reise. Man hoffte dadurch den Herzog von verschiedenen Verbindungen und bösen Einwirkungen zu befreien

---

Ein asiatisches Habit. Ein Bauernhabit. Ein den „Taurum" vorstellendes Habit, Rock, Mantel, Hose, Kappe, alles von brauner Serge de soie.

und glaubte, er werde, fern von den Intriguen und Hetzereien des Hofes, dem guten Einfluß der Herzogin wieder zugänglicher werden. Unterwegs war auch das Verhältniß des Herzoglichen Paars ein gutes, freundliches, denn der unruhige Geist des Gemahls wurde beschäftigt und unterhalten. Von der Reise ist ein Bericht vorhanden, den Hardenberg, der den Herzog begleitete, verfaßt hat. Es sollen hier Auszüge daraus folgen und die bedeutenderen Stellen mit den eigenen Worten des Verfassers gebracht werden.

Viertes Capitel.

Tagebuch einer Reiſe nach Italien.

... „Den 28. Februar 1753 sind Sr. Durchlaucht Nachmittags um 3 Uhr von Stuttgard aufgebrochen und haben die Reise nach Italien unter dem Namen eines Grafen von Häuchelberg und unter dem Geleite Gottes angetreten."

„In der ersten Berline saßen das herzogliche Paar, Frau Oberhofmeisterin von Schöning, Oberstallmeister von Uexküll. In der zweiten Chaise vier Kammerfrauen, in der dritten Geh. Secretär Knab, Herr Dr. Reuß, die beiden Kammerdiener Pauli und Belcombe. Neben dem herzoglichen Wagen ritten Kammerjunker von Künsberg und Friseur Perotin. Voraus gingen, um die Pferde zu bestellen, Laquai Reich und Mundkoch Süeß. Ich bin in meinem eigenen Wagen mit Herrn Hofprediger Fischer nachgefolgt."

Die Reise ging über Kempten, Innsbruck, den Brenner, den sie bei heftigem Sturm und Schneegestöber passirten, bis Venedig, wo sie am 8. März anlangten. Hier wurden der päpstliche Nuntius Caraccioli und der kaiserliche Gesandte aufgesucht. Zwei vornehme Venezianer, Grafen Joanelli, die früher in Stuttgart auf ihren Reisen sich aufgehalten, ließen es sich angelegen sein, dem Herzog und der Herzogin Aufmerksamkeiten zu erzeigen. Sie begleiteten sie in das Arsenal, wo der anwesende Admiral ihnen Alles, namentlich auch den Buccentaurus zeigte. Dem dienenden Personal wurden zwölf ungarische Ducaten gegeben. Am 11. März, einem Sonntag, ging der Herzog in die Messe. Die Herzogin blieb in ihrem Zimmer, woselbst der Hofstaat sich versammelte und der Hofprediger evangelischen Gottesdienst hielt. Dann

war großes Diner bei dem französischen Gesandten, wozu eine glänzende Versammlung, der päpstliche Nuntius, der englische und sardinische Gesandte und eine Menge vornehmer Venezianer geladen waren. Der Graf Joanelli und vier Damen, Gr. Savorgnani, M. Lucia Brescia, M. Lucinda Savorgnani und eine Cousine von Joanelli fanden sich von nun an an allen Orten ein, um das Herzogspaar beim Aussteigen aus der Gondel zu begrüßen; sie begleiteten sie überall hin, auch in Conzerte, die vornehmlich in Frauenklöstern stattfanden, wo die Sängerinnen unsichtbar die schönste Musik machten. Es wird wiederholt erwähnt, daß es prachtvolle Stimmen wären. Auch Orgel spielten die Klosterfrauen. Nur in einem Conzert trat eine weltliche Sängerin, „die berühmte Padoccella" auf. Die den Gästen geöffneten Säle waren glänzend mit Wachslichtern beleuchtet und es wurden Kaffee, Chocolade und Früchte aus Eis herumgereicht.

... „Den 12. März früh wurden die höchsten Herrschaften abermals von den beiden Gr. Joanelli abgeholt und in den Saal des Conseils geführt. Beim Aussteigen aus der Gondel empfing sie ein Nobile, der dann die Frau Herzogin führte. Der Herr Herzog behielt seinen Degen, während die Suite die ihrigen ablegen mußte. Alle im ersten Saal versammelten Nobili waren sehr höflich und machten tiefe Reverenzen. Im zweiten Saal, wo sich das Conseil der Zweihundert zu versammeln pflegt, traten nachdem die Durchlauchten sich gesetzt die Mitglieder dieses Raths herein und machten vor den Herrschaften, wie bei einer Cour, tiefe Verbeugungen, sogar der Doge, der den Zug schloß. In diesem Saal wurde an diesem Tag die Wahl eines General-Capitains für einen Ort in Istrien vorgenommen. Sie geschieht durch Ballotage. An zwanzig Waisenkinder laufen, so wie der Secretair abgelesen, wovon die

Rede iſt, umher und ſammeln die Kugeln. Iſt die Sache hier erledigt, ſo kommt ſie an den großen Rath, aber Keiner von den Nobili deſſelben darf in das Zimmer, wo die Zweihundert tagen, eintreten.“

„Denſelben Abend war ein großes Feſt bei dem Grafen Joanelli. Die vornehmſte Nobleſſe Venedigs fand ſich dort ein, die Nobili in ihrer gewöhnlichen Tracht, die Damen in ſchwarzem Sammt, mit außerordentlich reichem Schmuck und Juwelen geziert.“

„Den 13. März, nachdem die Republik erfahren, daß Sereniſſimus ſich daſelbſt aufhalte, ſchickte ſie einen Oberlieutenant ab, um zu fragen, wann Durchlaucht dem Savio Audienz geben wollte, der im Namen der Republik Sereniſſimus begrüßen ſolle. Der Herzog beſtimmte die 22. Stunde italieniſchen Zeigers, oder 4 Uhr Nachmittags nach unſerer Uhr. Pünktlich erſchien Savio Ranni in ſeinem violetten Habit. Unten an der Gondel ward er von Herrn von Künsberg, in der Mitte der Treppe von Herrn von Uexküll, oben von mir empfangen. Der Herzog ging ihm entgegen, hörte das Compliment an und erwiederte es. Hierauf beurlaubte ſich der Nobile Savio Ranni und zog ſich mit dem Lieutenant und den beiden Huiſſiers, ſo ihn begleitet, zurück. Den andern Tag ward Herr von Künsberg mit einem Gegencompliment abgeſchickt. Graf Joanelli brachte ihn, als einen Bekannten in den Pallaſt bis an das Zimmer, wo die Savii verſammelt waren, dort richtete er einem abgeordneten Secretario das Compliment aus, der es den Savii hinterbrachte, und ein Gegencompliment machte. Darauf ward das Zimmer, worin die Savii waren, geöffnet, ſo daß Herr von Künsberg hineinſehen konnte. Gleichwie in dem Compliment der Republik geſagt war: „Die Obligation,

die die Republique dem fürstlichen Hause hätte", so mußte Künsberg in dem Gegencompliment versichern: „Daß Serenissimus gleich dero Vorfahren der Republique ergeben und attachiret seien ...."

Den folgenden Tag sendete die Republik dem Herzog ein Präsent, durch einen als Nobile gekleideten Hauptmann mit mehreren Leuten. Es bestand in einem Crystall-Service zum Dessert, worauf das württemberger Wappen geschliffen war, aus einem großen Stör, zwei Schüsseln mit Seespinnen, lebendigen Hummern, Austern, Eiern von Fischen, zwei Schüsseln mit Wachskerzen, zwei mit Wachsblumen, zwei mit Wachsfrüchten, vier Schüsseln und kleinen Flaschen mit Liqueur und Vin de Chypre, alle mit rothen Bändern an einander gebunden. Den Ueberbringern gab man als Gegengeschenk 247 Gulden 12 Kr. oder 60 Zechinen 16 Sol.

Beim päpstlichen Nuntius hörten die Reisenden auch ein Conzert.... „Man gab so exquisite Erfrischungen, wie man sie nur sehen konnte." Nachdem die Glas- und Spiegelfabriken, sowie die schönen Gemäldesammlungen, Paläste und Kirchen besehen waren, reisten sie zu Wasser nach Ferrara weiter.... „Es sind drei Buccentauri, jede à 9 Sech. gedinget worden, worauf Durchlaucht sich mit der ganzen Suite embarquiret. Wir hatten uns mit Lebensmitteln versehen und die Speisen wurden auf den Schiffen bereitet, und da der Wind conträr und nicht immer Pferde parat waren, so ist die Ankunft verzögert, und haben die Herrschaften auf dem Schiff geschlafen, und die Suite, so keine Betten mit hatte, mußte die Nacht auf den Bänken zubringen." In Ferrara empfing der päpstliche Legat, Cardinal Barni, den Herzog mit vielem Pomp, und schickte ein Präsent von Wein, Geflügel, Fischen und Liqueur.

Dem Diener wurde ein Gegengeschenk von 6 Secchi gemacht. In Padua und Mestre hatte Hardenberg italienische Sedien, kleinere, leichtere Wägen gekauft und die großen Reisewagen in Mestre stehen lassen. Ueber Bologna, Ancona reisten sie weiter nach Loretto.... „Was für großer Reichthum daselbst befindlich, ist schon anderweitig beschrieben. Schade ist, daß die Schätze so wenig reinlich gehalten werden. Aber den unbeschreiblich großen Reichthum spüren die Armen nicht, deren eine solche Menge vorhanden ist, daß sich zu verwundern, daß nicht ein kleiner Theil des dortigen Reichthums für die große Armuth verwandt wird. Wiewohl man vorgiebt, daß, wer von der Santa casa etwas abbricht, oder von dem Gemäuer mitnimmt, nicht mehr aus der Capelle kommen könne, so haben doch einige von der Suite, die sich nicht daran gekehret, auch kein Hinderniß bei ihrem Fortgehen empfunden...."

Den 25. April erreichten die Reisenden Rom. Gleich nach der Ankunft kam der württembergische Agent Miloni und brachte von dem Cardinal Albani eine Begrüßung und die Nachricht, daß derselbe schon Tags vorher seine Wagen nach Ponte Molle dem Herzog entgegen geschickt habe. Der ehemalige Internuntius in Frankfurt bei dem Kaiser Karl VII., Monsign. Emaldi, erschien selbst bei dem Herzogspaar. Einige vornehme Herren und Damen kamen ebenfalls zu ihnen, auch der Bruder des Cardinals Cavalchini fand sich im Namen desselben zur Begrüßung ein. Am folgenden Tag schickte der Herzog Herrn von Künsberg ab, um den Cardinal Albani, Cardinal Valenti, welcher Staatssecretair des Papstes war, den Cardinal Portocarero und Cavalchini zu begrüßen. Alle ließen die größten Artigkeiten erwiedern. Den andern Tag fuhr der Herzog zum Cardinal Albani, der ihn mit offenen Armen empfing, aber hier machte

Hardenberg die Bemerkung, „daß S. Eminenz sehr beflissen war, die rechte Hand zu occupiren; in dem Audienzzimmer waren zwei Fauteuils vorhanden und saß der Cardinal wieder zur Rechten. Der Herzog als Sie gesehen, daß der Cardinal mit so großem Fleiß die Oberhand zu occupiren gesuchet, haben öfters den Ihnen gegebenen Titel Altezza abgelehnt und versichert, Sie seien nur Graf." Hierauf begannen sie nun alle Merkwürdigkeiten anzusehen, wozu sie den Abbé Marchese Venuti als Führer nahmen. Der Herzog machte auch bei andern Cardinälen Visiten, überall wiederholt sich das Bestreben den Vorrang vor dem Fürsten zu behaupten; ja es schien, als wollten sie nur den Herzog annehmen, Hardenberg und Uexküll aber folgten ihrem Herrn ganz entschlossen und so blieb den Geistlichen nichts übrig als auch sie zu empfangen. Albani und die andern Cardinäle erwiedern nun den Besuch und.... „Ersterer hat sich mit Serenissimus eine Stunde lang in Ansehung des zu beobachtenden Ceremoniells bei einer Audienz bei dem Papste besprochen und höchstdieselben zu persuadiren gesucht, sich dem Ceremoniell, dem Papste die Füße zu küssen und vor demselben niederzuknien, zu fügen. Serenissimus haben aber solches zu thun sich excusiret, eines Theils, weil dies Ceremoniell in Deutschland ungewöhnlich sei und diese Ehrenbezeugung nicht einmal dem Kaiser widerfahre, anderntheils, daß dies nicht ein essentielles Stück der Religion sei, und wie Sie glaubten, daß zwischen einem deutschen Reichsfürsten und einer Privatperson ein Unterschied sei, und daß Beide nicht auf Einen Fuß zu tractiren seien. Gleiche Erklärung ist folgenden Tags dem vom Staatssecretär abgeschickten Prälaten Emaldi von Durchlaucht wiederholt worden. Hat dieser nun diese Erklärung des Herzogs mit widrigen Ausschmückungen referirt oder wie, kurz es

iſt erfolget, daß der Papſt den Cardinälen, Prälaten und dem Adel zu erkennen gegeben, wie es nöthig ſei, dieſen Refus des Herzogs zu reſſentiren und weil Sereniſſimus dem Papſt die ihm gebührende Ehre nicht erzeigen wollte, ſo möge man Denſelben, ſtatt ihm die Cour zu machen, vermeiden. Dies Verbot erfuhren wir dadurch, daß Cardinal Albani ſich des Morgens früh melden laſſen, denſelben Abend mit ſeiner Nichte Prinzeſſin Albani bei Ihren Durchlauchten einen Beſuch zu machen, derſelbe aber ſtatt zu kommen, mich zu ſich bitten ließ, da er mit mir zu ſprechen habe, und dann, nachdem der Herzog mir die Exlaubniß ertheilt, der Cardinal mir eröffnete: Wie der Papſt und das ganze Cardinals-Collegium über dieſe Verweigerung des Herzogs betreten und empfindlich ſei, und daß der Papſt ſich gemüßigt ſehe, ſo lange der Herzog auf ſeiner Weigerung beſtehe, den Cardinälen den Verkehr mit ihm zu verbieten. Er, Albani, ſei ſeinerſeits untröſtlich über dies Verbot, dem er ſich doch fügen müſſe, er bäte mich alſo Alles anzuwenden, um den Herzog zum Nachgeben zu bewegen. Er führte vielerlei Gründe an, und zwar:

1) weil Kaiſer und Könige, ſo noch jüngſt der König von Neapel, dem Papſt ohne Widerrede die Füße geküßt;
2) von Churfürſten und Reichsfürſten daſſelbe geſchehen ſei; z. B. von dem Churfürſt von Bayern, Churprinz von Sachſen, Erbprinz von Anspach;
3) gebühre es dem Papſt als Oberhaupt der ganzen Kirche und als einem großen weltlichen Fürſten;
4) würde Niemand es Durchlaucht verdenken, ſondern jeder es billigen, auch engagire ſich der Papſt Sereniſſimus überall zu vertreten, falls Einer etwas darüber äußern ſolle;

5) sei dies das Mittel, daß der Herzog mit der größten Auszeichnung behandelt werden und viele Agrements hierselbst finden werde, da der Papst und Jeder großes Verlangen trage Sereniſſimus ſeine Liebe und Egards zu zeigen.

Zu Folge der Befehle ſeiner Durchlaucht habe ich ungefähr Folgendes erwiedert: „Daß Niemand den Papſt als Ober-Haupt der Kirche ſo venerire als der Herzog, desgleichen ehrten Sie denſelben als großen Fürſten; niemals aber hätten Sie geglaubt, daß man ſich beigehen laſſen werde, zwiſchen Ihm und andern Particuliers keinen Unterſchied zu machen. Ein weſentliches Stück der Religion ſei es einmal nicht, und da es alſo nur ein Ceremoniell beträfe, ſo wäre es wohl nur billig geweſen, Sereniſſimus von einer Sache zu dispenſiren, deren er ſich weder gegen den Kaiſer noch irgend einen andern König unterziehen würde. Hätte der König von Neapel dieſe Demarche gethan, ſo könnten vielleicht andre verborgene Sachen dazu Anlaß gegeben haben. Daß der verſtorbene Churfürſt von Bayern es gethan, daran ſei um ſo mehr zu zweifeln, da er als Churfürſt niemals in Rom geweſen, Chur- und Erbprinzen aber könnten keinem regierenden Herrn etwas vergeben. Auch möge man bedenken, daß, wenn auch der Herzog katholiſch ſei, er doch Regent eines proteſtantiſchen Landes wäre, deſſen Gefühlen und Anſichten der Fürſt Rechnung tragen müſſe....“

In Folge des päpſtlichen Verbots fuhren alle Cardinäle beim Herzog vor, um ſeinen Beſuch zu erwiedern, zu einer Zeit, wo ſie ihn nicht zu Hauſe wußten.

Der ganze Adel folgte getreulich nach, und der Herzog wurde völlig iſolirt. Das verdroß ihn in hohem Grade und er reiſte am 4. April nach Neapel ab. Der Cardinal Albani,

dem die Sache fatal war, ließ durch den Abbé Giordano an Hardenberg einen höchſt artigen Brief ſchreiben, mit dem Vorſchlag: „Der Herzog möge bei ſeiner Rückkunft als Graf von Deſenberg dem Papſt in Privataudienz nur in Albani's Beiſein den Fuß küſſen, dann ſolle der Herzog offiziell ohne dies empfangen werden.“ Hardenberg antwortete eben ſo artig, dankte Giordano perſönlich für die italieniſchen Bücher, die er ihm geſchickt, lenkt dann über auf die Angelegenheit des Herzogs und giebt in deſſen Namen die Antwort: „Daß er auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen könne, da man ſo thöricht geweſen durch das Verbot, den Herzog zu ſehen, die Sache ſo publique gemacht zu haben, und daß es doch bekannt und beſprochen werden würde, wollte der Herzog nun unter anderm Namen nachgeben.“

In Neapel fanden die Reiſenden zwar den Hof nicht anweſend, allein die Behörden beeiferten ſich, dem Herzog alle nur mögliche Artigkeiten zu erweiſen. .... „Neapel iſt nicht ſo groß als Rom, aber volkreicher, auch wird viel Handel daſelbſt getrieben. Es würde aber die Stadt noch volkreicher, der Handel noch blühender ſein, wenn eine andre Regierung daſelbſt und das Volk arbeitſamer wäre.... Gleichwie nicht allen Fremden die zu Portici befindlichen, in der wieder entdeckten Stadt Herculanum gefundenen Sachen, ohne Erlaubniß des Königs gezeigt werden, ſo ſchrieb ich im Auftrag Sereniſſimi an den Marquis de Fogliani, der denn ſofort an den königlichen Intendanten zu Portici die Ordre geſchickt, worauf ſich Sereniſſimus den 10. April dahin verfüget, um die aufgegrabenen Sachen zu ſehen. Schon iſt ein großes Zimmer mit Antiquitäten angefüllt, Götzenbilder, Inſtrumente, Zierrathen, Hausgeräth, Paſtetenmodells, Brod, Oel, Sämereien, verbrannte Frucht ſo dem Waizen ähnlich ꝛc., und iſt nur zu bedauern, daß

5) sei dies das Mittel, daß der Herzog mit der größten Auszeichnung behandelt werden und viele Agrements hierselbst finden werde, da der Papst und Jeder großes Verlangen trage Sereniſſimus ſeine Liebe und Egards zu zeigen.

Zu Folge der Befehle ſeiner Durchlaucht habe ich ungefähr Folgendes erwiedert: „Daß Niemand den Papſt als Ober-Haupt der Kirche ſo venerire als der Herzog, desgleichen ehrten Sie denſelben als großen Fürſten; niemals aber hätten Sie geglaubt, daß man ſich beigehen laſſen werde, zwiſchen Ihm und andern Particuliers keinen Unterſchied zu machen. Ein weſentliches Stück der Religion ſei es einmal nicht, und da es alſo nur ein Ceremoniell beträfe, ſo wäre es wohl nur billig geweſen, Sereniſſimus von einer Sache zu dispenſiren, deren er ſich weder gegen den Kaiſer noch irgend einen andern König unterziehen würde. Hätte der König von Neapel dieſe Demarche gethan, ſo könnten vielleicht andre verborgene Sachen dazu Anlaß gegeben haben. Daß der verſtorbene Churfürſt von Bayern es gethan, daran ſei um ſo mehr zu zweifeln, da er als Churfürſt niemals in Rom geweſen, Chur- und Erbprinzen aber könnten keinem regierenden Herrn etwas vergeben. Auch möge man bedenken, daß, wenn auch der Herzog katholiſch ſei, er doch Regent eines proteſtantiſchen Landes wäre, deſſen Gefühlen und Anſichten der Fürſt Rechnung tragen müſſe....“

In Folge des päpſtlichen Verbots fuhren alle Cardinäle beim Herzog vor, um ſeinen Beſuch zu erwiedern, zu einer Zeit, wo ſie ihn nicht zu Hauſe wußten.

Der ganze Adel folgte getreulich nach, und der Herzog wurde völlig iſolirt. Das verdroß ihn in hohem Grade und er reiſte am 4. April nach Neapel ab. Der Cardinal Albani,

dem die Sache fatal war, ließ durch den Abbé Giordano an Hardenberg einen höchſt artigen Brief ſchreiben, mit dem Vorſchlag: „Der Herzog möge bei ſeiner Rückkunft als Graf von Deſenberg dem Papſt in Privataudienz nur in Albani's Beiſein den Fuß küſſen, dann ſolle der Herzog offiziell ohne dies empfangen werden.“ Hardenberg antwortete eben ſo artig, dankte Giordano perſönlich für die italieniſchen Bücher, die er ihm geſchickt, lenkt dann über auf die Angelegenheit des Herzogs und giebt in deſſen Namen die Antwort: „Daß er auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen könne, da man ſo thöricht geweſen durch das Verbot, den Herzog zu ſehen, die Sache ſo publique gemacht zu haben, und daß es doch bekannt und beſprochen werden würde, wollte der Herzog nun unter anderm Namen nachgeben.“

In Neapel fanden die Reiſenden zwar den Hof nicht anweſend, allein die Behörden beeiferten ſich, dem Herzog alle nur mögliche Artigkeiten zu erweiſen. .... „Neapel iſt nicht ſo groß als Rom, aber volkreicher, auch wird viel Handel daſelbſt getrieben. Es würde aber die Stadt noch volkreicher, der Handel noch blühender ſein, wenn eine andre Regierung daſelbſt und das Volk arbeitſamer wäre.... Gleichwie nicht allen Fremden die zu Portici befindlichen, in der wieder entdeckten Stadt Herculanum gefundenen Sachen, ohne Erlaubniß des Königs gezeigt werden, ſo ſchrieb ich im Auftrag Sereniſſimi an den Marquis de Fogliani, der denn ſofort an den königlichen Intendanten zu Portici die Ordre geſchickt, worauf ſich Sereniſſimus den 10. April dahin verfüget, um die aufgegrabenen Sachen zu ſehen. Schon iſt ein großes Zimmer mit Antiquitäten angefüllt, Götzenbilder, Inſtrumente, Zierrathen, Hausgeräth, Paſtetenmodells, Brod, Oel, Sämereien, verbrannte Frucht ſo dem Waizen ähnlich ꝛc., und iſt nur zu bedauern, daß

5) sei dies das Mittel, daß der Herzog mit der größten Auszeichnung behandelt werden und viele Agrements hierselbst finden werde, da der Papst und Jeder großes Verlangen trage Sereniſſimus ſeine Liebe und Egards zu zeigen.

Zu Folge der Befehle ſeiner Durchlaucht habe ich ungefähr Folgendes erwiedert: „Daß Niemand den Papſt als Ober-Haupt der Kirche ſo venerire als der Herzog, desgleichen ehrten Sie denſelben als großen Fürſten; niemals aber hätten Sie geglaubt, daß man ſich beigehen laſſen werde, zwiſchen Ihm und andern Particuliers keinen Unterſchied zu machen. Ein weſentliches Stück der Religion ſei es einmal nicht, und da es alſo nur ein Ceremoniell beträfe, ſo wäre es wohl nur billig geweſen, Sereniſſimus von einer Sache zu dispenſiren, deren er ſich weder gegen den Kaiſer noch irgend einen andern König unterziehen würde. Hätte der König von Neapel dieſe Demarche gethan, ſo könnten vielleicht andre verborgene Sachen dazu Anlaß gegeben haben. Daß der verſtorbene Churfürſt von Bayern es gethan, daran ſei um ſo mehr zu zweifeln, da er als Churfürſt niemals in Rom geweſen, Chur- und Erbprinzen aber könnten keinem regierenden Herrn etwas vergeben. Auch möge man bedenken, daß, wenn auch der Herzog katholiſch ſei, er doch Regent eines proteſtantiſchen Landes wäre, deſſen Gefühlen und Anſichten der Fürſt Rechnung tragen müſſe....“

In Folge des päpſtlichen Verbots fuhren alle Cardinäle beim Herzog vor, um ſeinen Beſuch zu erwiedern, zu einer Zeit, wo ſie ihn nicht zu Hauſe wußten.

Der ganze Adel folgte getreulich nach, und der Herzog wurde völlig iſolirt. Das verdroß ihn in hohem Grade und er reiſte am 4. April nach Neapel ab. Der Cardinal Albani,

dem die Sache fatal war, ließ durch den Abbé Giordano an Hardenberg einen höchſt artigen Brief ſchreiben, mit dem Vorſchlag: „Der Herzog möge bei ſeiner Rückkunft als Graf von Deſenberg dem Papſt in Privataudienz nur in Albani's Beiſein den Fuß küſſen, dann ſolle der Herzog offiziell ohne dies empfangen werden.“ Hardenberg antwortete eben ſo artig, dankte Giordano perſönlich für die italieniſchen Bücher, die er ihm geſchickt, lenkt dann über auf die Angelegenheit des Herzogs und giebt in deſſen Namen die Antwort: „Daß er auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen könne, da man ſo thöricht geweſen durch das Verbot, den Herzog zu ſehen, die Sache ſo publique gemacht zu haben, und daß es doch bekannt und beſprochen werden würde, wollte der Herzog nun unter anderm Namen nachgeben.“

In Neapel fanden die Reiſenden zwar den Hof nicht anweſend, allein die Behörden beeiferten ſich, dem Herzog alle nur mögliche Artigkeiten zu erweiſen. .... „Neapel iſt nicht ſo groß als Rom, aber volkreicher, auch wird viel Handel daſelbſt getrieben. Es würde aber die Stadt noch volkreicher, der Handel noch blühender ſein, wenn eine andre Regierung daſelbſt und das Volk arbeitſamer wäre.... Gleichwie nicht allen Fremden die zu Portici befindlichen, in der wieder entdeckten Stadt Herculanum gefundenen Sachen, ohne Erlaubniß des Königs gezeigt werden, ſo ſchrieb ich im Auftrag Sereniſſimi an den Marquis de Fogliani, der denn ſofort an den königlichen Intendanten zu Portici die Ordre geſchickt, worauf ſich Sereniſſimus den 10. April dahin verfüget, um die aufgegrabenen Sachen zu ſehen. Schon iſt ein großes Zimmer mit Antiquitäten angefüllt, Götzenbilder, Inſtrumente, Zierrathen, Hausgeräth, Paſtetenmodells, Brod, Oel, Sämereien, verbrannte Frucht ſo dem Waizen ähnlich ꝛc., und iſt nur zu bedauern, daß

nicht Leute angeſtellt ſind, das in großer Menge gefundene beſchriebene Papier, ſo ziemlich verbrannt, wovon aber doch vielleicht noch ein und die andre Paſſage zu leſen ſind, zu dechiffriren; allem Anſchein nach würden ſchöne der Hiſtorie dienende Decouverten gemacht werden."

„In einem andern Zimmer finden ſich die Malereien, ſo man in Heraclea und Villa Pompeja gefunden. Sie ſind theilweiſe ſehr beſchädigt und iſt es ſchade, daß man nicht mit mehr Vorſicht zu Werke gegangen und dieſe merkwürdigen Alterthümer zu conſerviren geſucht. Allein man ſcheint die Unkoſten zu fliehen und keinen Guſto an dieſerlei Sachen zu haben."

Den 11. April wurde der Veſuv beſtiegen, den 12. Puzzuoli und die Hundsgrotte beſehen. Den 13. traten ſie die Rückreiſe an und trafen den 14. in der Nacht in Rom wieder ein. Kaum dort angelangt, erſchien Abbé Giordano, um abermals den Herzog zum Nachgeben zu bewegen: er erhielt die nämliche Antwort. Da er aber wohl den proteſtantiſchen Hardenberg in Verdacht hatte, daß er in der Sache Hinderniß ſei, ſo beſtand er darauf den Herzog ſelbſt zu ſprechen, ſah aber bald ein, daß denſelben das Verbot des Papſtes ſo verletzt hatte, daß er ſich zu Nichts verſtehen wollte. Albani bot alles auf, den Herzog zum Nachgeben zu bringen, er äußerte ſich höchſt aufgebracht über diejenigen, die den Papſt zu dieſem Verbot bewogen, erbot ſich, alle ſollten dem Herzog und der Herzogin die Viſite machen, nur ſolle der Herzog ſich dem althergebrachten Ceremoniell fügen. Karl Eugen fügte ſich nicht und ließ noch durch Hardenberg erklären; „Er, der Herzog, werde ſich auch nicht abhalten laſſen, die Ceremonien der heiligen Woche, wie andre Fremde mit anzuſehen, und daß er erwarte, man werde ihm überall einen ſeinem Rang und Stande angemeſſenen Platz

anweisen, wie man es ja mit vornehmen Damen anderer Confession thue, ebenso verlange man es auch für die Herzogin, um so mehr, als sie an den Differenzen gar keinen Theil habe. „Dabei ist es denn geblieben und von beiden Theilen keine weitern Versuche gemacht.“ Abbé Giordano mußte den Herzog zu den österlichen Ceremonien begleiten.... „Am grünen Donnerstag, nachdem die päpstliche Kapelle geendigt und der Papst zur Adorirung in die Paulinische Kapelle gegangen, haben Serenissimus sich nebst uns an den Cardinal Albani anschließen müssen, wo sodann derselbe Durchlaucht bei der Hand genommen und Ihn mit in die Loge geführt, wo der Papst dem Volk die Benediction ertheilet, und die Bulle Coena Domini verlesen zu werden pflegt. Und weil der Cardinal Albani als erster Diaconus allemal neben dem Papst wegen seines Officii gehen müssen, so hat es sich gefüget, daß Serenissimus auch nebenher gegangen, folglich vom Papst ganz in der Nähe gesehen werden können....“ Jedenfalls war dies so eingerichtet in der Erwartung, daß der Herzog, ergriffen von der Erscheinung des Papstes und um die Sache zu enden, dem heiligen Vater zu Füßen sinken würde. Allein der Herzog blieb stolz stehen und fügte sich nicht. Die Herzogin war still zu Hause geblieben, da man ihretwillen nicht noch etwas von dem päpstlichen Hofe fordern wollte. Albani schickte dann aber am Ostertage abermals Giordano, um die hohe Frau an einen Platz zu führen, wo sie die Feierlichkeiten und den Papst sehen konnte.

Der Aufenthalt in Rom, der noch bis zum 9. Mai dauerte, wurde zum weiteren Besichtigen der Merkwürdigkeiten benutzt; einige Deutsche, die in Rom waren, machten dem Herzog öfters ihre Aufwartung, von den Römern sah er Niemand mehr. Nur als er die Villa Albani besuchte, war der Cardinal daselbst

und empfing ihn sehr freundlich, er scheint von vorn herein die Sache mißbilligt zu haben.

.... „Der Papst, der auswärtig als ein geschickter und gelehrter Mann angesehen, stehet in Rom in desto schlechterem Credit; nicht wegen seiner Sitten, denn daran ist nichts auszusetzen, aber weil man meinet, er habe gar keine Religion und suche doch äußerlich durch vieles Kirchengehen die Meinung zu verbreiten, daß er fromm sei, und erzählt man einen Trait von ihm, als er Papst geworden, habe er einem frühern Freund, mit dem er oft über Religion gespottet, gesagt: Sie hätten Beide früher unrichtig darüber gedacht und Er, der Freund, werde sich auch ändern. Der andre aber habe geantwortet mit einem tiefen Compliment: „Honores mutant mores“ und habe der Papst von da an diesen Freund nimmer gesehen....“

.... „Vor einen nicht ungeschickten Advocaten wird der Papst gehalten und mit derartigen Studien und Büchern amusirt er sich, hingegen kümmert er sich weder um Staatsangelegenheiten, noch um das Beste seines Landes. Dies wird Alles durch den Cardinal Valenti Gonzaga besorgt. Selbiger steht in keinem guten Credit, theils wegen seiner Geldgier, theils wegen seiner Gesinnung en faveur von Spanien. Diesem Gonzaga wird auch der, der Stadt Rom so fatale Tractat, den man mit Spanien geschlossen, zugeschoben. Kraft dieses Tractats wurden die Ernennungen der vacant werdenden Beneficien in Spanien, die sonsten dem Papste zuständig gewesen, dem Könige gegen Zahlung einer Million und ein paar Mal 100,000 Scudi überlassen. Es ist dies eine Sache, für die die Krone Spanien schon drei bis vier Mal höhere Summen, als die jetzt gezahlte, geboten hat. Keiner der vorigen Päpste hat je darauf eingehen wollen, einmal weil sie als ein Prärogativ des

heiligen Stuhles, und dann auch als Mittel angesehen wurde, vielen Leuten in Rom Unterhalt zu verschaffen, wie man denn rechnet, daß gegen 12,000 Personen in Rom davon gelebt und jährlich über 4000 Spanier sich daselbst aufgehalten. Darum ist großer Verdruß in Rom über diesen Tractat.... Man behauptet, Gonzaga hätte ihn nicht einmal im Consistorio proponirt, sondern er wäre allein durch ein Breve des Papstes abgeschlossen. Der Sage nach hätte Valenti einige 100,000 Scudi zu seinem Antheil erhalten.... Außerdem wird dem Papst und Valenti Gonzaga vorgeworfen, daß sich unter ihnen die Armuth erschreckend vermehre. Man sucht weder den Handel zu heben, noch die Cultur des Landes zu verbessern, es fehlt an Geld, namentlich das Silbergeld hat sich außer Landes gezogen. Die vielen Orden und andre Geistliche tragen auch zur Vermehrung der Armuth bei, denn diese Müssiggänger verdienen sich nicht ihr Brod, sondern nähren sich von dem Schweiß andrer Leute. So ist denn auch in Rom der Bettel und die Arbeitsscheu so groß, daß man auf Schritt und Tritt von Bettlern überlaufen wird."

„Außer dem Cardinal-Secretair d'Etat ist auch der Cardinal und Majordomo Colonna ein Liebling des Papstes; mit ihm und noch einigen Andern unterhält er sich Abends und sollen dabei die Reden nicht immer auf die Waagschale gelegt werden...."

Am 9. Mai wurde die Reise über Siena nach Florenz fortgesetzt, daselbst drei Tage gerastet und nach Livorno weiter gereist.

„Obgleich die Leute im Florentinischen arbeitsamer und industrieller als im Kirchenstaat sind, so bringen sie doch nichts vor sich und leben in großer Armuth, woran die vielen, den Landmann hart drückenden Auflagen Schuld sind. Sie

verursachen auch, daß viele auswandern, so daß man nur allein in Florenz seit einigen Jahren eine Verminderung von 10,000 Seelen bemerkt hat. Das Prinzip, die Revenuen des Herrn nur zu vermehren und die künftigen Zeiten nicht zu bedenken, regiert dermalen gar sehr. Indem aber das Land entvölkert, der Handel beschränkt und nicht darauf gesehen wird, Seide und die übrigen Producte des Landes zu pflegen, so wird binnen wenig Jahren der Großherzog einen großen Theil seiner Revenuen einbüßen. Getreide wird nicht genug für's Land gebaut, dagegen bringen Oel und Seide viel ein. Der Kaiser hat zwar eine Manufactur angelegt für schwere Stoffe, aber sie gedeiht nicht recht, es fehlt an Dessins. Möchte der päpstliche Hof von dieser Gelegenheit profitiren, und den florentiner Emigranten einige Vortheile zuwenden, so dürfte dies ein Mittel sein, das Land besser zu bebauen."

„Je näher man Livorno kommt, desto mehr merkt man den Seehafen, an den vielen beladenen Karren und Maulthieren, und doch liegt der Handel danieder, seit dem Vertrag mit den Seeräubern zu Algier und Fez, kraft welchem sie die Freiheit haben, im dortigen Hafen aus- und einzulaufen, daher die andern Schiffe den Hafen vermeiden. In Livorno ist eine Corallenfabrik, eine Waare, die höchst schwierig zu verarbeiten ist und an 100 Menschen nährt. Man schickt sie zum Verkaufen und Tauschen nach Indien. ..."

Ueber Pisa reisten sie nach Lerici, wo man sich, da die Wege zu Lande sehr schlecht waren, auf einer Felouque einschiffte; die Fahrt war schwierig, denn einmal war das Fahrzeug in schlechtem Zustand, dann aber trat nach anfänglicher Windstille heftiger Sturm ein, der endlich zum Glück das kleine Schiff nach dem Hafen von Genua trieb. Dort angelangt, ward ihnen von allen Seiten

die größte Verwunderung ausgesprochen, daß sie, ohne auf Seeräuber zu stoßen, die gefährliche Fahrt zurückgelegt hätten. Hardenberg war empört, daß man ihm in Rom und Florenz einen so bedenklichen Rath gegeben hatte. —

„Wären bei dem Traject obige Unannehmlichkeiten, um derentwillen ich große Besorgniß empfand, nicht gewesen, so konnte man keine angenehmere Tour machen; denn es war unbeschreiblich schön: auf einer Seite das offne Meer, auf der andern sehr hohe, cultivirte, mit Gärten, Häusern, Orangen- und Olivenpflanzungen bebaute Berge, weiterhin vor sich die Stadt Genua mit den unzähligen Schiffen im Hafen und hinter sich wieder das freie Meer; ich habe niemalen einen Anblick gehabt, der das Auge so ergötzet. Beim Aussteigen haben Durchlaucht sich der bereitstehenden Portechaisen bedienet und die erste Höflichkeit der Republik Genua erfahren, daß man das Thor offen gelassen, welches sonst früh geschlossen wird. Gleich den andern Tag haben sich viele Herren und Damen erkundigen lassen, wenn sie ihren Durchlauchten aufwarten könnten, und da Serenissimus um 5 Uhr Nachmittags bestimmt, so sind alle die vornehmsten Damen und Cavaliers gekommen, ihre Cour zu machen. Mehr denn 50 Damen sind nach einander erschienen und da jede von zwei Cavaliers pflegt geführt zu werden, so war der Zudrang über die Maaßen stark. Die Nobili di Genua mit ihren Frauen gehen schwarz gekleidet, aber mit französischem Zuschnitt. So lange eine Dame unverheirathet, darf sie bunte Kleider tragen, aber keinen goldnen Schmuck; letzteren dürfen seit dem letzten Kriege auch die verheiratheten Frauen nicht mehr tragen. Jede Dame hat ihre Cicisbeos; wo sie hingeht, muß wenigstens Einer sie begleiten und vor ihrer Portechaise herlaufen, welches zwar sehr artig aussieht, aber ein beschwerlicher Dienst

ist. All und jeder, so sich in das goldne Buch einschreiben läßt, ist verpflichtet, der Republik zu dienen. Ein Senator hat für seine Mühe nichts weiter, als den Gehalt für vier Diener, die er als Senator mehr halten muß, zu beziehen, und so ist es auch bei den Gesandtschaften; es ist keiner, der dabei nicht von seinen eignen Mitteln zusetzen müßte, sogar der Doge.

„Abends sind die Herrschaften auf den Corso und ins Theater gefahren, wo ebenfalls eine Menge Nobili mit ihren Damen anwesend waren und einige derselben herrliche Erfrischungen in der Loge herumreichen ließen. Zwei Söhne des Dogen Grimani sind von demselben abgeordnet, um Serenissimo alle Merkwürdigkeiten zu zeigen, und haben sich immer zugleich zwei oder drei Damen eingefunden, um die Herzogin zu begleiten. In den Sälen, da der Senat sich versammelt, fand sich auch die Gemahlin des Dogen und eine Menge Nobili. Auch den über alle Maßen großen, kostbaren Smaragd aus dem Orient, den Genua mit Venedig gemeinsam erbeutet, haben wir gesehen, und hat bei der Theilung der Schätze Venedig das baare Gold und Genua den prachtvollen Smaragden erhalten."

„Die Lage von Genua ist wundervoll. Seit dem letzten Kriege erholt sich die Stadt zusehends, auch steigt der Handel sehr, und wird in wenig Jahren blühender als zu Venedig sein; aus Livorno und aus Sardinien ziehen sich viele Leute dahin, weil man an letzterem Ort seit einigen Zeiten keine Protestanten mehr dulden, und außerdem erzwingen will, daß die fremden Kaufleute nicht ihre eigne Oeconomie führen, sondern in den Wirthshäusern leben sollen. Die Genueser sind im Allgemeinen viel höflicher und leutseliger wie die Venetianer. Der Doge wird auf zwei Jahre gewählt, nachher tritt er als Senator zurück. Seine Stellung ist eine eigenthümliche; er

darf nicht ohne Erlaubniß des Senats den Palaſt verlaſſen, auch ohne Beiſein gewiſſer Deputirter keinen Brief erbrechen. Gleichwohl hat derſelbe, da er alle vorkommenden Sachen zu proponiren hat, bei richtiger Führung eine große Autorität und Einfluß...."

Nur zwei bis drei Tage ward in Genua geraſtet, dann wurde über Aleſſandria die Reiſe nach Turin fortgeſetzt. Hardenberg verfügte ſich zu dem Chevalier d'Oſſorio, dem Miniſter des Auswärtigen, wo mit großer Ausführlichkeit über die Etiquette des herzoglichen Beſuchs beim Könige geredet ward. „Der Herr fragte ſogar, ob die Herzogin auch ein Cour-Kleid habe? und als ich antwortete „quod non", ſo gab er die Erklärung ab: „daß ſie wohl ſo, wie ſie gekleidet, kommen könne, aber nicht en Cercle." Die italieniſchen Miniſter machten immer neue Schwierigkeiten, ſogar in dem Augenblicke, als der Herzog ſchon im königlichen Palaſt war. Der Oberceremonienmeiſter wollte erſt noch über irgend einen Punkt andre genauere Befehle einholen. Währenddem ließ man den Herzog und die Suite in den einen Saal treten. Kaum waren ſie darin, ſo öffnete ſich eine andre Thür, der König trat herein, begrüßte den Herzog als Freund und Vetter und warf alle Etiquette ſeiner Miniſter vollends über den Haufen, indem er erklärte: „Er wolle die Frau Herzogin ſelbſt ſehen und nicht ihre Prachtroben, die gewiß ſchön, aber für ihn nicht weiter von Intereſſe wären." Nun geſtaltete ſich ein ganz freundſchaftlicher Verkehr zwiſchen beiden regierenden Häuptern, die Herzogin ward von der Herzogin von Savoyen und den Prinzeſſinnen liebevoll empfangen. Vermuthlich war eben die proteſtantiſche Herzogin der Stein des Anſtoßes geweſen, weshalb auch die Umgebung ein ſaures Geſicht zu dem Verfahren der königlichen Familie

machte.... „Der König selbst ist sehr arbeitsam und die Minister sind mit ihren Departements so logirt, daß der König, ohne gesehen zu werden, in jedes einzelne kommen und sich mit ihnen besprechen kann. Er ist in der That portirt, das Beste des Landes zu befördern; in dieser Absicht hat er eigene Manufacturen errichtet, die er sehr unterstützt. Trotzdem leidet der Unterthan Noth und ist arm, aber ein fleißiger Menschenschlag. Der Handel würde floriren, wenn nicht, wie schon zu Genua erwähnt, die Protestanten zu sehr gedrückt würden; die Geistlichkeit dringet sehr auf ihre Vertilgung und hat den König auch zu der genannten verkehrten Maßregel gegen die fremden Kaufleute, weil darunter auch Protestanten sind, bewogen. Die während des Kriegs gemachten Schulden sucht der König zu bezahlen und kann also wohl für einen guten Regenten gerechnet werden, um so mehr, als er auch das Land zu cultiviren sucht. Besonders auch in den neuen von der Kaiserin ihm cedirten Landstrecken, die er seitdem durch Austrocknung der nassen Wiesen sehr verbessert und dadurch die Viehzucht in Flor gebracht hat. Es ist kein Zweifel, daß diese Gegend von Tag zu Tag fruchtbarer wird. Uebrigens ist dies, nach dem Geständniß der Mailänder, das beste Stück dieses Herzogsthums, zumal der größere Theil des Lago maggiore mit abgetreten ist...“

In Mailand wurde der Herzog von dem Gouverneur sehr artig empfangen. Er wollte ihm sogar eine Leibwache geben, was aber von dem Fürsten verbeten wurde. „...Der Handel liegt in Mailand sehr darnieder, und es findet die für das Land sehr nachtheilige Sitte statt, daß der Gouverneur alle drei Jahre wechselt, so daß allemal, wenn einer anfängt die gehörige Kenntniß der Verhältnisse zu haben, ein neuer, uner-

fahrener an seine Stelle tritt. Die Gegend ist sehr fruchtbar, auch der Bauer fleißig, die Felder werden jährlich zweimal geerndtet, und die Wiesen viermal gemäht...."

In Piacenza traf der Herzog in dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt einen Vetter, der eine verwittwete Herzogin von Parma, geb. Prinzessin von Guastalla, geheirathet hatte. Derselbe war hoch erfreut, deutsche Landsleute zu sprechen und suchte dem Herzog alle mögliche Freundlichkeiten zu erweisen. Seine Gemahlin aber, eine so corpulente Dame, daß sie fast nicht mehr gehen konnte, zeigte desto mehr Rücksichtslosigkeit gegen die Herzogin. Deshalb wurde der Besuch abgekürzt und über Parma und Reggio nach Verona weiter gereist. Hier rastete man einen Tag, um den Zustand der Wagen für die Fahrt durch Tirol nachsehen zu lassen. In Verona beschäftigte das Amphitheater Hardenbergs Aufmerksamkeit auf's Lebhafteste.

Dann folgt nur noch in flüchtiger Erwähnung der Fortgang der Reise und der Schluß. „... Dem Höchsten sei Lob und Dank, daß Er den Herzog und seine Gemahlin bei gutem Wohlsein erhalten, daß Er Dieselben durch Seine Engel geleitet, daß Ihnen keine Fährlichkeit geschadet, und Sie nebst Ihrer Suite unversehrt zurückgeführt hat...."

Fünftes Kapitel.

Abſchied vom Württembergiſchen Dienſt.

1753—1755.

Hardenberg fand bei seiner Heimkehr seine Frau bei besserem Befinden, als seit langer Zeit. Ihre Schwester, Helene Benedicte von Gemmingen, die vieljährige treue Pflegerin ihrer Mutter, war seit deren Tode 1748 ganz in das Haus des Schwagers übergesiedelt. Frau von Hardenberg ward durch ihre Hände jetzt auf's Sorgfältigste verpflegt, und ihrem Leben war durch die Anwesenheit der Schwester eine Erheiterung und Annehmlichkeit zugewachsen, denn die vielfachen Geschäfte ihres Gemahls hatten sie doch einen großen Theil des Tages vereinsamt.

Das ganze Württemberger Land empfing das zurückkehrende Herzogspaar mit großem Jubel. Man hoffte, daß von nun an Friede in der Herzoglichen Ehe herrschen sollte. Die Landstände verehrten der Herzogin ein prachtvolles Silbergeräth aus Freude, daß sie nun wieder in dem Schlosse zu Stuttgart heimisch bleiben wollte.

Leider war diese Hoffnung nicht von langer Dauer: schon im Frühling 1755 treten unverhüllte Klagen auf, bei Gelegenheit einer Reise, die Hardenberg um diese Zeit in den Angelegenheiten des Prinzen Ludwig Eugen nach Paris machen mußte, und aus deren Beschreibung Auszüge folgen sollen.

Im Juni folgte dann Hardenbergs Entlassung und im Herbst desselben Jahres schon war der Bruch des guten Verhältnisses zwischen dem Herzoglichen Paare ein unheilbarer geworden. Die Herzogin trennte sich für immer von ihrem Gemahl und zog sich nach Bayreuth zu ihrer Familie zurück.

Prinz Ludwig Eugen war, wie früher erwähnt, in französische Dienste getreten. Jetzt befand er sich in einer schlimmen

Lage. Einmal durch Nachläſſigkeit in ſeinem Dienſte, dann durch Unaufmerkſamkeit gegen die allmächtigen Miniſter und Maitreſſen und durch Betrügereien ſeiner Leute, ſpeziell ſeines Begleiters, eines Franzoſen, Namens d'Encarville, war er in tiefe Verlegenheiten gerathen. Eine der glänzendſten Seiten des Herzogs Karl Eugen war die Güte und Liebe für ſeine Geſchwiſter. Er ſchickte daher Hardenberg nach Paris, die Angelegenheiten des Prinzen zu ordnen.

Am 27. Februar 1755 reiſte dieſer von Stuttgart ab. Bei tiefem Schnee und grundloſen Wegen konnte er mit vier, ja ſtellenweiſe mit ſechs Pferden kaum von der Stelle kommen. Vor Paris ward der Weg ſo ſchlecht, daß ſein Diener in Folge des argen Stoßens todtkrank wurde, er mußte ihn auf einem Dorfe zurücklaſſen und den folgenden Tag mit einer Portechaiſe nachholen laſſen. Den 5. März Nachmittags erreichte Hardenberg Paris.

Den Hausſtand des Prinzen fand er in bodenloſer Unordnung. D'Encarville hatte der Prinz fortgeſchickt, ſtatt ſeiner deutſchen Leute war nur noch ein abgefeimter franzöſiſcher Betrüger im Haus. Nur mit Mühe gelangte Hardenberg zu dem Prinzen ſelbſt. Derſelbe empfing ihn wenig freundlich und prahlte mit all den Anerbietungen, die man ihm von verſchiedenen Höfen gemacht. An den Herzog hatte er in dieſer Beziehung geſchrieben: „Je ne vous parle pas des propositions, que le Roi de Prusse me fit, je ne les écoutais pas, son théâtre ne me paraît pas assez spacieux". Jetzt drohte er, in ſchwediſche oder öſterreichiſche Dienſte gehen zu wollen. Das erſchien Hardenberg lächerlich. In ſeinem Bericht ſagt er: „Die Comteſſe Montmorency und ſeine ſonſtigen Favoriten werden ihn nicht weglaſſen". Der Prinz forderte 150,000 Liv. als Apa-

nage, während er nur 65,000 Liv. hatte, und Hardenberg ihm schwarz auf weiß bewies, daß er damit auskommen könnte. Er berief sich darauf, daß sein Bruder Friedrich eine viel höhere Apanage habe. Hardenberg erklärte ihm: . . . „Er wisse sehr wohl, daß die Landstände diesem die höhere Apanage nur bewilligt, weil er eine protestantische Prinzessin geheirathet, und daß man ihm dasselbe hätte geben wollen, wenn er eine Protestantin heirathete und in deutschen Diensten blieb, daß er aber freiwillig nach Frankreich gegangen sei." Schließlich lud ihn der Prinz zum Abend ein; er schildert diesen Abend und setzt hinzu: „Ein Frauenzimmer, welches aber eine Dame sein wollte, hat nicht gesungen, sondern geschrieen, gleichwohl ist das Bravo viele Male ausgerufen worden."

Hardenberg mußte mehrere Male nach Versailles zu den Ministern Marquis de Puissieux und Marschall Belleisle reisen, theils um sie wieder für den Prinzen günstig zu stimmen, theils um ihren Rath zu hören, wie die Sache desselben zu ordnen sei.

In seinem letzten Brief an Wallbrunn schreibt er unter dem 15. März: „. . . Ich bin des hiesigen Séjour recht müde, das Wetter ist zu schlecht, um auszugehen. Von Herzen freue ich mich, daß, wie Ew. Excellenz schreiben, die Sache mit der Landschaft ausgeglichen ist. Gott gebe, daß das gute Vernehmen zwischen dieser und Sr. Durchlaucht niemals unterbrochen werde. Ach, wenn doch Gott nur unser Gebet erhörte und unserm gnädigsten Herrn Succession gäbe. Ich kann sagen, die künftigen Aussichten, besonders, wenn der Herr Herzog sich nicht mehr menagiren, erschrecken mich. . . ."

Schließlich wurde ein Abkommen mit den Gläubigern des Prinzen getroffen. Der Herzog tilgte einen Theil der Schulden und die französischen Minister schickten den Prinzen eine Zeit lang auf Reisen.

Lage. Einmal durch Nachläſſigkeit in ſeinem Dienſte, dann durch Unaufmerkſamkeit gegen die allmächtigen Miniſter und Maitreſſen und durch Betrügereien ſeiner Leute, ſpeziell ſeines Begleiters, eines Franzoſen, Namens d'Encarville, war er in tiefe Verlegenheiten gerathen. Eine der glänzendſten Seiten des Herzogs Karl Eugen war die Güte und Liebe für ſeine Geſchwiſter. Er ſchickte daher Hardenberg nach Paris, die Angelegenheiten des Prinzen zu ordnen.

Am 27. Februar 1755 reiſte dieſer von Stuttgart ab. Bei tiefem Schnee und grundloſen Wegen konnte er mit vier, ja ſtellenweiſe mit ſechs Pferden kaum von der Stelle kommen. Vor Paris ward der Weg ſo ſchlecht, daß ſein Diener in Folge des argen Stoßens todtkrank wurde, er mußte ihn auf einem Dorfe zurücklaſſen und den folgenden Tag mit einer Portechaiſe nachholen laſſen. Den 5. März Nachmittags erreichte Hardenberg Paris.

Den Hausſtand des Prinzen fand er in bodenloſer Unordnung. D'Encarville hatte der Prinz fortgeſchickt, ſtatt ſeiner deutſchen Leute war nur noch ein abgefeimter franzöſiſcher Betrüger im Haus. Nur mit Mühe gelangte Hardenberg zu dem Prinzen ſelbſt. Derſelbe empfing ihn wenig freundlich und prahlte mit all den Anerbietungen, die man ihm von verſchiedenen Höfen gemacht. An den Herzog hatte er in dieſer Beziehung geſchrieben: „Je ne vous parle pas des propositions, que le Roi de Prusse me fit, je ne les écoutais pas, son théâtre ne me paraît pas assez spacieux". Jetzt drohte er, in ſchwediſche oder öſterreichiſche Dienſte gehen zu wollen. Das erſchien Hardenberg lächerlich. In ſeinem Bericht ſagt er: „Die Comteſſe Montmorency und ſeine ſonſtigen Favoriten werden ihn nicht weglaſſen". Der Prinz forderte 150,000 Liv. als Apa-

nage, während er nur 65,000 Liv. hatte, und Hardenberg ihm schwarz auf weiß bewies, daß er damit auskommen könnte. Er berief sich darauf, daß sein Bruder Friedrich eine viel höhere Apanage habe. Hardenberg erklärte ihm: . . . „Er wisse sehr wohl, daß die Landstände diesem die höhere Apanage nur bewilligt, weil er eine protestantische Prinzessin geheirathet, und daß man ihm dasselbe hätte geben wollen, wenn er eine Protestantin heirathete und in deutschen Diensten blieb, daß er aber freiwillig nach Frankreich gegangen sei." Schließlich lud ihn der Prinz zum Abend ein; er schildert diesen Abend und setzt hinzu: „Ein Frauenzimmer, welches aber eine Dame sein wollte, hat nicht gesungen, sondern geschrieen, gleichwohl ist das Bravo viele Male ausgerufen worden."

Hardenberg mußte mehrere Male nach Versailles zu den Ministern Marquis de Puissieux und Marschall Belleisle reisen, theils um sie wieder für den Prinzen günstig zu stimmen, theils um ihren Rath zu hören, wie die Sache desselben zu ordnen sei.

In seinem letzten Brief an Wallbrunn schreibt er unter dem 15. März: „. . . Ich bin des hiesigen Séjour recht müde, das Wetter ist zu schlecht, um auszugehen. Von Herzen freue ich mich, daß, wie Ew. Excellenz schreiben, die Sache mit der Landschaft ausgeglichen ist. Gott gebe, daß das gute Vernehmen zwischen dieser und Sr. Durchlaucht niemals unterbrochen werde. Ach, wenn doch Gott nur unser Gebet erhörte und unserm gnädigsten Herrn Succession gäbe. Ich kann sagen, die künftigen Aussichten, besonders, wenn der Herr Herzog sich nicht mehr menagiren, erschrecken mich. . . ."

Schließlich wurde ein Abkommen mit den Gläubigern des Prinzen getroffen. Der Herzog tilgte einen Theil der Schulden und die französischen Minister schickten den Prinzen eine Zeit lang auf Reisen.

Hardenberg traf Ende März wieder in Stuttgart ein. Bis zu dieser Zeit war sein Verhältniß zum Herzog, trotzdem daß sie häufig in geschäftlichen Beziehungen einander schroff entgegen traten, doch im Ganzen ein gutes gewesen. Obgleich der gewissenhafte Minister dem Herrn häufig unbequem war, besaß derselbe dennoch das Vertrauen des jungen Fürsten. Auch in den schwierigsten Fällen, wie dem mit dem Prinzen Ludwig Eugen, oder gar bei der Collision mit seiner Mutter, die bei Gelegenheit der Vermählung der einen Prinzessin, welche ihr nicht recht war, in eine so leidenschaftliche Heftigkeit gerieth, daß sie den Herzog vor dem ganzen Hofstaat verfluchte: stets ist Hardenberg derjenige, den der Herzog zuerst um Rath fragt. Von Hardenbergs Hand ist der Brief aufgesetzt, durch den die Herzogin-Mutter auf ihren Wittwensitz nach Göppingen verwiesen wurde. So ist es eigentlich ganz räthselhaft, was zuletzt den Bruch zwischen Beiden hervorrief.

Der schon einigemal angeführte Schriftsteller Bülau[1]) schildert den sich mehr und mehr entwickelnden Despotismus in dem Charakter des Herzogs Karl Eugen und wie er von den Männern, die ihm von Jugend an zur Seite standen, einen nach dem andern beseitigte, um endlich ganz frei seinen Neigungen folgen zu können. Er berichtet über die Entlassung Röders, dann fährt er fort: . . . . „Der zweite Streich traf einen Mann, dessen Verdienste ungleich strahlender als Röders, dessen Leben und Wirken makellos war, den Geheimen Rath und Kammerpräsidenten von Hardenberg. Der letzte Grund, warum man sich dieses Mannes zu entledigen suchte, war, daß er im Staatshaushalt auf Ordnung und Sparsamkeit hielt. Am

[1]) Bülau, Geheimnißvolle Geschichten und Menschen. Theil 4, S. 419.

4. April 1755 erſchien der Herzog im Geheimen Rath und überhäufte Hardenberg plötzlich mit den ſtärkſten perſönlichen Vorwürfen: „daß ſeine Befehle öfters nicht befolgt und die wichtigſten Dinge nach bloßer Privatwillkühr behandelt würden.“ Hardenberg faßte noch am nämlichen Tage eine ruhige, würdevolle Vertheidigung ab, die er am 6. April dem Herzog durch Wallbrunn überreichen ließ. Der Herzog antwortete in noch heftigeren Ausdrücken, als er das erſte Mal gebraucht. Einige Worte, die Hardenberg gegen Wallbrunn geäußert, wurden als Abſchiedsgeſuch gedeutet, keine Erläuterung zugelaſſen, und der Abſchied ohne die zugeſicherte Penſion in ungnädigſter Weiſe am 24. Juni 1755 ertheilt. . . .“

Was ſich in den Briefen, die die Familie beſitzt, über dieſen zweiten Abſchied aus dem württembergiſchen Dienſte findet, mag hier folgen. Es muß jedoch eine längere Zeit zwiſchen Hardenbergs Rechtfertigungsſchrift und der Entſcheidung des Herzogs gelegen haben, in welcher es wahrſcheinlich wurde, daß das Ganze nur eine Laune ſei; denn erſt vom 25. Juni iſt folgendes Billet von Wallbrunn, an Frau von Hardenberg gerichtet:

„Gnädige Frau! Indem ich nach Hauſe komme, erhalte ich ein Decret in Bezug auf Ihren lieben Mann, was mich in Verzweiflung bringt. Unſere Feinde haben geſiegt. Gott wird ſie früh oder ſpät dafür ſtrafen. Wenn Sie mir zu morgen eine Stunde beſtimmen wollen, ſo werde ich Ihnen alles Uebrige mittheilen.“ Am 26. Juni ſchreibt derſelbe: „Nach Ew. Gnaden Verlangen überſchicke ich das leidige Reſcript in originali, um daſſelbe meinem lieben Freund zu übergeben und es mir alsdann zu remittiren. Meine Herren Collegen wiſſen leider nichts Anderes an die Hand zu geben, als was ich bereits heute mitzutheilen die Ehre hatte.“ Auf der Rückſeite dieſes

Billets steht von Hardenbergs Hand: „Bei Ueberlesung dieses Rescripts finde ich, daß es ein förmlicher Abschied ist. Ich begreife nicht, wie es mir diesen Morgen geschehen ist, daß ich es zweideutig angesehen.“ Er weiß sich demnach selbst die Ungnade nicht zu erklären. Allein auch Andere verstanden die unerwartete Wendung nicht. Ein Billet ohne Unterschrift mit dem fürstlichen Doppelwappen der Herzogin, also jedenfalls von ihr selbst, an Frau von Hardenberg, bezeugt dies.

„In diesem Augenblick erhalte ich von meinem Manne den beiliegenden Brief. (Dieser Brief fehlt jedoch.) Ich kann nicht glauben, daß der Herzog so böse und undankbar sein kann; ich schmeichle mir, daß es nur eine seiner gewöhnlichen Rodomontaden sein wird. Wollten Sie wohl die Güte haben, mir zu schreiben, was an der Sache wahr ist? Ich hoffe, Sie entschuldigen, daß ich Sie so spät incommodire. Aber da ich Ihre Güte kenne, so bin ich überzeugt, daß Sie uns durch ein einziges Wort aus der Unruhe und Besorgniß reißen werden.“

Minister von Beust schreibt aus Bruchsal, 12. Juli 1755: „Ew. Excellenz unvermuthete Verabschiedung und Ungnade ist sowohl dem hiesigen wie dem Churfürstlichen Hofe sehr unangenehm gewesen. Ihro Durchlaucht selbst hat ihre große Befremdung darüber gegen mich geäußert. Am churpfälzischen Hof wollte man wissen, daß ein gewisser Herr von Schütz hinter der ganzen Sache verborgen wäre und daß er vermuthlich Chef von den Finanzen werden dürfte.“

Wahrscheinlich war dieser heimliche Gegner Hardenbergs derselbe Herr von Schütz, mit dem zusammen zu dienen er sich früher geweigert hatte.

Anders sah Hardenbergs Familie die Sache an. Zwei Briefe, einer von seiner ältesten Schwester, Frau von Rheden,

der andre von seinem Schwager Rheden, der früher Hofmarschall in Braunschweigschen Diensten war, sind hierfür charakteristisch. Frau von Rheden schreibt unterm 6. Juli aus Hannover an Hardenberg: „Du bist aus einem Labyrinth gezogen, mein lieber Bruder, das Dich früh oder spät möglicher Weise in einen Abgrund geführt hätte. Gottes Hand hat Dich behütet, daß er Dich nicht verschlungen hat. Der Strick ist entzwei, und Ihr seid frei. Mein Mann hat den Prinzen davon unterrichtet, er versicherte, wahrhaft betrübt dadurch zu sein und — ohne Schmeichelei — von nun an werde Alles nach den Wünschen der Katholiken gehen, denn Denen sei die ganze Schuld dieser Maaßregel beizumessen. . ."

Herr von Rheden äußert sich am 6. Juli 1755: „Meiner Meinung nach muß man Dir zu der Ungnade, von der Du meiner Frau schreibst, gratuliren. Der Herzog hat Dir das Steuerruder seiner Staatsgaleere abgenommen, das Du mit dem Eifer eines ehrlichen Mannes geführt hast, sowohl zum Besten des Fürsten wie der Unterthanen, nach dem Zeugniß Aller, die die Verhältnisse kennen. Alle billigen es auch, daß Du nicht den Abschied gefordert hast, sondern daß Du erwartet, daß ihn der Herzog Dir gab. Einmal: weil das Land Dich nun nicht anklagen kann, daß Du es verlassen und seinem Unstern preisgegeben hättest. Zweitens, weil der Herzog nun nicht sagen kann, wie es mir geschehen ist, Du habest ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Jetzt komme, was Gott will, über das Württemberger Land, Dein Gewissen ist frei und ohne Vorwurf."

Sechſtes Capitel.

Dienſte in Heſſen-Kaſſel 1756—1761.

Der Sommer 1755 war wieder eine trübe Krankheitszeit für Frau von Hardenberg; erst Anfangs August war sie so weit hergestellt, daß sie zu einer Badecur nach Schwalbach aufbrechen konnte. Hardenberg hatte seinen Hausstand nach Heilbronn dirigirt und daselbst ein Haus gemiethet. Von Schwalbach aus gingen sie dorthin, doch war daselbst ihres Bleibens nicht lange.

Schon im Februar 1756 forderte der Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel[1]) Hardenberg auf, in seine Dienste zu treten.

Das hessische Fürstenhaus zeichnete sich damals vor den meisten anderen kleinen Höfen durch einen lebhaften Sinn für Kunst aus. Der Vater des Landgrafen Wilhelm, Karl[2]), ist der Erbauer des Herkules, sowie eines Theiles des damaligen Weißensteiner Schlosses und des Orangerieschlosses mit dem prächtigen Marmorbade; auch hat er die Aue in ihrer schönen Anlage geschaffen. Des Sohnes Leidenschaft waren Gemälde; auf mehreren Reisen nach Holland kaufte er dort ganze Häuser mit Bildern der besten niederländischen Meister und mit schönen Meubles, ließ die Gemälde und Meubles nach Kassel bringen und verkaufte die Häuser wieder an kleinere Besitzer; denn die großen holländischen Handelsherren verkauften wol ihre Häuser mit Allem, was darin war, aber sie ließen sich nicht, selbst wenn einer von ihnen unglücklich speculirt hatte und in Bankrott gerathen war,

[1]) Landgraf Wilhelm VIII., geb. 1682, gest. 1760.

[2]) Landgraf Karl, geb. 1654, gest. 1730; sein Bild steht in weißem Marmor gemeiselt auf dem Karlsplatz zu Kassel.

auf einzelne Verkäufe ein; auch bei Erbschaftstheilungen wurden die Häuser mit Allem was darin verkauft. Auf diese Weise hat der Landgraf die schöne Bildergallerie in Kassel zusammengebracht; auch lebende Meister hat er vielfach beschäftigt, so die beiden Tischbein, namentlich den älteren, der die Schönheitsgallerie im Schlosse zu Wilhelmsthal, welches der Landgraf in einem schönen Buchenwalde unweit Kassel erbaut, anlegte und in welche außer fürstlichen Damen nur Schönheiten aus Kassel oder vier Stunden im Umkreis aufgenommen werden durften. Der Hof zu Kassel zeichnete sich durch eine vornehme Haltung aus. Die Erbprinzeß, eine Tochter Georgs I. von England[1]), sowie ihre Schwägerin, die Prinzessin Charlotte, repräsentirten mit vieler Haltung, und wurden darin durch den Landgrafen unterstützt. Zwischen Vater und Sohn, dem spätern Landgrafen Friedrich[2]), herrschten dagegen bedeutende Differenzen. Der Erbprinz war 1749 im Stifte Neuhaus bei Paderborn zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, erst im Jahr 1754 hatte er seinen Uebertritt öffentlich erklärt; ungefähr um dieselbe Zeit mußte die Ehe des erbprinzlichen Paares, die schon seit Jahren höchst unglücklich war, getrennt werden. Dieser Scheidungsprozeß war dem alten Landgrafen ein schweres Aergerniß, und als ihm nun gar der Uebertritt des Sohnes zur römischen Kirche bekannt wurde, trat er sofort, von den Ständen lebhaft unterstützt, mit der Erklärung gegen denselben auf, daß er einen Revers ausstellen müsse, die kirchlichen Verhältnisse in Hessen un-

[1]) Maria, Vormünderin und Regentin der Grafschaft Hanau von 1760—1764. Sie starb am 14. Januar 1772.

[2]) Landgraf Friedrich II., geb. 1720, vermählt 1740 zum ersten Mal, kam 1760 zur Regierung, starb 1785. Seine zweite Gemahlin Phil. von Brandenburg-Schwedt überlebte ihn und starb 1800 zu Berlin. Sein Denkmal steht auf dem Friedrichsplatz zu Kassel.

verändert und die Erziehung seiner drei Söhne vollständig der Mutter zu überlassen. Preußen und England übernahmen die Garantie dieser Reversalien. Die jungen Prinzen bezogen eine ganz getrennte Wohnung, jeder Einfluß des Erbprinzen auf sie wurde abgeschnitten. Die Lage desselben mochte eine sehr unbehagliche sein. Sein Beichtvater und die ebenfalls convertirte Prinzessin von Hessen-Rothenburg entwarfen für ihn mit dem österreichischen Gesandten einen Plan zur Flucht und zum Eintritt in österreichischen Dienst. Durch einen Zufall ward man auf die Sache aufmerksam, ließ unerwartet den Jesuiten festnehmen und fand bei ihm den ganzen Fluchtplan. Der Adjutant und ein Secretär des Prinzen, die in die Angelegenheit verwickelt waren, wurden versetzt und verabschiedet, den Prinzen, der eine sehr heftige Scene mit seinem Vater hatte, ließ man unbehelligt, nur bot der Landgraf von da an Alles auf, um ihn in preußische Dienste zu bringen.

Das war die Lage der Verhältnisse am hessischen Hofe, als Hardenberg einen Ruf dorthin erhielt. So schmeichelhaft derselbe für ihn war und so erfreulich die Aussicht unter einem Fürsten von so höchst ehrenwerthem Charakter wie Wilhelm VIII. zu dienen, war ihm doch der Erbprinz und die durch die Fama zu einem intendirten Mordversuch vergrößerte Fluchtangelegenheit ein schweres Bedenken. Er wandte sich deshalb an den hessischen Minister von Eyben[1]) mit der Bitte um Aufklärung, die ihm

---

[1]) Friedrich von Eyben, 1752 Geheimer Rath in Nassau-Oranischen Diensten, ward 1754 Minister in Hessen-Kassel; 1759 trat er in dänische Dienste und starb auf seinen Gütern in Mecklenburg. Seine Gemahlin war eine Tochter des 1719 zu Stockholm enthaupteten Grafen Görz. Die Ehe war kinderlos. [Nach ges. handschriftlichen Notizen des Freiherrn R. von Buttlar-Elberberg.]

derſelbe auch bereitwillig ertheilte. Die ſichere Ausſicht, mit einem zum Katholicismus übergetretenen Fürſten wiederum alle die Kämpfe und Differenzen, die ihm in Württemberg das Leben ſchwer gemacht hatten, zu durchleben, und die daraus hervorgehende Unſicherheit ſeiner neuen Stellung beſtimmten Hardenberg, die Bedingung zu ſtellen, daß er, im Fall er nach dem Ableben des Landgrafen die Dienſte wieder aufzugeben veranlaßt ſei, eine Entſchädigung für den weiten Transport ſeiner Meubles ꝛc. zu erhalten hätte. Der Landgraf genehmigte dieſe Bedingung, und als Hardenberg nach Kaſſel kam, wurde ihm von Seiten des Hofes die ſchmeichelhafteſte Aufnahme zu Theil. Sein Patent als Wirklicher Geheimer Rath und Miniſter im Steuer- und Finanzfache mit 5000 Rthlrn. Gehalt iſt vom 28. März 1756 datirt.

Frau von Hardenberg war wieder ſehr leidend, ſo daß ſie Hände und Füße Wochen lang nicht gebrauchen konnte; ſie kam deshalb erſt ſpäter nach Kaſſel, ihr Mann kehrte noch einmal nach Heilbronn zurück und holte ſie ab.

Hardenberg's Freunde waren hoch erfreut, daß er dieſe Berufung annahm, ſein treuer Freund und Arzt Bilfinger ſpricht es aus. . . . „Ich preiſe die Vorſehung, die einen ſo erfahrenen und tüchtigen Arbeiter in einen ſo delabrirten Weinberg beruft. In dem irdiſchen Reiche Gottes, wie in dem Reiche der Gnade iſt die Erndte groß und der Arbeiter wenige. Gott wolle dieſes Miniſters Arbeit dort ſegnen, wie er ſie hier geſegnet hat. Mich freut es von Herzen, daß der theure Mann mit ſolcher Auszeichnung von einem der älteſten und weiſeſten Fürſten unſrer Zeit berufen iſt. . ."

Bei dem Scheidungsprozeß des Erbprinzen hatte man engliſcherſeits der Prinzeſſin einen Vetter Hardenbergs, Auguſt

Ulrich[1]), zum Beistand gegeben. Obgleich die Scheidung vorüber war, erregte doch derselbe Name und die Verwandtschaft beider Männer von vorn herein das Vorurtheil des Prinzen gegen den Minister und verhinderte jede Annäherung. Ueberhaupt ist im Leben Hardenbergs die fortwährende Berührung mit dem Katholicismus charakteristisch, namentlich mit übergetretenen Fürsten, deren es zu jener Zeit nicht nur in Württemberg, in Sachsen, sondern auch in Hessen, in der Pfalz und in Zweibrücken mehrere gab. Hier in Hessen gerieth er in größere, bald auch schwierigere Verhältnisse, als sonst irgendwo, denn er trat nur wenige Monate vor dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs seine neue Stellung an.

Es kann nicht die Absicht dieser Blätter sein, über die Zeit des siebenjährigen Krieges neue Anschauungen bringen zu wollen, oder gar nachzuweisen, wie sich die Fäden entspannen und verwickelten, die endlich den verhängnißvollen Knoten schürzten und den Krieg herbeiführten, sondern nur die Ansichten Hardenbergs und seiner Freunde sollen hier geschildert werden. Diese Männer standen nicht im Mittelpunkte der Bewegung und daher sind ihren Augen viele Ursachen, viele Hebel derselben verborgen geblieben. Immer wieder wird es aber von Interesse sein, auch die Anschauungen ferner Stehender aus einer so tief einschneidenden Periode, wie sie der siebenjährige Krieg für Deutschland und Europa war, kennen zu lernen und die Urtheile von Zeitgenossen zu hören. Auch die Thatsachen des Kriegs selbst werden hier nur so weit berührt, als sie sich in diesen Briefen und Schriftstücken wiederspiegeln.

---

[1]) **August Ulrich Freiherr von Hardenberg**, geb. 1707, gest. 1778 als Geheimer Kriegsrath; in jener Zeit Gesandter von England in Kassel.

Hardenberg und seine Freunde suchten den Grund des Krieges in dem Kampf von Katholicismus und Protestantismus um die Herrschaft. Seine Correspondenzen mit dem Kammerpräsidenten von Münchhausen in Hannover, Geheimen Rath von Keller in Gotha, Reichstagsgesandten von Wülknitz in Regensburg, General von Donop und Kammerdirector Waitz in Cassel drehen sich wesentlich um diesen Punkt.

Am 11. April 1755 war zwischen England und Hessen ein Subsidienvertrag abgeschlossen worden. Demgemäß wurde ein Theil der hessischen Truppen nach England eingeschifft, als Frankreich im Frühjahr 1756 Miene machte in England zu landen, um einen Angriff auf den verhaßten Feind im eignen Land zu versuchen. Falls es England forderte, mußte Hessen noch weitere 4000 Mann stellen. Jedoch war dadurch der Landgraf keineswegs Bundesgenosse Englands, sondern seine Regimenter galten nur als englische Soldtruppen. Hardenberg hatte, da er erst im März 1756 in hessische Dienste trat, diesen Subsidienvertrag nicht veranlaßt, wohl aber war ihm von vorn herein die Wichtigkeit desselben klar. Durch seinen Schwager Gemmingen, der Württemberg und noch einige andere kleine Fürsten am Reichstage vertrat, erfuhr er, daß Ansbach und Würzburg[1]), die ebenfalls mit England Subsidienverträge in früheren Jahren eingegangen waren, durch den Minister von Seckendorf und den Einfluß einiger katholischer Stände dazu bewogen worden waren, diese Verträge nicht mehr zu erneuern. Zugleich hatte er durch die Briefe von Gemmingen und Wülknitz eine klare Einsicht darüber erlangt, mit welcher Emsigkeit und Schlauheit Graf Kaunitz

[1]) Es muß hier bemerkt werden, daß alle diese Details, auch namentlich die auf die Reichstagsverhandlungen bezüglichen, den Briefen und sonstigen Actenstücken des Hardenbergschen Nachlasses entnommen sind.

ein förmliches Netz um die kleinen deutschen Fürsten am Reichstage gesponnen, ja selbst viele der evangelischen Prinzen dahin gebracht hatte, unbedingt der östreichischen Leitung zu folgen. Hessen und Gotha, die von vorn herein auf Seiten Preußens und Englands standen, meldeten alle Symptome hiervon voller Besorgniß nach Berlin und Hannover.

Ueberhaupt hatte ein angstvolles Vorgefühl nahenden Unheils die Gemüther ergriffen. Die Erinnerung an den dreißigjährigen Krieg stieg wie ein Gespenst auf, Briefe verschiedener Personen sprechen es aus: „Seit dem dreißigjährigen Krieg sind kaum je gefährlichere Adspecten für Deutschland gewesen!“ Es waren ja seitdem viele Kriege über das Land gezogen, allein diese Kämpfe hatten andere Motive gehabt: französische Gier nach Land und Leuten, fürstlicher Ehrgeiz, dynastische Interessen hatten manchen blühenden Landstrich mit Blut befleckt, aber jetzt ging durch alle Herzen das Gefühl, als ob es sich um Deutschlands kostbarste Güter handeln würde; es war die Ahnung einer neuen Zeit, die Alles von Grund aus umgestalten und nach hundert Jahre langem Ringen mit materiellen und geistigen Waffen ein einiges Deutschland herstellen sollte.

Schon im Mai 1756 hatte Friedrich II. durch ein vertrauliches Schreiben Hessen, Gotha und Hannover aufgefordert, eine evangelische Union zu bilden, aber noch war die Besorgniß zu lebhaft gewesen, durch einen solchen Schritt die feindlichen Mächte aufzubringen; auch hoffte Hardenberg eine bewaffnete Neutralität unter den verschiedenen kleinen Fürsten zu Stande zu bringen und wie damals in Württemberg auf diese Weise durch den Sturm zu steuern. Bald jedoch ward ihm klar, daß jetzt die Lage der Sache eine andre sei und daß eine Partei ergriffen werden müsse. Natürlich war weder der Landgraf

noch Hardenberg einen Moment im Zweifel, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Der Minister wendete sich zuerst an den Kammerpräsidenten von Münchhausen in Hannover[1]). Aus der Correspondenz über die evangelische Union treten die Verschiedenheiten beider Männer in ein helles Licht. Münchhausen kann die damals herrschende Ansicht, nach der jedes kleine deutsche Ländchen ein Land für sich war, welchem das Wohl und Wehe des Nachbars wenig anging, nicht verleugnen; er hält Hannover für gesichert durch das dahinterstehende England, daher zeigt er eine vornehme Protectionsmiene und verbirgt nach Kräften, daß er im Innern in sehr großer Sorge über das englische Verfahren war. Hardenberg dagegen hatte über die Zuverlässigkeit Englands schon in Württemberg bittere Erfahrungen gemacht, noch weniger, wußte er, war auf Frankreich oder Oesterreich zu bauen. Sein warmes Herz für die evangelische Kirche ließ ihn vor Allem trachten, die evangelischen Fürsten einig zu machen. Münchhausen war nur für Hannover und dessen Vortheil besorgt, Hardenberg sah schon damals das protestantische Deutschland als zusammengehörig an.

Am 12. August 1756 schrieb er an Münchhausen:

. . . . „Nach der mir bekannten Gesinnung des Landgrafen wird Hochderselbe sich von des Königs von Großbritannien und Preußen Majestät nimmermehr trennen. So lange Ihnen aber nicht bekannt, welche Mesures beide Majestäten im Fall einer französischen Invasion genommen? Was für eine Armee den

---

[1]) Gerlach Adolph von Münchhausen, geb. 14. October 1688. Er gehörte der Linie Straußfurth an, studirte zu Jena, Halle, Utrecht. 1714 war er Appellationsrath in Dresden, 1715 Ober-Appellationsrath in Celle, 1726 Comitialgesandter zu Regensburg, 1728 wirklicher Geheimer Rath zu Hannover, 1729 Großvogt zu Celle und nach der Stiftung der Universität Göttingen Curator derselben; 1765 ward er hannöverischer Premier-Minister. Er starb den 26. November 1770.

Franzoſen entgegen zu ſtellen? Wo ſich ſelbige zu verſammeln beliebet werden? Ob noch mehrere und welche proteſtantiſchen Reichsſtände mit ihren Truppen dazu ſtoßen werden? So lange ſehe ich nicht ein, wie vor näherer Erörterung dieſer Fragen der Herr Landgraf einen Entſchluß wegen Zuſtoßung eines Corps Truppen faſſen könne. Außerdem wird ſich Heſſen vorzuſehen haben, dem Gegner keine unzeitige Ombrage zu geben, da ſonſt, wenn der Uebergang am Oberrhein geſchehen ſollte, die heſſiſchen Lande am Meiſten exponirt wären. Und da der größere Theil der Truppen außer Landes iſt, die Veſtung Rheinfels auch nicht unbeſetzt bleiben kann, ſo kann Ew. Excellenz leicht ermeſſen, daß auf eine beträchtliche Anzahl hieſiger Truppen nicht zu rechnen iſt, wenn auch, wie ich Ew. Excellenz im Vertrauen melden kann, die Infanterie doch noch beträchtlich verſtärkt werden ſoll."

„Sollte, wie es das Anſehen hat, für das proteſtantiſche Weſen etwas zu befürchten ſtehen, ſo dürfte das ausgiebigſte Mittel ſein, auf Errichtung einer Union zwiſchen den evangeliſchen Ständen den Bedacht zu nehmen. Je eher es geſchieht, je mehr wird dem kaiſerlichen Hofe die Möglichkeit benommen, einige evangeliſche Höfe auf ſeine Seite zu ziehen. . . . Durch den däniſchen Hof iſt mitgetheilt, Frankreich und Oeſterreich verſichere, ein jedes einzeln: Es handle ſich durchaus nicht um die Religion. . . ."

Auf dieſe letztere Notiz antwortete Münchhauſen am 13. September: „Seit dem dreißigjährigen Kriege ſind kaum gefährlichere Zeiten in specie für die Evangeliſchen Stände geweſen! Es ſcheint aber, es machen die Conjuncturen noch nicht genugſamen Eindruck." Dann aber fährt er fort: „Uebrigens ſcheint es mir, wir haben einander mißverſtanden. Die Meinung hieſigen Orts iſt nicht die, öffentliche Veranſtaltungen zu machen,

oder eine Liga zu bilden mittelst Zusammenbringung verschiedener Truppen, welche beide Objecte unsre Absicht keineswegs sind, sondern unser bei dem Herrn Landgrafen gemachtes Ersuchen geht nur dahin, zu erfahren, wie viel Truppen derselbe zu stellen glaube, wenn Frankreich entweder durch die Kasselschen Lande, oder durch das Westphälische in hiesige Lande einzubrechen intendirte. Auf den ersten Fall hat Se. Maj. unser Herr sich bereit erklärt, mit Dero ganzen Macht zu Ihren Truppen zu stoßen und Dero Land bestmöglichst zu schützen. . . ."

Der Brief in seinem Anfang war Hardenberg ziemlich räthselhaft; er las heraus: Hessen möge sich, bis die englische Armee da sei, allein beschützen. In einem Votum vom 5. September rieth er dem Landgrafen, so schnell nur möglich sowohl die Infanterie wie die Reiterei zu vermehren. „Ist es den Franzosen Ernst, der Kaiserin zu secundiren, so ist Alles daran gelegen, Truppen zusammen zu bringen, um Widerstand leisten zu können. Die Erfahrung zeigt, daß geringe Mittel und geringer Aufwand zu rechter Zeit von viel größerm Nutzen sind, als große und kostspielige, aber zu spät getroffene Anstalten."

Etwas später macht er wieder Vorstellungen wegen der geringen Truppenzahl, die Hannover und Braunschweig stellen wollen. „Eine Armee von 31,400 Mann ist viel zu schwach, um Hessen, Hannover und Westphalen zu decken, sintemal die Franzosen mit einer viel stärkeren Armee einrücken werden." Dann hat er die Vorschläge seiner Collegen, sich an Frankreich anzuschließen, zu bekämpfen. Er weist ihnen nach, daß ein Land, welches zwischen Hannover und Preußen inne liegt, verbunden durch Religion und Sitte mit den protestantischen Ländern und durch das Verhältniß des Erbprinzen und seine Reverse schon in

Spannung mit dem Katholicismus, unmöglich sich mit Frankreich alliiren könne.

Die Minister der anderen kleinen Staaten, so sehr sie Anfangs der preußische Angriff gegen Sachsen erschreckt hatte, fingen nun an wegen der Saumseligkeit, die die hannöverischen Minister blicken ließen, besorgt zu werden[1]). Auch die völlige Gleichgültigkeit von Dänemark und Schweden befremdete sie. Von allen Seiten kamen an Hardenberg, dessen nahe Beziehungen zu Münchhausen man kannte, Anfragen, wie er dies sich deute?

Er suchte so viel als möglich auf der preußisch-hannövrischen Seite festzuhalten und veranlaßte, daß man von den verschiedenen Höfen Anfragen nach Hannover schickte, um den dortigen Ministern die allgemeine Stimmung und Sorge klar zu machen.

Mitte October brachte Preußen die Pièces justificatives, d. h. sämmtliche Verhandlungen und Verträge, zwischen Oestreich und Sachsen geschlossen, an den Reichstag und führte damit den Beweis, daß sein Angriff auf Sachsen nur ein Act der Nothwehr gewesen war[2]). Natürlich bewirkte dies einen bedeutenden

[1]) Geheimer Rath von Keller schreibt am 17. October aus Gotha: „Wir hoffen täglich auf Nachrichten von Kopenhagen und Hannover. Herr von Münchhausen versichert: so wie sie Befehl vom König erhielten, würden sie sich mit ihren Plänen äußern. Es ist zu fürchten, daß diese Lethargie und dies Zaudern binnen Kurzem ein unumstößliches Hinderniß werde, die protestantischen Mächte zu einem einmüthigen Plane zu einigen, wie es das allgemeine Interesse in dieser gefahrvollen Zeit fordert. Man wird sehen, ob noch eine Möglichkeit sein wird, einen richtigen Plan zu entwerfen, wenn es inzwischen Oestreich gelingt die katholischen Fürsten zu bewegen ihre Truppen mit den kaiserlichen zu vereinigen, und das kann leicht geschehen, wenn die Franzosen in's Reich einrücken."

[2]) Brief von Keller, 27. October: „Die pièces jutificatives, die endlich der König von Preußen hat veröffentlichen lassen, geben all' seinen Maßregeln ein andres Ansehen, aber die Gegner werden die Sache auf's Aeußerste treiben, um von dem blinden Eifer zu profitiren, der alle Katholiken beseelt. Es ist sehr traurig, daß nichtsdestoweniger die pro-

Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Königs, aber seine eigentlichen Gegner schritten unaufhaltsam weiter, und so war die Antwort von Oesterreich hierauf, daß es auf dem Reichstag seinerseits einen Antrag einbrachte: Preußen des Landfriedensbruches anzuklagen, und einen zweiten dahin lautend: Sachsen zu entschädigen[1]). Dagegen traten am 4. Januar 1757 Hessen und Gotha mit einem energischen Votum auf, in welchem es unter Anderm heißt: „Eine Achts- oder Kriegserklärung gegen Preußen sei weder den Thatsachen, den Rechten, noch der Reichsobservanz und den gemeinsamen Interessen des Reiches gemäß, ja für Churſachsen äußerst nachtheilig. Bei einer Reichskriegserklärung wäre das Remedium schlimmer, wie das Uebel." Sie hofften, alle übrigen evangelischen Stände sollten sich ihnen anschließen. Ein Theil aber verhielt sich völlig passiv, einige wenige stimmten zu, Hannover zögerte beizutreten und Braunschweig sprach sogar vom oberrichterlichen Amte des Kaisers![2])

Jetzt ward auch der Tractat bekannt, der zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen war, wonach Frankreich die Niederlande erhalten sollte, wenn Oesterreich Schlesien zurück erobert haben

---

testantischen Höfe in ihrer Gleichgültigkeit verharren, sie behandeln die Sache nur bruchstückweise und mit einer Indolenz, die allen Glauben übersteigt."

[1]) Brief von Keller, 20. November: „Les pièces justificatives des Königs beweisen nur zu klar, daß die Höfe von Wien und Dresden ebenso des Landfriedensbruchs schuldig sind, vorzüglich nach Paragraph I und III des Landfriedens von 1548. Im § I sind die Conspirationen und Bündnisse auf gleiche Art verboten, während nach § III die dem Landfriedensbrecher abgenommenen Lande, dessen Haus und Agnaten garantirt verbleiben, womit sich der Partagetractat schlechterdings nicht vereinigen läßt. . . . Man kann sicher sein, daß Alles, was nicht auf die Vernichtung des Königs von Preußen abzielt, in Wien mißfallen wird.

[2]) Brief vom 27. December: Sie wollen die Feuersbrunst erst all-

würde. Die noch etwa Zweifelnden wurden von der Wahrheit der Thatsache überzeugt, als die Oestreicher aus den Niederlanden abzogen und im December in Franken und Thüringen in die Winterquartiere einrückten. Die bittersten Klagen der betroffenen Gegenden wurden laut.

Münchhausen konnte sich selbst der schwersten Besorgnisse nicht mehr erwehren, er mußte sie gegen Hardenberg aussprechen in einem Briefe vom 26. December: „Das alte Jahr ist unter viel Gefahr und Sorge vorübergeeilt, das neue zeigt noch fürchterlichere Aussichten und diejenigen Minister, denen das allgemeine Beste am Herzen liegt, haben hohe Ursache, unitis conciliis sich an einander zu schließen. Auf Ew. Excellenz große und tiefe Einsicht rechne ich wesentlich. Das ist gewiß, daß nicht nur unsre beiderseitigen Lande, sondern auch das ganze Systema imperii ecclesiastici der evangelischen Religion in großer Gefahr ist."

Hardenberg antwortete am 30. December und gab die Richtigkeit dieser ausgesprochenen Besorgnisse zu, dann fährt er fort: „Die Evangelische Religion scheint um so mehr einer großen Gefahr unterworfen zu sein, da mit Grund anzunehmen, daß die katholischen Stände alle mit einander einverstanden sind. Das beste Mittel dagegen würde sein, wenn auch die protestantischen d'accord wären. Da dies aber nicht der Fall ist, so kommt es, meines Erachtens, auf die baldige Ergreifung von Maaßregeln zu dieser Vereinigung an. Von Sr. Majestät in

gemein werden lassen, ehe sie löschen; sie wollen die kaiserliche Regierung zum Frieden mahnen und bedenken nicht, daß fremde Mächte dabei betheiligt sind, die nicht unter unsern Gesetzen stehen. Ich bin von Schmerz durchdrungen, so wenig festen Grund unter unsern Landsleuten und Glaubensgenossen zu finden. Wir aber wollen an unserm Votum festhalten und sollten wir allein damit stehen.

England dependirt solches. Wenn dieselben, da es Ihnen nicht an Macht und Autorität fehlt, sich vor den Riß zu stellen und andre schwächere Stände durch Ihren Vorgang zu ermuthigen geruhen wollen, so werden viele protestantische Stände veranlaßt werden, sich an Höchst Dieselben anzuschließen und unitis conciliis et viribus zu Werke zu gehen." Er wiederholt: der Landgraf sei zu jeder Maaßregel und Aufbietung seiner militärischen und finanziellen Kräfte bereit, und wenn gleich Frankreich überall erklären lasse, der König trete nur als Garant des westphälischen Friedens auf, an den Religionsverhältnissen solle nicht gerührt werden, und laut dieser Erklärung Hessen nichts zu fürchten hätte, so werde sich dennoch der Landgraf nicht von England trennen. Er bäte nur um das Eine, ihm ihre Pläne mitzutheilen, damit man beurtheilen könne, ob Hessen auch in der That einen wirklichen Schutz habe, und ob und wann seine Truppen aus England zurückkehren könnten?

Münchhausen giebt in seiner Antwort vom 3. Januar 1757 alle Besorgnisse, die Hardenberg hatte, als richtig zu, ja er theilt ihm noch mit, daß man Mittel gefunden, Kopenhagen und Schweden völlig einzuschläfern. Dann sagt er in Bezug auf die Erklärung Frankreichs: „Der König, mein Herr, hat als Churfürst an dem Gegenwärtigen nimmer Theil genommen, daher kann man ihn mit Recht vor Andern nicht anfallen; wird aber über das, was das Recht erfordert, hinausgegangen und bloß der Wille zu schaden und ein unverdienter Haß und die Erreichung andrer Zwecke verfolgt, so gebe ich zu bedenken, ob die hessischen Lande weniger als wir zu befürchten haben?" Er versichert, es wäre freilich besser, wenn man wisse, wann die hessischen Truppen zurück kämen, aber

man könne sich ja einstweilen mit den übrigen verständigen und die Truppen zusammenziehen.

Hessen hatte 6000 Mann in England. Das Höchste, was das kleine Land auf einmal an Mannschaften stellen konnte, waren 20,000 Mann, und da in Friedenszeiten gewiß kaum ein Drittheil davon geübt und organisirt waren, so erscheint dies Verlangen von Münchhausen um so eigenthümlicher, da er doch wohl beurtheilen konnte, daß 12—14,000 Mann bei Weitem Hessen nicht ausreichend decken konnten.

Die hannöverschen Minister erschienen fast räthselhaft mit ihrem Zaudern und mit der seltsamen Harmlosigkeit, die es für möglich hält, daß Frankreich mit dem Könige von England in offenem Kriege, denselben als Churfürsten von Hannover, weil er als solcher an dem Gegenwärtigen nimmer Theil genommen, schonen sollte. In der That war da die Stellung Hessens eine andre; ihm konnte allenfalls der König von Frankreich als Garant des Westphälischen Friedens eine Neutralität gestatten, in dem Churfürsten von Hannover mußte er stets voraussetzen, dem König von England Schaden zufügen zu können. In England selbst war man, da der Seekrieg, wenn Frankreich seine ganze Kraft darauf concentrirte, leicht eine üble Wendung nehmen konnte, hoch erfreut, den gefährlichen Gegner in einem Landkriege seine Kräfte zersplittern zu sehen. Was kümmerte es am Ende die Engländer, ob das deutsche Churfürstenthum ihres Königs gefährdet war? Sie sahen es ja ohnehin wie einen Meierhof an, der ihnen nur dazu gut war, ihrem Könige außer der Civilliste einige Einnahmen mehr zu schaffen. Auch in den großen Königreichen herrschte ein gut Theil von beschränktem Particularismus, der das, was den Nachbar betraf, übersah und nur, so weit es der eigne Vortheil forderte,

sich um die anderen kümmerte. Spricht es doch noch im Jahr 1758 ein Brief ganz naiv aus: „In England weiß man eigentlich gar nichts von den deutschen Verhältnissen.“ Deutschland war in den Augen Englands wesentlich nur dazu da, gegen Subsidien an die kleinen Fürsten die besten, tüchtigsten Soldaten zu liefern. Und dabei das unnatürliche verschrobene Verhältniß, daß das deutsche Land von England aus regiert wurde! Nur dieser Umstand giebt einigermaßen eine Erklärung für das wunderbare Verfahren der englischen Minister, worüber von allen Seiten bittre Klage geführt wurde.

In den ersten Tagen des Januar 1757 bereiste der französische Gesandte, Graf Follard, verschiedene kleine deutsche Fürstenhöfe, wie Weimar, Gotha ꝛc., um eine Union derselben mit Frankreich zu Stande zu bringen[1]). Doch gelang es nicht; denn so groß die Furcht vor Oesterreich und Frankreich war, so stark war auch das Mißtrauen in letztere Macht, und noch herrschte bei Vielen ein Gefühl von Scham, sich mit dem langjährigen Landesfeind par excellence zu alliiren.

Inzwischen nahten die beiden entscheidenden Abstimmungen am Reichstag vom 10. und 17. Januar 1757. Hier tritt die Aehnlichkeit Hardenbergs in der Lage mit seinem Urgroßvater beim Beginne des dreißigjährigen Krieges deutlich hervor. An allen Höfen läßt er Vorstellungen machen, er bittet, ermahnt, sucht jedem Einzelnen den Ernst des Augenblicks klar zu legen, ihm die Consequenzen der Abstimmung sichtlich vor die Seele

[1]) Brief von Geh. Rath v. Keller vom 8. Januar: Gott bewahre uns, daß wir durch solche Verträge uns um unsre Freiheit bringen. Ist Frankreich entschlossen, einen ernsten Krieg gegen den König von Preußen zu führen, so können wir wohl durch unsre Festigkeit leiden, aber ein vorübergehendes Uebel soll uns nicht hindern Alles zu thun, was in unsern Kräften steht, um uns vor einem bleibenden Uebel zu bewahren!“

zu führen; namentlich in Hannover und Braunſchweig bietet er Alles auf, ein energiſches Auftreten zu erlangen, die Inſtructionen an die Reichstagsgeſandten präciſer, ſchärfer, genauer zu faſſen. Es war vergeblich!

Die entſcheidenden Sitzungen kamen heran, und noch waren die proteſtantiſchen Mächte unentſchloſſen, was ſie thun ſollten.

Am 10. Januar 1757 wurde am Reichstag abgeſtimmt: Ob fremden Truppen der Einmarſch in das Reich geſtattet werden ſolle oder nicht?

Am 17. Januar: Ob der Reichskrieg gegen Preußen erklärt werden ſolle oder nicht?

Heſſen-Kaſſel, Gotha, Weimar, Wolfenbüttel, Hannover und, wunderbarer Weiſe Württemberg ſtimmten gegen jede Gewaltmaaßregel und gegen den Reichskrieg gegen Preußen; da aber Hannover nicht zu bewegen war, vorher mit den anderen proteſtantiſchen Geſandten feſte Verabredungen zu treffen, ſo ſchwankte dieſer Theil des Reichstags rathlos hin und her, während die katholiſchen Geſandten unter Oeſterreichs Führung wie Ein Mann ſtanden. Vornehmlich die geiſtlichen Fürſten verwarfen, laut eines Berichts von Wülknitz[1]) vom 24. Januar, alle friedfertigen Vorſchläge. „Ihre Geſandten nahmen nicht einmal die angebotene Reſtitution der churfürſtlichen Lande ad referendum, ſondern ſetzten auf die bekannte tumultuariſche Weiſe die Kriegserklärung gegen Se. Majeſtät in Preußen durch.“ In dem fürſtlichen

[1]) Aug. Ludw. Freiherr von Wülknitz, geb. 1695, heſſiſcher Reichstagsgeſandter 1744 zu Frankfurt und ſpäter zu Regensburg. Er ſtarb unvermählt 1768. Er ſtammte aus Anhalt, wo die Familie Biendorf und Reinsdorf beſaß, auch mit Moſigkau belehnt war. Sein Vater war Carl Heinrich von Wülknitz, ſeine Mutter eine Frl. v. Haake. [Nach einer Leichenpredigt in der von Meuſebachſchen Sammlung von Leichenpredigten, jetzt im Hardenbergſchen Beſitz zu Ober-Wiederſtedt.]

Collegio wollte das churmainzische Directorium (es führte den Vorsitz in diesem Collegium) sogar noch eine höchst gefährliche Clausel arglistiger Weise in den Text des Beschlusses bringen, die nämlich: „Daß sich Niemand von dem, was gegen Se. Majestät in Preußen beschlossen werde, ausschließen dürfe.“ Nur durch das entschlossene Auftreten des Gesandten von Pfalz-Zweibrücken, der laut gegen diese abscheuliche Tyrannei der Majorität protestirte und seinen Protest zu Protocoll zu bringen verlangte, wurde dieser hinterlistige Streich parirt.

Das ansbachsche Votum hatte man am 9. Januar, den Tag vor der Abstimmung, dem Herrn von Wülknitz abgenommen und einem der anderen Gesandten, dem Baron von Seyfried, übertragen; desgleichen war das darmstädtische durch eine Intrigue von Chur-Mainz seinem bisherigen Führer entzogen und einem Baron Teufel in ganz anderer Form, wie es sonst beim Reichstag gebräuchlich, blos per rescriptum des Hofes übergeben worden. Minister von Seckendorf, der in östreichischem Solde stand, hatte den Gesandten für Bremen und Bernburg, Herrn von Pfau, seit Wochen bearbeitet. Ansbach, Bremen, Darmstadt, Bernburg fielen von der protestantischen Partei ab und stimmten für Kriegserklärung. Seyfried und Pfau gaben gefälschte Abstimmungen ab, die später von ihren Regierungen verleugnet wurden.

So kam die Majorität für den Reichskrieg gegen Preußen zu Stande, ganz ähnlich wie hundert und neun Jahre später, am 14. Juni 1866, durch das Votum von Victor von Strauß.

Jetzt folgte eine böse Nachricht der anderen. Die Verträge, die zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland abgeschlossen

waren, traten an das Licht[1]). Sie ließen endlich auch die Unentschlossensten einsehen, daß die evangelischen Fürsten wohlgethan hätten, auf dem Reichstag die Kriegserklärung um jeden Preis zu verweigern; jetzt enthüllten sich ihnen alle deshalb am Reichstage gesponnenen Intriguen. Hardenberg aber wollte noch immer die Hoffnung, die evangelische Union abzuschließen, oder wenigstens eine leidliche Neutralität zu retten, nicht aufgeben. Er knüpfte von Neuem an, und schlug in einem Schreiben nach Gotha und nach Weimar, 23. Febr., vor, man möge, da schriftlich keine Union und auch keine Neutralitätserklärung zu Stande gekommen sei, eine Zusammenkunft veranstalten und zwar in Hannover, damit man endlich die eigentlichen Absichten des hannöverschen Ministers ergründe. Er spricht es aus, daß an dieser Vereinigung doch nur die Anstoß nehmen

[1]) Brief von Keller, 17. Februar 1757: „Man hat eine Darstellung der Thatsachen nach Kopenhagen geschickt, man hätte eine Schilderung der Folgen hinzufügen können, welche den Protestanten Deutschlands durch den totalen Wechsel des politischen Systems zwischen den Häusern Oestreich und Bourbon drohen. Das Interesse, was sie bis jetzt gegen einander hatten, war der sicherste Grund der Freiheit der Stände und der evangelischen Religion. Nun sind die beiden feindlichen Mächte mit einander alliirt, die Seemächte ausgeschlossen von diesem System, zudem in ihren innern Angelegenheiten in bedeutenden Desordres. Die nordischen Mächte liirt nach andern Seiten. Ist der König von Preußen einmal vernichtet, so wird man fernerhin wenig Rücksicht auf die evangelischen Stände des Reichs nehmen und binnen Kurzem wird es um ihre Freiheit geschehen sein. Die Zusicherungen, die jetzt Frankreich und Oestreich der protestantischen Religion wegen in Kopenhagen und Stockholm geben, sind ein sehr schwaches Band, so wie sie kein politisches Interesse mehr haben, die Protestanten im Reiche zu dulden, die sie im eignen Lande mit solcher Grausamkeit verfolgt haben. Erhält Frankreich die Niederlande, so schwächt es die Seemächte und wird eine solche Gewalt über Oestreich erhalten, daß ihm kaum noch Jemand widerstehen kann. Die Freiheit der protestantischen Religion wird das erste Opfer werden."

könnten, die die Freiheit der Stände und der Religion zu unterdrücken beabsichtigten. „Es ist aber die allerhöchste Zeit, die Franzosen können ihre Drohungen bald genug ausführen."

Er hatte Recht! Schon am 8. März forderte der Graf Follard im Namen Frankreichs freien Durchzug nach dem Niederrhein für Munition; dem Briefe war ein kaiserliches Requisitionsschreiben beigelegt. Vom 14. Mai ist Hardenbergs Antwort: „Ich kann nicht bergen, daß der Inhalt des Briefs Sr. Durchlaucht sehr schmerzlich gewesen, denn nun ist die letzte Hoffnung geschwunden, daß Se. Majestät der schlimmen Lage, in der ein Theil der Reichsstände sich befindet, sich anzunehmen und den Weg der Versöhnung einem blutigen Kriege vorzuziehen geruhen möchten." Natürlich mußte Hessen die Forderungen bewilligen und dem Gouverneur von Rheinfels befehlen, die Mundportionen und die Munitionscolonnen passiren zu lassen. Aber noch einmal bittet Hardenberg, man möge ihnen doch wenigstens ihre Neutralität gestatten. Seine Vorstellungen waren durchaus vergeblich. Oesterreich und Frankreich traten offen gegen die dissentirenden Stände auf. Ersteres forderte die Stellung ihres Reichscontingents und die Zahlung der Römermonate, d. h. die Geldbeiträge zum Reichskriege. Hannover, Braunschweig und Hessen verweigerten sie, Weimar und Gotha wurden mit Gewalt zur Entrichtung gezwungen.

Schon am 6. April kam die Meldung, daß die Franzosen 100,000 Mann stark in der Nähe von Coblenz sich zeigten[1]). Aller Augen wandten sich jetzt auf den König Friedrich, Alles hoffte auf seine Siege. Oesterreich hatte in London für die dissen-

[1]) „Gott steh' uns bei, schreibt Wülknitz am 4. Mai, und wolle alle die Anschläge zu nichte machen der vereinigten Belleisles, Kaunitz, Bestuscheff und des Beelzebubs!"

tirenden Stände ein Neutralitätsproject übergeben laſſen, deſſen Forderungen empörend waren[1]). In die Aufregung über dieſe entehrenden Zumuthungen traf die Nachricht von der Schlacht von Prag ein. Ein Jubel ohne Gleichen begrüßte ſie und weckte volles Vertrauen zu der Kraft Preußens, das von da an alle Herzen zu ſich zog und in den dunkelſten Stunden der langen ſieben Jahre als heller Stern leuchtete.

Unter den kleinen Fürſten, die ſeit den unglücklichen Abſtimmungen im Januar nach und nach zu Oeſterreich übergegangen waren, befand ſich auch der Herzog von Württemberg. Man kannte ſeine früheren Beziehungen zu dem Könige von Preußen und nahm ihm ſeinen Abfall um ſo mehr übel[2]), als das württembergiſche Volk ſich aufs Einmüthigſte gegen den Anſchluß an Oeſtreich ſtemmte. Konnte er doch nicht einmal ſein Reichscontingent von tauſend Mann zuſammenbringen, da die Bauern und Rekruten ſchaarenweiſe deſertirten, „um nicht gegen Se. Majeſtät in Preußen fechten zu müſſen". Sie ſtellten ſich theils in Heſſen, theils in Braunſchweig.

Leider hielten die glänzenden Siege in Böhmen die Franzoſen nicht auf; ſie kamen den unbeſchützten Grenzen von

[1]) Brief von Keller, 17. Mai: „Dies Neutralitätsproject wird ſtets ein ſcandaleuſes Denkmal des Hochmuths und der Arroganz der beiden alliirten Höfe ſein. Vergleicht man es mit dem Vertrag zwiſchen Preußen und England, ſo kann man nur empört ſein über die unwürdigen und demüthigenden Vorſchläge dieſes Projects. Allein ebenſo wird es ein Denkmal für die Nachwelt bleiben, daß zur ſelben Zeit als dies Hohnſprechen geſchehen iſt, eine ſolche Demüthigung und Züchtigung in Böhmen ſtattgefunden hat."

[2]) Brief von Wülknitz, 14. Mai: „Ich bin neugierig, ob der Herzog Carl Eugen ſeine Reiſe nach Wien fortſetzen wird? Der Herr Herzog wollte zu dem Geburtstag der Kaiſerin-Königin dort ſein: vielleicht daß inzwiſchen die Nachricht von der Schlacht bei Prag dorthin gekommen iſt, et a rendu la fête plus parfaite!"

Heſſen immer näher. Im Juni verweigerte der Landgraf durch Hardenberg einen Neutralitätsvertrag, den Frankreich durch Follard anbot, mit der Bedingung, von England und Preußen ſich loszuſagen und mit der hochmüthigen Erklärung Follards im Namen des allerchriſtlichſten Königs: „Den Staaten, die ſich dem Reichsconcluſum nicht fügten, könne die Neutralität nur noch aus Gnaden, nicht mehr von Rechts wegen zugeſtanden werden.“

Hardenberg ſchrieb Ende Mai an den Grafen Podewils; er legte ihm die Verhältniſſe dar, und bat, man möge von Berlin aus in Hannover dringende Schritte thun; nur wenn von hier aus etwas geſchähe, würde noch ein Theil der evangeliſchen Fürſten ſich anſchließen; denn hinter Hannover ſähe man ja doch das mächtige England ſtehen. Ohne dieſes wären ſeine Bemühungen ganz umſonſt.

Dieſer Brief hatte den Erfolg, daß Friedrich II. ein Project zu näherer Vereinigung ſandte. Der Landgraf ergriff es mit beiden Händen, und ſchickte ſofort den General von Donop mit den nöthigen Vollmachten nach Berlin. Hardenberg aber ſchrieb ſogleich am 13. Juni an Münchhauſen, meldete ihm Donops Sendung, und fragte, wen man denn von Hannover nach Berlin geſchickt habe?

Auf dieſen Brief erfolgte am 16. Juni die kühle Antwort, daß das Unionswerk wohl gut ſei, aber nicht Effect machen werde; freilich müſſe Einer in ſolchen Fällen den Anfang machen: „Deswegen wird von hier aus nach London berichtet, und ich hoffe, der König wird zuſtimmen.“ Er vertröſtet auf den Fall von Prag und vor Allem auf die großen Thaten, die der Herzog von Cumberland in Weſtphalen durch die Vernichtung der Feinde vollbringen werde!

Dieſer Brief Münchhauſens legt die Thaſache unwiderſprechlich klar, daß nicht blos England, ſondern auch das Miniſterium in Hannover ſelbſt für dieſe proteſtantiſche Union keine ernſten Schritte thun wollte. Sie hatten ja, wie ſich jetzt zeigte, dem Könige noch gar keine dahin zielenden Vorſchläge gemacht! Der hannöverſche Adel, der in dieſem von England aus regierten Lande von bedeutendem Einfluß war, neigte vollſtändig zu Oeſterreich; einmal, weil er an deſſen Oberherrſchaft gewöhnt war; dann aber auch aus Antipathie gegen Preußen, weil er mit ſeinen excluſiven Neigungen (die dem ganzen niederſächſiſchen Volksſtamm eigenthümlich ſind[1]) eine freiere Entwicklung ahnte, wie ſie einem rein ſtändiſchen Regiment total zuwiderlief. Zugleich noch ſpielte indeß in dieſe Antipathie das tiefſte und verderblichſte Uebel Deutſchlands hinein: der Neid gegen den Nachbar, der es wagt, eine mächtige Kraft zu zeigen, von der überflügelt zu werden man mit Sicherheit fühlt. In Hannover ſtand Münchhauſen trotz ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit machtlos und fremd unter den eingeborenen Collegen, hinter denen die großen, ſeit hunderten von Jahren unter einander verſchwägerten Familien des Landes mit ihren eingewurzelten Vorurtheilen, ihren excluſiven Intereſſen; daher das eigenthümlich Zwieſpältige in ſeinen Briefen, in denen bald der deutſche Patriot, bald der hannöverſche Particulariſt, bald der engliſche Miniſter den Vortritt hat. Dabei konnte er ſeine ſächſiſche Natur nicht verleugnen: Unentſchloſſenheit und Bedenklichkeit, die ihn hinderten, von ſeinen großen Geiſtesgaben, mit denen er

[1]) Für dieſen excluſiven Charakter Hannovers ſpricht die luſtige Thatſache, daß noch vor 30—40 Jahren in den hannöverſchen Theilen des Harzes die Einwohner, wenn man ſie Deutſche nannte, proteſtirten und verſicherten: „Sie wären Großbritannier“.

sämmtlichen Collegen weit überlegen war, energischen und rücksichtslosen Gebrauch zu machen, um sich kraft eigner Vollmacht die widerstandslose Führung des Staatsruders zu erringen.

Münchhausens Antwort vom 16. Juni brachte Hardenberg außer sich. Er durchschaute sehr wohl die hannöverschen Verhältnisse, und nur das Bewußtsein, daß in diesem Augenblick Englands Hülfe für die gerechte Sache in Deutschland unumgänglich nöthig war und das Vertrauen, was er doch in Münchhausen setzte, konnte ihn bewegen, die Unterhandlungen fortzusetzen; man fühlt seinem Schreiben die Indignation, den mühsam verhaltenen Zorn an.

„. . . Ew. Excellenz äußern in Ihrem Schreiben, der Entwurf solle erst nach London geschickt werden. Diese Wendung hat hier um so mehr überrascht, als nach mündlichen und schriftlichen Versicherungen Se. Maj. von England sich für diese Union interessirt und Ihren Beitritt zu den Ideen der Krone Preußen zugesagt haben. In dieser festen Hoffnung hat der Landgraf Herrn von Donop nach Berlin geschickt und beauftragt mich in seinem Namen zu fragen, *wen* man englischer Seits dahin senden werde?

„Wäre vor Jahr und Tag nach den hiesigen Vorschlägen auf eine solche Union eingegangen, so ist anzunehmen, daß unsre jetzt so mißlichen Zustände gar nicht existirten.

„Geschehene Dinge sind aber nicht mehr zu ändern, so kommt es jetzt nur darauf an, daß man *ohne weitern Zeitverlust zusammentrete* und den schwachen Ständen zeige, daß man ernstlich sich ihrer anzunehmen gedenke.

„Durchlaucht muß um so mehr hierauf appuyiren, als Derselbe, da die Observationsarmee über die Weser geht, und sich also mehr entfernt, sich völlig exponirt sieht, davon zu geschwei-

gen, daß die niederheſſiſchen Lande jedem Feinde offen ſind und alle übrigen Theile des Landes von den im Elſaß ſich ſammelnden Truppen ſchwer bedroht werden. Wenn dieſe Gefahren auch den Landgrafen ſeinen Anſichten nicht untreu machen, ſo wünſcht er doch nun endlich ſtatt der Worte, Thaten zu ſehen. . . ."

Münchhauſens Entgegnung war ſehr kleinlaut, er ſelbſt nur zu überzeugt von der Richtigkeit und Begründung von Hardenbergs Vorwürfen. Dieſer aber hielt ſich nun nicht länger mit Hoffnungen und Vorſtellungen auf, er beredete den Landgrafen, Caſſel zu verlaſſen und ſich nach Hamburg zu begeben; die Erbprinzeſſin mit ihren Söhnen ging nach Stade. Der Erbprinz war ſchon im Laufe des Winters nach Berlin geſchickt worden; man hoffte Friedrich II. zu bewegen, ihn in ſeiner Armee in Activität zu ſtellen.

Hardenberg erhielt für die Dauer der Abweſenheit von dem Landgrafen eine ſehr unbeſchränkte Vollmacht. Er wählte ſich den Erbmarſchall von Riedeſel und den Kammerdirector J. Siegmund Waitz[1]) als Aſſiſtenten aus, da beide eine ſehr genaue Kenntniß des Landes beſaßen. Miniſter von Eyben und Vormundſchafts-Rath Stein begleiteten den Fürſten nach

---

[1]) Jacob Siegmund Waitz, geb. 1698, geſt. 1776, war der Sohn des Bürgermeiſters Waitz zu Gotha. Er hatte Jura ſtudiert, wandte ſich aber dem Bergweſen zu. 1754 ernannte ihn Landgraf Wilhelm zum Kammerdirektor, im Juli 1757 zum Miniſter. 1773 berief ihn Friedrich d. Gr. nach Preußen und machte ihn zum Oberberghauptmann. In Heſſen entzog man ihm ſeine zugeſicherte Penſion, „weil er nach Preußen gegangen". Aus ſeiner Ehe mit Eleonore Zumben hatte er acht Kinder, bis auf eine Tochter alle von der Mutter überlebt. Der Mann dieſer Tochter war ein gewiſſer Hilchen, der von Waitz an Sohnesſtatt angenommen wurde. Von ihm ſtammt die noch jetzt in Heſſen lebende Familie, die Freiherrn Waitz von Eſchen, genannt Hilchen ab.

Hamburg, als die schwache Besatzung von Rinteln capituliren mußte. 6000 Mann pfälzische Truppen und 10,000 Mann Franzosen rückten von Paderborn aus in Hessen ein.

Am 4. Juli schrieb Münchhausen[1]): „Der König von England genehmige den Unionstractat."

Es war zu spät! Hardenberg ließ die Archive und Gelder von Kassel weg in Sicherheit bringen; er versuchte noch einen Protest in der Pfalz wegen des Einmarsches pfälzischer Truppen, erhielt aber zur Antwort: „Es wären französische Soldtruppen, ihr Landesherr habe keine Macht darüber." Das ganz offne Hessen war dem Feinde auf Gnade und Ungnade Preis gegeben. Hardenberg war genöthigt, die damals befestigte Hauptstadt, so wie alle festen Plätze des Landes den Franzosen freiwillig einzuräumen, um so Schonung des Landes zu erkaufen. Er vereinbarte ein Reglement mit dem Marschall d'Estrées, nach welchem

1) keine Geldcontributionen gefordert werden sollten;
2) an der Regierung und Religion des Landes nichts geändert werden durfte;
3) das Land als Freundesland behandelt und geschont werden sollte.

Am 18. Juli 1757 rückten die Franzosen in Kassel ein, und trotz der eben erwähnten Vereinbarung begannen zugleich die kleinlichsten Vexationen. Hardenberg mußte beispielsweise angeben, wohin der Jesuit gekommen sei, der als Beichtvater

---

[1]) Brief von Münchhausen. „Der Wechsel des Ministeriums in London hat alles aufgehalten. Gebe Gott, daß nun das neue Ministerium bald zur Consistenz gelange! ... So lange die Observationsarmee im Stand ist, werden die Franzosen weder gegen hiesige Lande, noch gegen Hessen etwas unternehmen!"

des Erbprinzen in die Fluchtangelegenheit desselben verwickelt gewesen sei? Er wies nach, daß derselbe in sein Domicil in Oesterreich zurück geschickt sei. Dann wurde behauptet, die Regierung habe den Schutz eines französischen Unterthanen, eines Mr. Lafont versäumt, dessen Frau ihm ungetreu gewesen wäre. Hardenberg wies nach, daß Lafont ein sehr schlechtes Subject sei, der seinerseits Frau und Kind in Hanau in hülflosem Zustand verlassen habe. Täglich kamen neue derartige Quälereien; allein sie waren nur das schwächere Zeichen, daß die Franzosen die unumschränkten Herren des Landes waren; das Fühlbare ihrer Herrschaft waren die Lieferungen. Kassel mußte 1,200,000 Rationen liefern, die binnen weniger Monate auf 3 Millionen sich steigerten, Hanau 121,000 Rationen, Schaumburg 250,000, Schmalkalden 10,000 Rationen.

Das nannten die Franzosen „das Land als Freunde behandeln".

Auch die mit ihnen verbündeten Fürsten sollten schnell genug erkennen, was ein Freundschaftsbund mit Frankreich bedeute. So wurde Bayern die Wahl gelassen, noch 6200 Mann Soldtruppen zu stellen, oder 30,000 Mann Franzosen auf Winterquartiere in den besten Gegenden des Landes aufzunehmen.

Hardenberg und Waitz regierten diese erste böse Zeit in Kassel gemeinschaftlich. Letzterer, ein eminentes finanzielles Talent, ordnete die Lieferungen, die bei dem Transport in den grundlosen Wegen für die armen Bauern um so schlimmer waren, als die Franzosen oft genug das Vieh ausspannten und es noch als Extralieferung mitnahmen; Waitz organisirte die Sache so, daß jede Ortschaft nur an bestimmte größere Städte ablieferte, die die Sendungen dann weiter befördern mußten,

z. B. Marburg schaffte Alles aus seiner Umgegend nur nach Kassel, Kassel mußte es weiter bringen. Auf diese Art rettete er den kleinen Leuten ihr Vieh; denn die Pferde, die die Städte dann vorspannten, waren meist nicht dazu angethan, um das Begehren der Feinde zu erregen.

Bald genug trat für Hardenberg der Fall ein, völlig auf eigne Hand weiter regieren zu müssen, denn auf alle an den Landgrafen gesandten Briefe kam keine Antwort. Ende August stellte sich heraus, daß der alte Herr sich mit Minister von Eyben überworfen hatte. Eyben kehrte im September nach Kassel zurück und nahm bald nachher seinen Abschied[1]). Donop und Waitz erhielten jetzt Hardenbergs Vollmacht; dieser begab sich zu dem Landgrafen.

Am 26. Juli 1757 war die Schlacht bei Hastenbeck geschlagen worden. Der völlig unfähige Herzog von Cumberland hatte den meisterlichen Feldzugsplan, welchen Friedrich d. Gr. entworfen und in England hatte übergeben lassen, nicht befolgt, sondern war nach seinem eignen Gutdünken verfahren. Von sich selbst überaus eingenommen und von ganz England für einen Feldherrn gehalten, weil er eine Hand voll Rebellen zu Paaren getrieben hatte, verlor der Herzog bei Hastenbeck den Kopf und veranlaßte durch übereilten Befehl zum Rückzug den Verlust der auf dem einen Flügel so gut wie gewonnenen Schlacht. Cumber-

[1]) Brief von Donop, 6. October: „An sich beklage ich Eybens Rücktritt nicht, nur freilich in dieser schweren Zeit wird sich so leicht kein Nachfolger von außerhalb für ihn finden. Es ist zum Erbarmen, daß in dem ganzen Hessenlande so wenig Leute vorhanden sind, die Talent genug haben, um in den höheren Stellungen brauchbar zu sein. Man hat es völlig versäumt, dazu junge Leute heranzuziehen und auszubilden, aber freilich, wenn wir auf unsre Nachbarn und das Verfahren daselbst sehen, so gewahrt man, daß die Chefs schlimmer wie die Subalternen sind und dann müssen wir uns hier trösten."

land krönte sein Werk durch den Abschluß der Convention von Kloster-Zeven. Nach den in derselben festgesetzten Bestimmungen sollten die deutschen Hülfsvölker der Observationsarmee in ihre betreffenden Landschaften zurückkehren.

Bereits hatten die hessischen Truppen ihren Rückmarsch angetreten, als der Landgraf erfuhr, daß der Marschall Richelieu Befehl gegeben, das hessische Corps beim Eintritt in das Land zu entwaffnen.

Sofort wurde Hardenberg an den Herzog von Cumberland abgeschickt, um von ihm selbst Auskunft zu fordern, ob und welche Bestimmungen die Convention in dieser Sache enthalte? Hardenberg reiste am 23. September von Hamburg nach Stade, wo sich der Herzog nach seinem Rückzuge friedlich und unbesorgt um die bösen Folgen seiner Heldenthaten bei seiner Schwester, der Erbprinzessin von Hessen, niedergelassen hatte. Hardenberg ließ sich bei ihm melden und bat um Auskunft. Der Herzog erklärte, diese Forderung Richelieu's sei wider Treu und Glauben; die Entwaffnung wäre nicht ausbedungen, weder in den officiellen, noch in irgend einem geheimen Artikel der Convention; er wolle selbst an Richelieu schreiben, denn eine solche Perfidie griffe seine eigne Ehre an. Hardenberg erhielt von Cumberland einen schriftlichen Befehl, daß der Rückmarsch der Hessen zu sistiren und sie sogleich in's Lager zurückzuziehen seien. Damit begab er sich in das Lager selbst, sorgte dafür, daß die Ordres an Wuthginau abgeschickt wurden und suchte den Erbprinzen von Braunschweig auf, dem er die ganze Angelegenheit, sowie daß seinen Leuten dasselbe Geschick, welches den Hessen drohe, bereitet werden solle, mittheilte. Dann begab er sich zu dem Grafen Lynar, der als Bevollmächtigter des Königs von Dänemark (dieser hatte die Garantie für die stricte Ausführung der Convention übernom-

men) gegenwärtig war und aller Wahrscheinlichkeit nach mit Richelieu die Artikel derselben entworfen hatte. Von ihm forderte Hardenberg unter Berufung auf des Herzogs von Cumberland Aussage, daß von einer Entwaffnung in der Convention nichts erwähnt sei, er solle im Namen des Königs von Dänemark von Richelieu verlangen, daß nicht nachträglich der Abkunft Paragraphen hinzugefügt würden.

Lynar gehörte zu jenen Deutschen, die in auswärtigem Dienst und fern von ihrem Vaterlande jede Anhänglichkeit an dasselbe verloren haben. Seine, wie die des später zu erwähnenden Herrn von Pachelbl's Berichte ist man stets versucht, als rein in französischem Interesse verfaßt zu halten. Der dänische Bevollmächtigte wollte den Frieden durch die Convention von Kloster-Zeven herstellen, aber in der Wirklichkeit einen Frieden, der Deutschland wehrlos und ohne Rettung Frankreich preisgegeben hätte. Hardenberg entdeckte bald, daß Lynar schon vor dem Abschluß der Convention über die Absicht Richelieu's in Betreff der hessischen Armee unterrichtet gewesen war. Seine Erklärung, „daß die Convention vom heiligen Geiste selbst eingegeben sei, und daß, was die Entwaffnung betreffe, der Landgraf sich fügen müsse", vernahm Hardenberg mit innerer Empörung. Gleichwohl mußte er schonend auftreten, und so hörte er ihn schweigend an, und schloß dann die Unterredung mit der festen Erklärung: „Der Landgraf würde lieber das Aergste über sich ergehen lassen, aber nun und nimmermehr die Hände zu einer so entehrenden Sache wie diese Entwaffnung bieten."

General Wuthginau hatte sogleich nach empfangener Ordre die Truppen Halt und ihnen bekannt machen lassen, warum man sie in's Lager zurückführe. Auf ihrem Rückmarsch stießen sie auf einen Theil der Braunschweiger, welche abmarschirten,

weil mehrere ihrer Offiziere den passenden Vorwand benutzten, sich von der Observationsarmee zu trennen. Als die hessischen Offiziere sie zur Rede setzten, gestanden sie dies auch offen ein; allein ohne Befehl fielen die Hessen über diese renitenten Offiziere her, nahmen sie in Arrest und erklärten ihren Kameraden laut, welches Schicksal ihnen von den Franzosen bereitet werden sollte. Augenblicklich kehrten die Braunschweiger vereint mit den Hessen nach dem Lager zurück und die Trennung der Observationsarmee war gehindert.

Eben so falsch und vertragsbrüchig wie gegen Hessen verfuhren nun aber auch die Franzosen, als sie ohne Widerstand in Hannover und Braunschweig einrückten. Abgesehen von den Plünderungen und Brandschatzungen im Lande, wirthschafteten sie auf's ärgste in den Städten. In welcher Weise Richelieu daselbst wüthete, wurde von seinen eignen Landsleuten gebrandmarkt, indem sie den Palast, den er sich in Paris von seinen erpreßten Geldern erbaute, spottweise den „pavillon d'Hanovre" nannten.

Jetzt sahen die hannöverschen Minister zu spät und mit Schrecken ein, wie thöricht sie gehandelt und wie theuer ihnen ihre Unbedachtsamkeit und Indolenz zu stehen kam. Sie suchten nun verzweifelt Hülfe und Rath.

Vom 18. October 1757 ist ein Privat-Gutachten von Hardenbergs Hand, — betitelt:

Erforderte Gedanken eines Patrioten an seinen Freund über den kläglichen Zustand der hannövrischen Lande und Armee.

„Ich sehe den Verderb der königlichen Länder und schließe, daß unser Zustand weit kläglicher als der von Sachsen sei. Der erste und große Vorwurf meines Schreibens wird sein:

1) „Ob es rathsam sei, die Convention von Kloster-Zeven zu brechen? oder

2) sie zu halten? oder was

3) für ein Mittelweg ausfindig zu machen?

4) Was aus diesem für Mittel zur Selbsterhaltung gewählt werden müssen?

Ich werde mich bei Allem der Kürze befleißigen.

Wir können keinen Krieg in der Situation, in der wir uns befinden, mit Frankreich aushalten.

Wir müssen von dem Willen und den Kräften des Berliner Hofes besser unterrichtet sein.

Dem kaiserlichen Hofe dürfen wir weiter keine Ombrage geben.

Die Freundschaft Dänemarks müssen wir zu conserviren suchen.

Mit Braunschweig und Hessen gemeinschaftliche Sache machen.

Nach diesen Sätzen glaube ich nicht, daß es rathsam sei die Convention zu brechen:

1) Weil wir weder von dem Willen, noch den Kräften des Berliner Hofes unterrichtet sind, und also befahren könnten, daß der König mit Frankreich einen Separatfrieden schließen und uns dem Gutfinden des französischen Hofes überlassen könnte.

2) Weil, wenn wir solche brechen, wir den einzigen Freund, den König von Dänemark, auch verlieren werden; da dessen Gloire einestheils erfordert über die ertheilte Garantie zu halten, andrerseits die prädominirende französische Partei an diesem Hofe uns nichts Gutes hoffen läßt.

3) Weil wir dadurch uns gänzlich mit dem Wiener Hofe brouilliren und vielleicht gar den Fiscal gegen uns excitiren werden.

4) Weil wir nicht sicher vor Schweden sind, dessen Absicht auf die Acquisition der Herzogthümer Bremen und Verden seit langer Zeit gerichtet ist.

5) Weilen uns die militärischen Operationen keinen sonderlichen Ausgang versprechen; die Franzosen auch in der Hinsicht in Vortheil sind, daß sie sämmtliche größere Städte in Besitz haben.

Ich glaube also ad 1), daß es sehr gefährlich, die Convention zu brechen; gestehe jedoch dabei gerne ad 2), daß solche auf die Art und Weise zu halten, wie selbige anjetzo ist, unmöglich und gar nicht rathsam ist.

Moraliter unmöglich halte ich solches, weil in dem engen Bezirk, den wir haben, 10 Batterien und 28 Escadrons auf die Länge nicht bleiben können, ohne daß Soldat und Unterthan ruinirt wird. Wie ist es möglich, die Truppen in diesem Bezirk zu recrutiren, kleiden und remontiren? Wie wird es diesen Winter um die Lebensmittel, die jetzt schon fast um das Doppelte gestiegen, stehen? Rathsam halte ich es nicht, weil mein Grundsatz ist, daß sich die Armee nicht theilen darf, da die Corps, so nach Holstein und Lauenburg gehen, so gut wie abgeschnitten sind und uns im Nothfall nicht beistehen können. Wer die Beschaffenheit der Elbe und unsre Schifffahrt kennt, wird eingestehen, daß zum Uebersetzen von 12,000 Mann wenigstens acht bis zehn Tage nöthig sind. Gesetzt, Dänemark wolle selbige wieder herüber lassen, wird Frankreich dazu stille sitzen?

In gleicher Lage sind diejenigen Truppen, die nach Lauenburg gehen und auf einzelnen Fähren übergesetzt werden müssen. Ehe dies möglich, können die Franzosen, die zu Harburg, Lüneburg und Celle liegen, das Ufer besetzen, und wenn die Schweden sich regen, so können sie nach Umständen zwischen zwei Feuer kommen. Es muß also

3) bei dieser desperaten Lage der Sache auf einen Mittelweg gedacht werden. Diesen zu finden ist nicht ohnmöglich.

Frankreich ist der Convention unstreitig in vielen Stücken zu nahe getreten,

1) Durch die Einnahme von Rheinfels,

2) die unredliche Execution in hiesigen Landen,

3) das verlangte Desarmement der hessischen und braunschweigschen Truppen,

4) die doppelt und dreifachen Saubegarden; hartes Verfahren gegen die königlichen Diener; Zurückhaltung der Kriegsgefangenen ꝛc. Dies Verfahren der Franzosen dem Reichstag und dem Publikum vorzulegen, halte ich für höchst nöthig.

Es leidet also keinen Zweifel, daß Se. königl. Majestät in totum und tantum davon abgehen können und wird es nicht an einem scheinbaren Grund fehlen, um die Truppen in die Winterquartiere rücken zu lassen, zumalen die rauhe Jahreszeit nahe ist.

Der Mittelweg, den ich also vorschlage, ist dieser, daß man sämmtliche Corps zurückziehe und drei Cordons bilde. Einer gegen Harburg von Buxtehude nach Hasselfeld; der zweite gegen das Amt Zeven, so daß Mutham (unleserlich) und Bremervöhrde die Limiten sein, und müßte man zu diesem Ende die schwache französische Besatzung von Bremervöhrde nöthigenfalls mit Gewalt delogiren. Der dritte gegen Bremen. Wir müssen zu unsern Winterquartieren den ganzen Winkel zwischen Weser, Elbe und Ocker nehmen, und es koste, was es wolle, souteniren. Zwar begreife ich ganz wohl, daß

ad 4) dieses Bewegungen an den Höfen verursachen wird. Es fragt sich aber, ob es besser, durch Theilung der Truppen ganz hülflos und verächtlich zu werden, oder vor Hunger und Kummer selbige vielleicht umkommen zu lassen, oder ob es nicht vielmehr rathsam sei, diesen Mittelweg, wozu Recht und Be-

fugniß genug vorhanden, noch und zwar ohne Zeitverluſt zu wählen. Und dieſerhalb ſtimme ich für das Letztere, jedoch mit Beibehaltung und Ergreifung aller der Wege, die die Klugheit erfordert. . . ."

Er giebt nun diejenigen Perſonen an, die man nach Kopenhagen, Wien, Braunſchweig ſchicken könne; ſo wie diejenigen auswärtigen Miniſter, „denen mit Geld beizukommen ſei". Auch äußert er ſich wegen der Winterquartiere, der Anlegung von Magazinen u. ſ. w. Der Schluß lautet: „Es ſind inzwiſchen alles dieſes Gedanken, die ich nichts weniger als untrüglich ausgebe, vielmehr zur Prüfung übergebe, mit dem herzlichſten Wunſche: Gott ſegne die Rathſchläge des Königs und ſeiner Räthe zum Beſten des Landes und ſo vieler ſeufzenden Unterthanen."

Aus einem Brief des Miniſters von Münchhauſen, d. d. Stade, 20. November, erhellt, daß alle dieſe Vorſchläge Hardenbergs bis in's Einzelne befolgt worden ſind, ſogar, wie er angab, die Beſatzung von Bremervöhrde zur Ausführung des Cordons delogirt worden ſei. „Ich ſpreche Ew. Exc. meinen gehorſamſten Dank für Dero gute Rathſchläge aus und bitte doch nun inſtändigſt, Sr. Durchlaucht den Herrn Landgrafen zu perſuadiren, feſt zu halten und nicht nachzugeben."

Der Herzog von Richelieu war ſchon ſehr darüber aufgebracht, daß ſein Plan, die Alliirten Preußens, Heſſen und Braunſchweig, vermittelſt des argliſtigen Streiches, den Artikel einer Entwaffnung der Truppen in die Convention einzuſchieben, völlig wehrlos zu machen, durch den entſchloſſenen Widerſtand des Landgrafen geſcheitert war. Durch Lynar ließ er dem Landgrafen drohen, Kaſſel durch Feuer und Schwert zu verwüſten und die Stadt zu plündern, wenn er die Convention nicht voll-

ziehe. Jetzt war ihm noch Hardenbergs Rath wegen der Convention selbst verrathen worden. Er war wüthend, daß ihm der so höchst vortheilhafte Vertrag unter der Hand verschwand, und seine ganze Rache wandte sich gegen Hardenberg, in welchem er einen gefährlichen Gegner entdeckte. Zuerst versuchte er ihn mit List nach Kassel zu locken und bediente sich dazu zunächst Foullon's[1]), der schlau genug, sich den Herren der Regierung und den Damen und Herren in der Gesellschaft zu Kassel als milde, vermittelnde Persönlichkeit darzustellen gewußt hatte. Foullon bewog am 9. November Waitz, an Hardenberg zu schreiben:

„Die Forderungen des Duc d'Agen gehen sehr weit. Er prätendirt für sich monatlich starke Tafelgelder, 20,000 Rthlr. von der Contribution, das Recht an den Schankconzessionen im ganzen Lande, Quartiergeld wegen der Winterquartiere, obgleich ein kostbares Quartier in natura gegeben wird. Mr. de Foullon ist gestern und vorgestern bis nach 12 Uhr Nachts bei mir gewesen und hat den dringenden Wunsch zu erkennen gegeben, daß Ew. Excellenz dem Lande in wenig Tagen mehr

[1]) Jean François Foullon war als Intendant und Staatsrath bei der französischen Armee in Hessen. Man hielt ihn dort anfangs für einen anständigen Mann, bis er sich in der Grafschaft Hanau als einer der ärgsten Verderber und Aussauger zeigte. Er war es, der mit Frankfurter und Mainzer Juden und Kaufleuten einen Kaufcontract über sämmtliche Waldungen der Grafschaft Hanau abschloß und bereits anfangen ließ, das Holz niederzuschlagen, als auf den Hülferuf des Landes in Berlin, Friedrich II. in Paris und Wien erklären ließ: „Er werde sofort in Sachsen dasselbe thun." Das rettete die Wälder. Foullon hatte öffentlich erklärt, man wolle Hessen so ruiniren, daß es sich in hundert Jahren nicht mehr erholen solle! Er wurde später Minister Ludwigs XVI. und als solcher, obgleich er sich schon von der Regierung zurückgezogen, am 22. Juli 1789 vom Pöbel in Paris ermordet und an die Laterne gehängt. Weil er als Minister einmal gesagt, das Volk solle noch lernen Gras essen, so band man ihm vor seinem Tode Dornen und Disteln um Hals und Hände und stopfte ihm Heu in den Mund.

als eine Million Vortheil ſtiften könnten, wenn Hochdieſelben nur auf acht Tage ſich uns widmen wollten. Ich ſchreibe nichts lieber als dieſen Auftrag, und wenn auch Mr. de Foullon's Anſinnen nicht wäre, ſo kann ich doch nicht bergen, daß auf den Erfolg der Kopfſteuer nicht viel zu hoffen ſein möchte, wenn Ew. Excellenz nicht gegenwärtig ſind; ich allein komme nicht durch, und wenn ich mich noch ſo ſehr anſtrenge."

Durch einen Zufall ward Hardenberg verhindert, auf das Schreiben von Waitz ſogleich nach Kaſſel zu kommen; in der Zwiſchenzeit wurde er gewarnt, „die Franzoſen wollten ihn gefangen nehmen". Etwas ſpäter ſchrieb ihm Waitz in einem chiffrirten Billet, bei dem die Ueberſetzung hinzugefügt iſt: „Mir iſt ſehr lieb, daß die Ueberkunft Ew. Excellenz hierher unmöglich geweſen, denn ich glaube jetzt, daß man Dieſelben mit ſo ſüßen Worten hat in die Falle locken wollen. Mir würde es ein immerwährendes Leidweſen geweſen ſein, hätte ich dazu ganz arglos beigetragen."

Wülknitz ſchrieb am 28. November von Regensburg an Hardenberg: „Ich will nur wünſchen, daß Ew. Excellenz Frau Gemahlin in Kaſſel keinen unangenehmen Begegnungen ausgeſetzt ſein möge."

Dieſe Beſorgniß war nur zu begründet, denn der Zorn Richelieu's mußte einen Gegenſtand haben, womit er den bis dahin gar nicht beachteten Gegner kränken konnte, wie er auch wohl hoffen mochte, durch Drohungen noch die Ausführung der Convention im letzten Moment zu erzwingen.

Die Briefe von Frau von Hardenberg an ihren Mann folgen hier, ſo wie einige Briefe von andern Perſonen, die die Zuſtände in Kaſſel mit größter Lebendigkeit ſchildern.

* * *

Frau von Hardenberg schreibt an ihren Gemahl am 13. November 1757:

„. . . . Soeben verläßt mich Mr. de Foullon, der mir mitgetheilt, daß der Marschall wüthend auf Dich ist, weil man ihm gesagt: daß Du den Landgrafen verhindert hast, die Convention vom 10. September zu unterschreiben. Er hat mir anvertraut, daß er Befehl erhalten, mir eine Wache in's Haus zu geben, um zu hindern, daß ich abreise, oder etwas von unsern Sachen fortschaffen lasse. Für den Fall, daß die Convention nicht stricte ausgeführt werde, würde er sich ganz speciell an Dich halten und par contrecoup an mich. Mein Haus würde zuerst verbrannt werden und alle die Güter, die wir in Hessen besäßen. Darauf hat unser würdiger Freund dem Herzog d'Agen geantwortet: „Er wolle ihm dafür stehen, daß nichts aus dem Hause geschafft werde und was mich beträfe, so sei er sicher, daß ich die Stadt nicht verließe, da ich Füße und Arme nicht ordentlich gebrauchen könne; er bäte dringend, mich nicht zu erschrecken. Er, Foullon, habe Befehl, alle die angesehensten Personen der Stadt zu überwachen und fürchte sehr, daß ein Unglück geschehe, wenn die Convention vom 10. September nicht pünktlich ausgeführt werde." Dies hatte mir Foullon mit erregter Stimme gesagt, da ich mich aber auf mein Gedächtniß nicht verlassen wollte, so ließ ich es mir von ihm dictiren. Dann schrieb er ein Billet[1]) an Dich, was ich hier beilege. Als er fertig war, sagte ich: „Aber Monsieur, ich verstehe nicht, warum Sie den Landgrafen verantwortlich machen wollen, wenn die Convention gebrochen wird? An den Herzog von Cumberland und die hannöverschen Minister müßte man sich damit halten." „„Ah,

[1]) Dies Billet fehlt.

Madame, ſo dürfen Sie nicht ſprechen.““ „Aber“, war meine Antwort, „der Herzog d'Agen kann es doch unmöglich übel nehmen, wenn man bon sens hat, und es iſt dem geſunden Menſchenverſtande gemäß, was ich hier ausſpreche.“ „„Aber, Madame, wir ſind in dieſem Augenblicke hier.““ Ich fing an, herzlich zu lachen und ſagte: „Sagen Sie dem Herrn Herzog, daß er nichts erlangen wird, und wenn er mich todt quälte. Daß er vielen Ehemännern, denen es wie dem meinigen ging, ein Vergnügen machen würde, wenn er ſie von einer Frau mit ſo elender Geſundheit, wie ich ſie habe, befreiete!“ Er lachte und ſagte: „„Aber, gnädige Frau!““ „Aber mein Herr,“ erwiderte ich, „beſtellen Sie dies dem Herzog von meinetwegen und machen Sie ihm meine beſten Empfehlungen!“ „„Nach Ihrem Befehl,““ ſagte er und ging ſeiner Wege! Ich muß Dir auch ſagen, daß er verſicherte: Ohne ihn würde man ſchon Eyben und Waitz arretirt haben. „Und wer wird für Euch arbeiten und die Geſchäfte in Ordnung halten, wenn es dieſe Herren nicht thun?“ entgegnete ich. „„Das hab' ich auch geſagt““, war ſeine Antwort.

„Er glaubt, daß man mich beim Duc de Richelieu angeſchwärzt habe, als fänden bei mir Verſammlungen in Staatsangelegenheiten ſtatt. Darüber mußte ich lachen, denn Du weißt wohl, daß ich mich in meinem Leben nicht in die Staatsgeſchäfte gemiſcht habe. Ich fange aber an zu glauben, daß irgend etwas unterwegs iſt mit der Obſervationsarmee. Ich bin Dir jetzt ſehr dankbar, daß Du mir nie etwas hierüber geſagt haſt.

„Foullon hat mir auch noch mitgetheilt, daß er Richelieu geſagt habe: Es ſei beſſer, das Schloß in die Luft zu ſprengen, als ſich an die Häuſer der Privatperſonen zu halten; abermals ſetzte er hinzu, man ſage, Du wärſt es, der den Landgraf

dazu brächte, die Convention nicht zu halten. Ich entgegnete: Mein Mann ist ein ehrlicher Mann wie Sie, also urtheilen Sie, ob er nicht das Seine thun wird, ein solcher zu bleiben.

„Eine Sache, die mich indignirt, ist die, daß diese Herren sich einbilden, Du wärst fähig, Rücksichten zu nehmen auf mich, oder auf unser Hab und Gut. Foullon versichert, ich würde in meinem Hause bleiben dürfen, also bitte ich Dich, lieber Freund, fahre fort, gegen mich nichts über diese Convention zu äußern.

„Nie war ich beff'rer Laune, als während meines Gesprächs mit Foullon, den Gott segnen möge, daß er mir Alles mit ruhiger, höflicher Manier mitgetheilt hat.

„Sei ja um meinetwillen nicht in Sorge, Gott wird mir beistehen und alle redlichen Leute.

Von Herz und Seele bin ich die Deinige."

* *
*

Dieser Versuch, Hardenberg durch die schlechte Behandlung der Frau einzuschüchtern, war der zweite, nachdem der erste, ihn durch Waitz nach Kassel zu locken, vereitelt war. Es ist nicht anzunehmen, daß die Franzosen so erbittert auf ihn gewesen wären, nur darum, weil er den Landgraf hinderte, die Convention zu vollziehen und in Kraft treten zu lassen, sondern sie wußten um seinen Rath in Hannover und um die von ihm verhinderte Auflösung der Observationsarmee. Und in der That, dieser Rath Hardenbergs fiel schwer in die Waage des Schicksals von Deutschland. Dadurch wurde Zeit gewonnen, daß nach der Schlacht bei Roßbach Ferdinand von Braunschweig, die Nebensonne des großen Friedrich, an die Spitze der alliirten Armee treten konnte. Ohne den braunschweigschen Helden, der dem Preußenkönig die Franzosen jahrelang in Schach hielt, würde

der Krieg schwerlich so glücklich für Deutschland verlaufen und beendigt worden sein.

Hardenbergs Freunde sorgten treulich für seine Frau und berichteten ihm über ihr Ergehen. Waitz vorzüglich imponirt die ruhige Entschlossenheit, mit der die kränkliche Dame das Benehmen des französischen Marschalls gegen sich erträgt, und ganz entzückt ist er von der feinen, geistvollen Art, mit der sie den französischen Herren antwortet. Er versichert: „Sie werden oft schamroth gemacht, wenn die gnädige Frau ihnen ihren Spott über ihre Anstalten meist mit gehöriger Würze zu hören giebt.“ Es kommen dabei originelle Dinge vor; so wenn Foullon, der wahrscheinlich selbst in der französischen Geschichte schlecht unterrichtet war, sich einmal ganz naiv auf das Verfahren der Franzosen in der Pfalz im Jahre 1644 berief und die Antwort erhielt, das wären Dinge, deren sich die edlere Hälfte von Frankreich heute noch schämte und sie aus der Geschichte hinwegwünschte, und ferner die Notiz: Foullon sei selbst sehr verlegen geworden.

Von den Briefen der Frau von Hardenberg lassen wir eine größere Anzahl in wörtlicher Uebertragung ins Deutsche folgen.

Kassel, den 17. November 1757.

... „Ich aß meine Suppe, zwei Offiziere ließen sich melden. Ich glaubte, es sei nur eine Visite und ließ ihnen sagen: Ich sei nicht wohl genug, um Jemand zu sehen. Der Eine ging fort, der Andre blieb da und sagte: der Herr Major wolle einen Dollmetscher holen. Unterdeß kam Waitz, der mir sagte: daß man mir eine Wache ins Haus geben wolle! Ich antwortete: Meinetwegen, und meine Kopfschmerzen hörten auf.

Nun kam Herr von Eyben, der mir sagte: Der Major sei bei ihm gewesen, um ihm zu sagen, daß er mich nicht habe sehen können, daß es ihm höchst fatal sei, einen solchen Auftrag zu haben ꝛc. ꝛc., daß er mich aber sprechen müsse, um mir den Beschluß mitzutheilen; auch solle ich unterschreiben, wie unsre Güter hießen und wo sie lägen. Eyben hatte geantwortet: Hierüber wisse er nicht genau Bescheid, das Eine aber wisse er gewiß, daß Du in Hessen keine Güter hättest. Also erwarte ich morgen diesen Besuch. Der Sergeant, den man in unserm Hause gelassen, ist bei unsern Domestiquen, sie fordern für ihn apartes Essen, eine Stube und ein Bett. Eyben und Waitz glauben, man müsse ihm auch Geld geben. Ehe er wegging, sagte ihm der Offizier: Er solle keinen Lärm machen, da die gnädige Frau krank sei, und den Befehl befolgt er ganz genau. — Alles, um was ich Dich dringend bitte, ist: Dich nicht zu ärgern, noch zu sorgen, weder um mich, noch um unsre Güter und sonstigen Besitzthümer. Wenn sie ruinirt oder verloren gehen sollen, so wird Gott schon für uns sorgen. Ich sehe es für ein Wunder an, daß ich so wohl bin und daß mir Gott so viel Muth giebt. Meine Schwester war Anfangs erschrocken, aber jetzo ist sie wohlauf und hat wieder Muth gefaßt. Gott wird uns beistehen. Ich erflehe dieselbe Gnade von Ihm auch für Dich."

23. November.

„Der Name meines Sergeanten ist Gounot. Er rührt sich nicht. Er hat seine ganze Bagage verloren. So hab ich ihm zwei von Deinen alten Hemden geben lassen, er schmückt sich damit und ist entzückt von dieser Eroberung. Er hatte ein einziges Hemde pour tout potage!"

Indessen hatte die Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757) in der öffentlichen Meinung einen mächtigen Umschlag bewirkt.

Heller Jubel, wie über einen Nationalsieg, loderte in Deutschland auf. Wie ein electrischer Funken durchzitterte das Gefühl des Einsseins mit den Siegern alle Gemüther, überall, auch in Sachsen, ja selbst in der Reichsarmee und ihren Trümmern regte sich das deutsche Blut. „Jetzt endlich werden doch unseren Fürsten die Augen aufgehen", klang es aus den Reihen der Offiziere der Reichsarmee: Hunderte von ihnen traten aus, Tausende von Soldaten gingen zu den Preußen über, Hohn und Spott über die Franzosen und den schmachvollen Führer der Reichsarmee, den Prinzen von Hildburghausen, ergoß sich von allen Seiten: „Es war keine Schlacht, nur von Seiten der Franzosen ein Davonlaufen, von Seiten der Preußen ein flinkes Nachsetzen", sagt ein Brief aus Gotha. „Des Herrn Herzogs von Hildburghausen Durchlaucht", schreibt ein Andrer, „sind mit den Resten der Armee in Saalfeld, wollen sich nach Königshofen ziehen und der Sage nach alldorten sich vermehren; werden aber schwerlich zu dieser Glückseligkeit gelangen, weil in der zerrissenen und zersprengten Reichsarmee Alle eines Sinnes sind und ihre Reden dahin übereinkommen: Daß Gott sie bewahre! in drei Tagen hätten sie weder Geld noch Brod bekommen, Schimpf und Schande dazu und davor sich todtschlagen zu lassen, das geschähe in Ewigkeit nicht."

Nur die Mehrzahl der kleinen deutschen Fürsten empfand Nichts von dem Hauche eines erwachenden Nationalbewußtseins. Wie sollten sie auch? Waren sie doch seit zwei Menschenaltern nach französischer Anschauung erzogen und gebildet, und mit ihnen leider ein gut Theil Deutscher, für die französische Sitte und Denken die andre Natur geworden war. Eine Stimme eines

Deutschen dieser Art, Herrn von Pachelbl[1]), soll uns zugleich die französische Ansicht über die Schlacht bei Roßbach darlegen: „Als das Glück den Verbündeten England und Preußen völlig den Rücken gewandt hatte, gerieth Hessen in die traurigste Lage; denn die Franzosen lieben ihre Drohungen schnell auszuführen, auch ist es nur gewissermaßen durch ein Wunder, daß Hessen bis jetzt gerettet ist. Ohne das sonderbare Ereigniß des 5. November würden Alle die Rache Frankreichs empfunden haben!"

In England aber brach sich der Enthusiasmus für den Helden von Roßbach Bahn. Die schottischen Protestanten veranstalteten reiche Sammlungen für alle preußischen Soldaten, die bei Roßbach mitgefochten und ihre Hinterbliebenen. Im Parlament setzte unter rauschendem Beifall Pitts glänzende Beredsamkeit die Vernichtung der unheilvollen Convention von Kloster-Zeven und die Abberufung des Herzogs von Cumberland durch. An seine Stelle berief Friedrich II. Ferdinand von Braunschweig. Allein noch vergingen Monate, ehe dessen Siege und meisterhaften Züge Hessen aus seiner trostlosen Lage befreien konnten.

Frau von Hardenberg an ihren Mann. December 1757.

„Seit vorgestern ist hier Alles in großer Aufregung; der Burgemeister Meyer und der Prorector von Marburg haben

---

[1]) von Pachelbl, diplomatischer Agent für verschiedene deutsche Regierungen, auch für Hessen in Paris. Damals hatten die kleinen Fürsten keine stehenden Gesandten, sondern sie beauftragten Leute, die sich an den Höfen irgend der Bekanntschaft einflußreicher Männer erfreuten, mit der Besorgung ihrer Angelegenheiten. Nur in wichtigen Fällen wurde ein Gesandter abgeschickt. Die Agenten berichteten über alle Hofangelegenheiten.

Wachen erhalten. Die Herrn wollten gern zahlen, haben aber Nichts. Es ist ein Elend. Sie sagen: sie könnten zahlen, wenn ihnen der Landgraf Credit schaffe. Was mich betrifft, wenn sie mein Silberzeug fordern, um einen Theil der Summe zu decken, so werde ich es gern geben, wenn ich auch bedeutend daran verliere; aber es ist ja nur ein Wassertropfen im Verhältniß zu der Contribution, die man verlangt.

Gieb mir Rath, ich habe noch 617 Louisd'or, wo soll ich sie hinthun?

Anbei schicke ich einen Brief von Gr. Follard [1]). Ich weiß nicht, welch eine Erleichterung meines Schicksals ich fordern könnte, als die den Sergeanten los zu werden und die Erlaubniß dahin zu gehen, wo es mir gut däucht.

Ich möchte aber Follard in Beziehung auf die Convention antworten und ihm sagen, daß unsre Truppen schon unterwegs waren, um nach Hessen zurück zu kehren, als der General von Wutginau erfuhr, daß man sie entwaffnen wollte. Sage mir in dieser Hinsicht Deine Meinung und wie weit Wutginau schon vor war? Ich liebe nicht dergleichen Sachen auf gut Glück zu schreiben."

11. December 1757.

„Alle die französischen Offiziere, wenn sie mich trösten wollen, sagen immer: „Machen Sie Sich nichts aus Ihrer

---

[1]) „Gnädige Frau! Sobald ich durch Ihren Herrn Bruder von der harten Behandlung unterrichtet worden bin, die man gegen Sie in Anwendung gebracht, habe ich meinen Hof davon unterrichtet, überzeugt, daß dies das sicherste Mittel ist Ihre Lage zu mildern. Indessen muß ich gestehen, daß die hessischen Truppen es wohl hätten bleiben lassen können, sich zu Mitschuldigen der Perfidie der Hannoveraner zu machen, um so mehr als der Vertrag den Landgrafen nicht verpflichtete, sich zu entehren."

Wache, Sie haben Sich nichts vorzuwerfen, es ist auch nur um Ihres Mannes willen, der seine Pflicht thut und seinem Herrn getreulich dient.“ Einige sind dabei, die zuweilen das Wort „lächerlich“ hinwerfen, aber fast wider Willen, im Grunde achten sie Dich Alle. Aber dessen ungeachtet, sei auf Deiner Hut, laß Deine Briefe an Donop[1]), wenn möglich, von dem Landgrafen selbst unterschreiben, ich glaube nicht, daß der Landgraf in seinem Cabinet Verräther hat, aber ich glaube etwas Anderes.“

Sie glaubte nämlich, daß von der Umgebung des Erbprinzen der Haß von Richelieu gegen Hardenberg veranlaßt sei. Wahrscheinlicher ist, daß von Hannover aus die Verhandlungen verrathen waren, da es nicht anzunehmen, daß Hardenberg über sein Gutachten wegen der Convention von Kloster-Zeven an die erbprinzliche Umgebung berichtet hätte.

In Kassel wurde in die Häuser der Minister Einquartierung gelegt. Bei Herrn von Eyben verwüstete dieselbe Möbel und Tapeten. Das Hardenbergsche Haus wurde angezeichnet: Reservée pour le quartier général du Prince Soubise. Die Offiziere des Regiments du Roi, meist anständige Leute von guter Familie, nahmen sich endlich der schutzlosen Frauen an und verschafften ihnen billets d'exception. Unter den ehrenhafteren Offizieren der französischen Armee zeigte sich überhaupt oft ein Gefühl von Scham über die Rolle, die sie in diesem Kriege spielten, so z. B. der Spottname, den man dem Herzog von Richelieu ganz offen beilegte: le petit papa de la maraude; so die Aeußerung Broglio's bei offener Tafel: „In hundert Jahren können sich die Franzosen nicht von der Schande

[1]) Donop war in dieser Zeit bei dem Erbprinzen.

rein waſchen, mit der ſie ſich während des Feldzugs von 1757 bis 1758 bedeckt haben, was Diebſtahl, Raub und Plünderung betrifft.“ Das Regiment du Roi rückte nach Hannover ab; die Offiziere hinterließen für ihre Kameraden der neu einrückenden Regimenter ein Schreiben, in welchem ſie die hülfloſen deutſchen Frauen ihrer Ehrenhaftigkeit anempfahlen.

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 14. December 1757.

„Hab ich's Dir nicht geſagt, daß der König bald Breslau wieder nehmen würde? Gott ſteht wahrhaftig Denen bei, die ſich auf ihn verlaſſen und wird es Alles zum Beſten ſeiner Kinder gedeihen laſſen. Ihm ſei Ehre und Ruhm!“

26. December.

„Mein liebſter Freund. Durch den beiliegenden Brief aus Schlöben wirſt Du ſehen, wie barmherzig Gott iſt, indem er das Unglück, welches den dortigen Beſitz bedrohte, abgewendet hat. Meiner Meinung nach mußt Du das jährliche Neujahrsgeſchenk an den Poſtmeiſter in Jena verdoppeln, wenn Du auch natürlich ignorirſt, daß er bei dieſer Sache mitgewirkt. Wie lebhaft fühle ich die traurige Lage von Heſſen. Dieſe Truppen, die durch ihre Bravour ſo ausgezeichnet ſind, verurſachen ihrem Vaterlande ſo viele Verwirrung; ein Jeder möchte ſie haben.

Ein Freund hat mir mitgetheilt, man ſage, daß Du ein ſehr eifriger Mann wärſt, in den Geſchäften ſehr erfahren, und daß Du Monſeigneur dazu bewogen habeſt, die Convention nicht zu unterſchreiben. Heute Abend wiederholte mir ein Anderer (ein Franzoſe) daſſelbe, was mir Foullon ſagte: Richelieu ſei wüthend, daß dieſe Angelegenheit fehl gegangen ſei, darum ſei er gegen Dich und Deinetwegen auch auf mich auf-

gebracht. Ich sagte: Er konnte sich und mir dies sparen, wenn er sich, ehe er sich mit Cumberland einließ, die Vollmachten des Königs und des Parlaments zeigen ließ. „Ah Madame, ne dites pas cela!“ Die Leute sind sonderbar, sie wollen, man soll auf ihre Ideen eingehen und werden böse, wenn man die Wahrheit sagt. Frau von Eyben ist sehr zufrieden, der Duc d'Agen ist genöthigt worden, ihr ihre Möbel zu ersetzen.“

Zugleich ward auch endlich der Sergeant bei Frau von Hardenberg abbeordert. Sie berichtet ihrem Manne, sie habe ihm 34 Gulden zahlen müssen, allein der Landgraf habe ihr das Geld sogleich durch Eyben rembourſiren lassen. Dann fährt sie fort: „Ich habe nichts für das Essen und Trinken des Sergeanten gefordert. Ich weiß zu leiden, mich zu vertheidigen, zu bitten, Geduld zu haben, aber ich kann keine Zeche ansetzen und also habe ich nichts verlangt.“

18. December.

„Die kleinen Predigten, die Du mir geschickt, sind meine ganze Freude, ich lasse sie mir jetzt von Neuem vorlesen.“

20. December.

„Mr. de Foullon verreist bis zum 26. Er hat mir fest versichert, daß nun Deine arme Frau nicht mehr beunruhigt werden sollte. Du kannst denken, daß sie froh ist. Waitz war heute hier, ich sagte ihm, was wir für die hiesigen Lande geben wollten. Er meinte, es werde sicher gestellt und mit 5 Procent verzinst.“

Auf landständischen Credit wurde im Jahre 1757 am 2. Januar für zwei Termine eine Contribution von 566,600 Rthlrn.

aufgebracht, am 7. Januar eine Lieferung von 100,000 Rationen, dann wieder 30,000 Säcke mit Weizen, im Jahre 1758 wurden abermals auf landständischen Credit zur Landesrettung 850,000 Rthlr. geschafft, Hardenberg war mit 3070 Rthlrn. aufgeführt. In Kassel ward noch circa eine Million Rationen verlangt, der ganze Ertrag des Salzwerks in Nauheim mußte abgeliefert werden. Den Ministern in Kassel und den Regierungsräthen in Hanau war eine enorme Einquartierung zugetheilt. Jeder der französischen Generale erpreßte für sich privatim große Summen, die nachfolgenden Generale wetteiferten mit Richelieu im Brandschatzen der besetzten Länder. Im December 1757 forderte der Prinz Soubise binnen 24 Stunden 15,000 Rthlr., für den Etatmajor einen Stall für 80 Pferde, wozu er das Bauholz sogleich mit Beschlag belegen ließ. Laut Briefen von Waitz vom 11. December 1757 und 30. Januar 1758 kosteten jetzt schon die französischen Truppen dem Lande 6,000,000 Gulden. Er dankte in diesem Briefe Hardenberg, daß er den Landgrafen abermals zu einem Vorschuß von 50,000 Rthlrn. bewogen habe.

Nach der Schlacht bei Leuthen und nachdem im Februar die Operationen des Herzogs Ferdinand begonnen hatten, die schnell so kräftig wirkten, daß der Feind Wolfenbüttel, Braunschweig und Göttingen räumen mußte, trat die erbitterte Stimmung in Hessen so scharf hervor, daß den Franzosen bange wurde. Um das Volk im Zaum zu halten, schafften sie mit Ostentation Pulver und Pechkränze in das Schloß mit der Drohung, bei dem geringsten Zeichen von Widerstand Seitens der Bevölkerung die Stadt Kassel an allen vier Ecken in Brand zu stecken.

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 21. December.

„In dem Scriptum, was Du mir für Follard geſchickt, fanden ſich mehrere Ausdrücke, die nach dem homme chaud ſchmeckten. Ich habe ſie ausgemerzt und unſer Freund Waitz will es abſchreiben laſſen, ſo daß Follard nicht erfährt, von wem das Memoire iſt. Ich habe dazu geſchrieben: „Ich hätte einen unſrer Miniſter gebeten, mich au fait zu ſetzen, ſo weit Sr. Hoheit der Landgraf dabei betheiligt ſei. An ſich liebte ich nicht, mich in eine Sache zu miſchen, die mich nichts anginge, allein in dieſem Falle wünſchte ich doch, daß ein ſo galanter Mann comme Mr. le comte de Follard genau von der Wahrheit unterrichtet werde."

Memoire von Hardenberg an den Gr. Follard.

„Da es ſcheint, daß der Herr Graf von Follard von dem, was in der Umgegend ſeit einigen Monaten geſchehen, nicht unterrichtet worden, ſo iſt es eine Pflicht den Herrn Grafen aufzuklären, um ſo mehr, als er die heſſiſchen Truppen beſchuldigt, daß ſie ſich zu Mitſchuldigen der Perfidie der Hannoveraner gemacht hätten. Alles das, was hier geſagt werden wird, kann durch Originalbriefe bewieſen werden.

Als Anfangs Auguſt 1757 der Marſchall Richelieu durch Kaſſel kam, machte man ihm Vorſtellungen in Bezug auf die franzöſiſchen Truppen und die Forderungen von Lieferungen, die dem Wortlaut der kaiſerlichen Requiſitorialen entgegen wären. Der Herr Marſchall entſchuldigten ſich damit, daß er von den Abſichten ſeines Hofes nicht unterrichtet ſei. Vierzehn Tage ſpäter ſchrieb er im Namen ſeines Königs: So lange die heſſiſchen Truppen bei der Obſervationsarmee ſeien, würden die kaiſerlichen Re-

quisitionsbriefe als ein Irrthum angesehen und Hessen als feindliches Land behandelt werden. Nachdem man dem Landgrafen diese Antwort am 14. August mitgetheilt, schrieb derselbe an den Marschall und erbot sich, seine Truppen zurückzurufen, wenn dagegen der Marschall sich aus dem Lande zurückziehen und weiter keine Lieferungen fordern wollte, als die er baar nach den Marktpreisen bezahle. Am 29. August entgegnete der Marschall, daß er nicht autorisirt wäre mit dem Landgrafen zu unterhandeln und daß Se. Hoheit sich an den französischen Hof wenden möge. Er riethe ihm einstweilen seine Truppen zurückzurufen und sich der Großmuth und Gnade des Königs von Frankreich zu ergeben. Den 3. September wurde ein Courier mit diesen Briefen nach Paris geschickt und dieselben durch Herrn von Pachelbl den Ministern übergeben. Nach drei Wochen kam der Courier mit einer wenig zufriedenstellenden Antwort zurück: „Da unterdeß die Convention von Kloster-Zeven mit dem Herzog von Cumberland abgeschlossen sei, so gebe man zu erkennen, daß es nicht mehr Zeit sei Bedingungen zu machen; die hessischen Lande seien in den Händen des Königs, das Schicksal der Truppen geregelt und bestimmt durch die Convention. Se. Hoheit habe nichts mehr zu geben und müsse sich gänzlich dem Willen des Königs unterwerfen.“ Vergeblich wurde Pachelbl beauftragt vorzustellen, daß unser Anerbieten, die Truppen zurückzurufen, ja vor der Convention stattgefunden habe. Die französischen Minister bestanden darauf, da am 8. und 10. September die Convention geschlossen sei, so müsse sie jetzt auch ausgeführt und die Hülfstruppen in ihre betreffenden Länder zurückgezogen werden. Obgleich die Stellung der Truppen noch nicht geregelt war, was nach dem Wortlaut der Convention vorangehen sollte, ließ sich

doch der Landgraf bewegen und die erste Division setzte sich in Marsch. Nun aber verlangte der Marschall Richelieu, die Truppen sollten an der Grenze entwaffnet werden; aus Rücksicht für die Sentiments des Landgrafen wäre die Clausel nicht in die Convention gesetzt worden. (Es folgt hier der Bericht von Hardenbergs Reise zu dem Herzog von Cumberland, so wie dessen ausdrückliche Erklärung, „daß bei den Verhandlungen kein Wort von Entwaffnung vorgekommen sei.) Trotzdem bestand man französischer Seits auf der Entwaffnung. Man verlangte, daß der Vertrag, den man soeben in Wien mit einem Agenten des Herzogs von Braunschweig abgeschlossen [1]), ungeachtet der Herzog von Braunschweig diesem Vertrag seine Sanction und Unterschrift feierlich verweigert hatte, einem solchen mit Hessen zu Grunde

[1]) Jener Vertrag zwischen Frankreich und Braunschweig, der in Wien vereinbart war, besagt: „§ 1. Frankreich behält Braunschweig und Wolfenbüttel während des Kriegs, und Kanonen, Waffen und Munition, die sich dort in den Zeughäusern finden, darf es brauchen wie seine eigenen. § 2. Die Braunschweigschen Truppen bei der Observationsarmee sollen entwaffnet, ihre Kanonen, Waffen und Munition in die Zeughäuser zu Braunschweig und Wolfenbüttel abgeliefert werden, Offiziere beeidigt werden in dem Kriege nicht mehr zu dienen, weder gegen Frankreich noch seine Alliirten. § 3. Die Lieferungen für die französische Intendanz gehen fort, wie sie jetzt eingerichtet. § 4. Der Herzog stellt sofort sein Contingent zur Reichsarmee. § 5. Sein Gesandter am Reichstag stimmt fortan nur, wie es die Beschlüsse des Reichstags, gebilligt vom Kaiser, fordern. Auf diese Bedingungen wird der König von Frankreich dem Herzog seine Gnade wieder zuwenden."

Eine Illustration zu diesem Vertrag ist die Beschwerde von Chur-Braunschweig beim Reichstag am 15. December 1757.

„Es hat sich zu Hannover ein kaiserl. königl. Kommissar, von Kinkel, eingefunden und declariret, wie die Kaiserin-Königin sich mit der Krone Frankreich dahin verglichen habe: daß in den Ländern, welche dem

gelegt werden sollte; alle Gegenvorstellungen waren umsonst. Man legte dem Lande des Landgrafen eine Contribution von 960,000 Rthlrn. auf in drei Monaten zu zahlen, und Winterquartiere für 15 Bataillone und 28 Escadrons.

Inzwischen erklärte England, da der Herzog von Cumberland die Convention ohne Autorisation des Königs und des Parlaments abgeschlossen, dieselbe für null und nichtig. Ferner: falls der Landgraf seine Truppen zurückzöge, so würden sie sich ihrer Engagements für quitt halten und ferner keinen Heller Subsidien zahlen.

Jetzt erbot sich der Marschall Richelieu, die hessischen Truppen in französischen Sold zu nehmen, allein ohne dem Lande die geringste Erleichterung dafür zu bieten, ja mit ausdrücklicher Betonung der Entwaffnung. Alle Vorstellungen waren umsonst und Anfangs November erklärte der Graf Lynar dem Landgrafen: „Wenn er nicht nachgäbe, so werde der Marschall alles mit Feuer und Schwert verheeren, die Häuser zerstören und die Habseligkeiten der Privatpersonen mit Beschlag belegen und plündern lassen.“ Welche Mittel aber, wenn man es aussprechen darf, weit entfernt einzuschüchtern, vielmehr animirt haben, mit um so größerer Festigkeit zu handeln.“

Nochmals zieht er das Resumé zusammen und dann setzt er hinzu: „Se. Hoheit ist nicht partie contractante der Convention von Kloster-Zeven gewesen, also

---

Könige von Preußen gehört hätten, Sie die Regierung und Administration anordnen und der Krone Frankreich die Hälfte der Einkünfte herausgeben sollte. Dahingegen die Krone Frankreich in den Ländern, welche gegen den König von England erobert werden würden, die Regierung anordnen und die Hälfte der Einkünfte an den kaiserlichen Kommissar herausgeben wolle.

kann man ihr nicht vorwerfen ihr Wort und Treue und Glauben gebrochen zu haben. Es ist nicht die Sache Sr. Hoheit zu entscheiden, ob England die Convention halten muß oder kann. Indem er seine Truppen England zur Disposition überläßt, erfüllt der Landgraf nur seine früher abgeschlossenen Verträge."

Schon seit dem Herbst dieses Jahres hatte Hardenberg dem Erbprinzen in regelmäßigen Berichten über die Thatsachen und die Beweggründe der hessischen Regierung Nachricht gegeben. In einem derselben spricht er über die falschen Angaben, welche sich die französischen Generale, namentlich Richelieu, erlaubt hatten. Nachdem er über die Convention von Kloster-Zeven berichtet, widerlegt er die Beschuldigung: daß der Landgraf avait violé la bonne foi. „Dieser Vorwurf trifft nicht Hessen und nicht Hannover, sondern Frankreich. Eben so falsch ist die französische Behauptung, daß Hessen das Anerbieten gemacht, seine Truppen in französischen Sold zu geben. Niemals ist von uns dies Anerbieten gemacht, es würde zu sehr gegen Treu und Glauben verstoßen und gegen die Verpflichtungen, die wir mit England eingegangen sind. Wäre Frankreich nicht so hoffährtig und unbarmherzig im October und November mit Hessen verfahren, hätte es das Land geschont und uns unsre Neutralität gestattet, so hätte der Landgraf gern sein Land gerettet und ihm Ruhe gesichert. Da aber die Krone Frankreich anders gedacht, so blieb Sr. Durchlaucht als einziges Mittel sein Land vor totalem Ruin zu retten und vor den Quälereien des Wiener Hofes zu sichern, das Festhalten an England und Preußen, und nachdem er dies feierlich erklärt, konnte er sich von der guten Sache nicht

ohne Schande trennen, um so weniger, da die Truppen, die seit Jahren treu gedient, durch Entwaffnung zu entehren und zu vernichten, für den Landgrafen ganz unmöglich war."

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 25. December 1757.

Da ich die Denkungsart des Erbprinzen nicht kenne, so weiß ich nicht, ob Du gut thust, Dich mit ihm näher einzulassen. Gott wolle alle Dein Thun regieren und besonders überlege recht genau, was Du thust oder schreibst. Denke an den seligen Bilfinger, wie genau er immer jedes Wort wog in seinen Gutachten und Briefen."

Den 11. Januar 1758.

„Heute sagte ich zu Bernhold [1]): Ich wünschte, Du wärst hier; da stieß er einen Schreckensschrei aus; ganz so, wie neulich Foullon, als ich erwähnte, vielleicht kämst Du bald, lateinisch zu Waitz sagte: „Der Marschall Richelieu haßt Hardenberg tödtlich." Mit einem Wort, wie General Nicolai sagt, Du kannst nur hierher zurückkommen, wenn Du als Friedensengel kommst.

Nach und nach werde ich Dir das Geld und die Briefe von Schlöben schicken, aber Du mußt Geduld haben und das ist eine Eigenschaft, die Du nicht immer besitzest. Was wäre

---

[1]) Frhr. Bernhold von und zu Eschau, Oberst in französischen Diensten, lebte schon längere Zeit in Kassel bei seinen Schwestern, von denen die eine Reichsgräfin Bernhold im Jahre 1718 aus Paris nach Kassel empfohlen, Oberhofmeisterin und Maitresse des Landgrafen Carl war. Es war eine Elsässer Familie. Um den Haß des Landes über ihre Verschwendung zu versöhnen, gründete sie vor ihrem Tode 1730 eine Stiftung für sechs unbemittelte Damen, die noch jetzt besteht. Der Bruder starb 1775 zu Kassel. (Nach gesammelten Notizen des Frhr. von Buttlar-Elberberg.)

aus mir geworden, wenn mir der liebe Gott davon nicht ein gut Theil gegeben hätte.

Man ist hier allgemein der Ansicht, daß, wenn Du nicht gewesen wärst, das Ganze hier anders gegangen sein würde. Ich glaube, sie thun Dir Unrecht, aber alle Andern wollen es mir nicht glauben."

15. Januar 1758.

„Diese Woche war noch voller Bitterkeit für die Bewohner von Kassel, weil man immer neue Contributionen fordert, ganz enorm! Man spricht abermals davon, daß man die schönen Gemälde des Landgrafen sogar aus dem Schloß fortschleppen wolle. Man hat die Häuser der Görtz und mehrere andre angezeichnet, ich weiß nicht, ob unsres auch angezeichnet ist. Ich habe im Ganzen meine Parthie genommen; habe ich kein Silberzeug mehr, so behelfe ich mich mit Zinn oder Fayence, indessen werde ich bitten und sollicitiren, so viel ich kann. Ich weiß nicht, wo ich meine Sachen in Sicherheit bringen sollte, und dann, da ich nicht lügen kann, müßte ich es doch sagen, wenn sie fragten, wo die Sachen wären. Man muß eben Geduld haben. Gestern waren General Nicolai und Foullon hier. Sie glauben, daß uns England das Geld zur Zahlung geben müßte, weil wir um seinetwillen in den Abgrund gestürzt wären..... Man ist hier in der größten Verlegenheit und weiß nicht mehr, aus welchem Holze Pfeile schneiden. Morgen giebt der Prinz Soubise den Damen einen Ball und einige Tage später wird der Prinz Camille von Lothringen ein Fest zu Ehren der kleinen Lore Buttlar geben, der vierten Tochter von Frau von Buttlar; sie liebt ihn nicht, man sagt, sie spiele nur Comödie.

P. S. Der General Nicolai ließ, als er den Damen seinen Ball gab, den Burgemeister Müller kommen, um ihm zu sagen: Er möge es allen Bürgern zu wissen thun, sie sollten ihre Töchter auf den Ball schicken, den er ihnen in einem besondern Saal ausrichte, und er werde jedem Mädchen einen Ducaten geben zur Aussteuer. Müller ließ sie also durch Sergeanten einladen. Die Väter aber antworteten, daß die Contributionen an Geld und Lieferungen an Korn und Fourage ihren Töchtern die Füße so schwer gemacht hätten, daß sie nicht tanzen könnten, und daß sie auch ihre Aussteuer durch den Ducaten nicht vermehren wollten. Es kam keine Einzige. Sie sollten mit den Bedienten und Kammerdienern dieser Herren tanzen. Ich habe mich sehr über diesen Refus gefreut, die braven Leute haben recht."

Um diese Erzählung von den Bällen recht zu verstehen, müssen hier zwei Briefe von Donop [1]) folgen.

Donop an Hardenberg, Kassel, den 26. Januar 1758.

„Die Forderungen, die man an uns stellt, nehmen kein Ende. Nachdem wir in Hanau 72,000 Rthlr. für die Generale und Offiziere als Douceur für die Winterquartiere ge-

---

[1]) General August Moritz Abel Plato von Donop, der Erzieher des Erbprinzen, war der Sohn Dietrich Ernsts von Donop auf Schöttmar und der Marie von Hamilton. Geboren zu Schöttmar 1694, trat er in dänische Dienste, ging dann nach Hessen, wo er unter dem Landgrafen Karl sehr schnell stieg, Premierminister, Generallieutenant und Oberkammerherr wurde. Der König Friedrich von Schweden (Landgraf Friedrich I. von Hessen) brauchte ihn oft zu diplomatischen Sendungen; unter der Regierung Friedrichs II., Landgrafen von Hessen, war er Anfangs von großem Einfluß. Er starb 1763 zu Rinteln. Aus seinen zwei Ehen mit Melle de Montigny aus Berlin und de Turretin aus Genf hinterließ er keine Erben.

zahlt, fordern sie auch für Kassel bedeutende Summen, alle meine Vorstellungen sind umsonst. Selbst der wirklich gute Wille des Prinzen von Soubise hilft uns nichts, denn man behauptet, es sei dies eine Gratification, die der König von Frankreich seinen Offizieren gebe, also mag Soubise nichts darin ändern können."

Vom 17. Februar 1758.

„Ich muß Ew. Exellenz noch ein Gespräch mittheilen, was ich mit dem Prinzen Soubise gehabt habe. Sie wissen zweifelsohne, daß der Prinz, seit er hier ist, die Damen eingeladen und ihnen Bälle gegeben hat; die andern Generale und der Prinz von Lothringen haben es ebenfalls gethan. Nun hat Soubise gehört, daß dies dem Landgrafen fatal sein könnte und daß später diese Damen Unannehmlichkeiten haben könnten. Der Prinz gab mir nun zu hören: „Es sei dies das einzige Vergnügen, was er hier hätte, aber er würde es unterlassen, wenn er dächte, es sei dem Landgrafen fatal." Ich habe geantwortet, daß der Landgraf sich gewiß freuen würde, wenn er hörte, daß der Herr Marschall sich hier amüsire und daß alle Welt mit Freuden dazu beitragen werde, wenn das Unglück Aller uns nicht zuletzt außer Stand setzte, es zu thun. Ich bitte Ew. Exellenz mir eine einigermaßen ostensible Antwort zu verschaffen, die ich dem Prinzen zeigen kann. Denn ich habe die Ueberzeugung, daß wenn Derselbe in etwas seinem Charakter und seiner Handlungsweise nach verfahren dürfte, Alles wesentlich besser und milder gehen würde, aber ich sehe mit Kummer, daß es nicht von ihm abhängt und daß er sich hier wegwünscht... Ich weiß nicht mehr, wie ich die Leute, die von ihrem Gehalte leben, beruhigen soll, das Elend wächst in wahrhaft erschreckenden Dimensionen."

Man kann einen Schluß machen, wie die übrigen französischen Generale verfahren mochten, wenn Soubise der billigste, schonendste und anständigste war, der sich doch auch zu einer Vergnügungsreise nach Paris im December 1757 23,000 Rthlr. zahlen ließ!

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 5. Februar 1758.

„Ich küsse Dir die Hände für die kleinen Predigten; sie sind die Freude meines Herzens.... Du mußt nach Foullons Rath bleiben, wo Du bist, er will es sagen, wenn Du kommen kannst."

19. Februar.

„Die Görtz[1]) ist in tödtlichster Angst um ihr Geld. Bewahre einen doch der Himmel sich so an das irdische Hab und Gut zu hängen."

22. Februar.

„Vorgestern forderte man den zwanzigsten Theil Deines Gehalts. Ich schickte das Billet an Eyben, er hat 300 Rthlr. gezahlt, ich 250 Rthlr."

---

[1]) Gräfin Görtz, geb. von Wallerstein, ist die Stifterin des Wallersteinschen Damenstifts, früher in Homberg, jetzt in Fulda. Sie war eine sehr reiche Wittwe. Ihr Vermögen stammte wesentlich aus der Hardenbergschen Familie, denn ihre Mutter war die Tochter des Ascan von Hardenberg, des Bruders des oben S. 3 erwähnten Statthalters Hildebrand Christoph. Sie beerbte ihre sämmtlichen Geschwister, allein Frau von Wallerstein beanspruchte auch das Lehnsvermögen ihrer Brüder, wurde aber in einem Rechtsstreit damit abgewiesen. Jedoch war das Vermögen immer noch so bedeutend, daß Gräfin Görtz das ganze reiche Stift damit dotiren und einen Grafen von Wartensleben, den sie zum Curator gemacht, noch bedeutend honoriren konnte. Es sind zwölf Stellen in dem Stift, sechs für lutherische, sechs für reformirte Damen. Um allem confessionellen Hader vorzubeugen, bestimmte sie Geldbußen, die sich im Wiederholungsfall nach jedem religiösen Streit steigerten.

15. März 1758.

„Heute Morgen hatte ich das Vorgefühl, daß wir binnen einer Woche unſre Gäſte los werden würden. Es wäre reizend, wenn es wahr würde, wie damals vor der Schlacht bei Haſtenbeck. Erinnerſt Du Dich? es war den 26. Juli.“

22. März.

„Ach, was hat der Herzog von Broglio unſerm gnädigſten Herrn für ein ſchönes Angebinde gegeben, indem er an dieſem Tage die Hauptſtadt räumte! Wir alle ſind außer uns vor Freude und unſre Herzen ſind von Dank gegen den Allmächtigen erfüllt. Jetzt hoffe ich Dich, mein geliebter Freund, recht bald wieder zu ſehen, denn ich hoffe, die Franzoſen ruhen ſich nun nicht eher aus, bis ſie über den Rhein hinüber ſind. Ach, was will ich ſie jenſeits lieben!“

9. April.

„Dein Brief hat mir großen Kummer gemacht, daß Du darauf rechneſt hierher zurückzukehren, in einer Zeit, da die Franzoſen bei Hanau ein Lager beziehen wollen und daſelbſt Poſto faſſen. Wir haben nicht eine Katze zwiſchen hier und Hanau, die ſich einem Ueberfall widerſetzen könnte, es wäre zu viel gewagt, wenn Du und der Landgraf, auf die ſie ſeit der Affaire von Kloſter-Zeven einen Zahn haben, hierher kommen wolltet. Bernhold giebt mir recht, er fürchtet, daß in dieſem Falle ein Ueberfall und Eure Fortführung leicht ſtattfinden könnte. Da Se. Hoheit ſchon unterwegs iſt, ſo könntet Ihr ja in Celle oder Hannover bleiben oder nach Hamburg zurückkehren. Frau von Lindau, Oberſt Donop, die ganze Welt kann wiederkommen, ausgenommen der Landgraf und Du. Du wirſt

ſagen: das iſt ſehr traurig für mich, aber ich muß Dirs doch ſagen, möge Gott Dich erleuchten. Kettenburg, der in Bayreuth war, machte die ſchönſten Elogen über Dich; ich hörte es von ferne, wie er es B.... erzählte, aber ich bitte Dich, verdirb nicht Dein ganzes Verdienſt, indem Du herkommſt und Dich dem ausſetzeſt, weggeſchleppt zu werden; dieſer Gedanke macht mich ſchaudern..... Heute ſind es 22 Jahre, daß unſer Haus in Schlöben in Aſche verwandelt wurde!"

13. April.

„Laß doch Deinem Neffen Heinitz von Deinem Geſchäftsführer in Stuttgart die 300 Rthlr. zahlen, die Du ihm zugedacht. Und wir wollen beide Gott danken, daß er uns ſo reich geſegnet hat, daß wir auch jetzt im Stande ſind, dem Enkel von Georg Anton und Anne Dorothee, Deinen geliebten Eltern, Gutes zu thun."

19. April.

„Es iſt ſehr gut, wenn die Ruſſen mit ihrem Einbrechen zögern, bis das Gras gewachſen iſt; bis dahin iſt ja hoffentlich der König im Stande, ſie hineinbeißen zu laſſen."

23. April.

„Wollte Gott, Du könnteſt hierher kommen, denn ich fürchte, ſie machen hier thörichte Dinge, die man ſpäter auf Dich ſchieben könnte."

26. April.

„Ich verſtehe ganz die fatale Situation, in der Du biſt. Du ſollteſt über gewiſſe Dinge offen mit der königlichen Hoheit (der Erbprinzeſſin) ſprechen.

„Der Oberſtlieutenant Frommann, Adjutant der ſchwäbiſchen Kreistruppen, hat zu Maſſenbach und zu dem Marſchall Wildenſtein in Bayreuth geſagt: „Er habe Dir einen Dienſt geleiſtet, den Du wohl niemals als von ihm ausgegangen vermuthen würdeſt, aber er freue ſich alle Tage darüber. Vorigen Herbſt habe er (vor der Schlacht bei Roßbach) Befehl gehabt, Gleina, Schlöben und Rabiß zu fouragiren; er fragt, was für ein Hardenberg der Beſitzer ſei? und hört: Der, der lange in Württemberg war. Er beſchließt, ſo lange er könne, Dir den Aerger zu ſparen; er dachte, die Armeen ſtehen ſich ſchon nahe, wenn ich nur zwei Tage gewinne, ſo werden wir nicht länger hier in Jena bleiben. Er ließ alſo in Weimar fouragiren und ſparte Altenburg aufs letzte. Er hatte richtig gerechnet; ehe ſie dachten, wurden die Kreistruppen weiter geſchickt und konnten an unſre und unſrer Nachbarn arme Kornböden nicht mehr denken.“

In den Berichten des Schlöbener Verwalters findet ſich das Nähere über dieſe Erzählung. Danach hatten der Bürgermeiſter und der Poſtmeiſter von Jena, die es verdroß, daß Schlöben durch ſeine hohe, damals ſehr unzugängliche Lage bis dahin vor den feindlichen Fouragirungen bewahrt worden war, den Oberſtlieutenant Frommann zu einem freundſchaftlichen Frühſtück in den Rathskeller eingeladen und ihm von den Gütern geſagt, deren Kornböden in gutem Stande wären. Frommann hatte auch einen Offizier hingeſchickt, der die Sache unterſuchen ſollte und dieſer hatte ſogleich einen Knecht und Pferde und Wagen mitgenommen, aber noch denſelben Abend kehrten letztere unverſehrt zurück und aus dem Fouragiren wurde nichts. Der Poſtmeiſter hatte den Namen des Beſitzers genannt, und zugleich, daß er früher in württembergiſchen Dienſten

gewesen. Darum sagt Frau von Hardenberg: der Postmeister müsse ein doppeltes Neujahrsgeschenk erhalten, aber nicht erfahren, wofür?

Hardenberg hatte jetzt bei seinem guten alten Herrn einen sehr schweren Stand. Der greise Landgraf wurde mit jedem Tage geistig schwächer; er vergaß, was er eine Stunde zuvor besprochen und befohlen und machte dann dem Minister heftige Scenen und bittre Vorwürfe. Dazu intriguirte die Erbprinzessin die Alles am liebsten nach ihren eignen Einfällen eingerichtet hätte. Gelang es Hardenberg, ihr die Unmöglichkeit der Erfüllung ihrer Wünsche, oder die Unklugheit der Maaßregeln, die sie vorschlug (denn als zukünftige Obervormünderin der Prinzen wurde ihr ein Theil der Geschäfte mitgetheilt) zu beweisen, so machte sie zwar in liebenswürdiger Weise Entschuldigungen, aber der Verdruß war einmal geschehen und das Schlimmste blieb, daß sie oft genug das Mißtrauen des alten Herrn noch mehr, als es so schon wach war, erregt hatte.

Auch auswärts hegte man Besorgnisse wegen des sichtlichen Verfalls des alten Landgrafen, zuerst in England und Hannover. Münchhausen schrieb vertraulich an Hardenberg, um für den Fall des Todes die Soldtruppen, von denen man wohl wußte, daß es die Kerntruppen der ganzen Armee waren, für England fest zu halten. Er schlug vor, man möchte die Truppen noch einmal dahin verpflichten, unter allen Umständen, selbst gegen den Willen des jungen Landgrafen, dem König von England treu zu bleiben, bis zum Ende der Convention[1]).

[1]) „Es ist in England die Idee aufgestiegen, ob es nicht rathsam sei, daß der Landgraf seine in englischem Sold stehenden Truppen nochmals, und zwar dahin sich verpflichten ließe, auch im Fall seines Todes bis zum Ende der Convention in englischen Diensten zu bleiben und sich durch keine andern Ordres davon abwendig zu machen." Januar 1758.

Voller Empörung aber verwarf Hardenberg diesen echt englischen Vorschlag; das sei angethan, den jungen Fürsten auf die andre Seite zu treiben; außerdem existire nirgends ein Gesetz, auf das man sich den Truppen gegenüber beziehen könne. In seinem Innern sorgte sich natürlich Hardenberg schwer über diese Angelegenheiten. Vergeblich hatte er öfter dem Landgrafen vorgeschlagen, den Sohn für seine Politik und das Interesse des Landes zu gewinnen, indem er ihm Antheil an den Geschäften gebe. Eine schroffe Abweisung war jedesmal die Antwort gewesen. Ebenso sah er mit Kummer, daß Friedrich der Große ungeachtet aller Bitten des Landgrafen sich nicht entschließen mochte, den Erbprinzen in Activität zu setzen. Dem großen König waren diese kleinen verwöhnten Prinzen, die er in seine Armee aufnehmen mußte, fatal; er sah sie nicht anders wie alle Offiziere an und nahm sie gelegentlich sehr hart mit. Der Erbprinz von Hessen, den er aus politischen Gründen schonen mußte, war ihm ohne Zweifel sehr unbequem. Hardenberg, dem sein Hessen zu schützen kein Schritt zu mühsam war, wandte sich in einem vertraulichen Schreiben an den Grafen Podewils. Er berichtete Münchhausens Vorschlag und seine Antwort, schilderte die Zustände in Hessen, das Befinden des alten Herrn und seine Besorgnisse für die Zukunft; er theilte dem preußischen Minister den glühenden Wunsch des Prinzen mit, die hessischen Truppen selbst zu führen, und bat ihn, dem König doch die Sache ja ans Herz zu legen.

Podewils schrieb ablehnend; daß der Prinz die hessischen Truppen nicht führen könne, weil er als älterer Generallieutenant nicht unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig würde dienen wollen; aber Hardenbergs Brief hatte doch den Erfolg, daß der König den Erbprinzen in Activität setzte und

ihn zu sich nach Landshut berief. Später ernannte er ihn zum Commandanten von Magdeburg.

Ueber den Charakter und die Denkungsart des Prinzen finden sich verschiedene Urtheile. Wülknitz sagt: „Sr. Hoheit läge das Geld sehr am Herzen." Ein Andrer erwähnt seine Unentschlossenheit, und Donop, mehrere Jahre der Führer und Erzieher, meint in einem Brief an Hardenberg, der ihm einen Bericht, den er für den Prinzen gemacht, geschickt hatte: Seine (Hardenbergs) Vorschläge seien vortrefflich, aber der Prinz werde sich nicht davon überzeugen lassen, denn sein Herz hänge ebenso an der Gegenpartei, wie er ihre Religion theile. So lange er ihn auch kenne, und obgleich derselbe ihm oft Vertrauen gezeigt habe, habe er doch nie seine eigentliche wahre Meinung klar sehen können.

Am 11. Mai 1758 kehrten endlich der Landgraf und Hardenberg nach Kassel zurück: aber es war nur eine kurze Ruhezeit. Schon im August besetzten die Franzosen das Land von Neuem. Der hannöversche General Prinz Isenburg hatte vom Herzog Ferdinand Befehl gehabt, Hessen stark zu besetzen und vor Allem Hanau und Marburg zu halten. Er befehligte ein fast ganz aus Hessen bestehendes Corps; als aber die Franzosen heranrückten, beschloß er vor Allem die hannöversche Grenze zu decken, warf einen großen Theil seiner Truppen dorthin und gab Hanau und Marburg preis. Unweit Kassel, am Mündner Berg, dicht bei Sondershausen, kam es am 23. Juli zu einem blutigen Gefechte; 10,000 Franzosen kämpften gegen 5000 Hessen. In einem französischen Bericht heißt es: „Wir wünschen uns nicht oft solche Schlachten zu gewinnen, denn wir haben ungleich mehr Volk als der Feind verloren. Die Hessen haben Wunder der Tapferkeit gethan." Diese Bravour half

ihnen nichts; sie erlagen schließlich der Uebermacht. Der Landgraf und Hardenberg gingen nach Bremen, seine Frau mit ihrer Schwester folgte ihm dahin.

In Gotha, Weimar, der Grafschaft Schaumburg und Hessen wüthete in diesem und den folgenden Jahren noch ärger wie die Franzosen, die in Executionsarmee umgetaufte Reichsarmee[1]). Alle bessern Elemente der letztern hatten sich nach der Niederlage von Roßbach zurückgezogen; geschah es doch einmal bei einem Marsch durch Franken, daß bei der Annäherung an preußische Regimenter binnen 24 Stunden 2000 Mann zu den Preußen übergingen. So blieb der schlechteste Rest, dieser wurde mit Oestreichern, Panduren und mit dem Abschaum der verschiedenen Armeen zusammengeschmolzen und von dem Reichshofrath zur Vollstreckung der kaiserlichen Execution abgeschickt. Die unglücklichen Länder wurden derartig behandelt, daß die schrecklichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückgekehrt schienen. Hessen erließ einen Hülferuf nach dem andern an den Reichstag[2]).

---

[1]) Brief von Wülknitz, d. d. 4. September 1758: Wenn Catholici den Evangelischen Ständen einen Religionskrieg ankündigten, so wäre das für das evangelische Wesen nicht so gefährlich, als was sich jetzt der Reichshofrath heraus genommen, zu einer Zeit, wo er glaubt, daß Rußland, Frankreich und Oestreich unüberwindlich seien gegen Schaumburg und Gotha, Reichsstände, welche nichts gethan, als ihre Länder gegen fremde Gewalt beschützt. Zu Hannover wird man mehr als einmal bereuen, daß man auf die diesseitigen wohlgemeinten Anträge wegen einer Union keine Attention genommen. Und wenn jetzt Schweden und Dänemark die Augen nicht aufgehen, so scheint Eigennutz und Indifferenz bei den ehemaligen Verfechtern des Protestantismus dergestalt überhandgenommen, daß man die Unterdrückung der Evangelischen Mächte mit Gelassenheit geschehen lassen will."

[2]) Brief von Wülknitz, Regensburg 11. Juli 1758: „Wenn in dem Aktenstück, welches vom hessischen Hofe beim Reichstag das Verfahren des kaiserlichen Hofes gegen die alliirten Höfe darlegen

fand da aber nur taube Ohren, so schlagend auch die ärgsten Gewaltmaaßregeln nachgewiesen wurden.

Gegen England war unter den kleinen protestantischen Ländern und Fürsten Deutschlands nach und nach eine große Erbitterung wegen seines schmählichen Verhaltens eingetreten. Man sah jetzt deutlich, daß es den Krieg in Deutschland nur so weit energisch führen wollte, als der Schutz Hannovers es nöthig machte; außerdem war ihm sehr willkommen, daß die Franzosen in Deutschland beschäftigt waren, damit sie ihre Kräfte nicht auf den Seekrieg und den Krieg in den Colonien concentriren konnten. Deshalb hatte man englischerseits die Union nicht befördert, deshalb die Unterhandlungen beim Reichstag von Hannover aus so lahm geführt. Es war gegen diese englische Berechnung, daß die Franzosen Hannover überschwemmt und geplündert hatten, welches man zu schützen gehofft hatte; die Unfähigkeit des Herzogs von Cumberland gehörte ebenfalls unter diese englischen Rechenfehler. Friedrich der Große sah sich genöthigt, bei dem Landgrafen und den andern Fürsten diese erbitterte Stimmung gegen England beschwichtigen zu lassen und ihnen eine mildere Auffassung anzuempfehlen. Dagegen mußte sein Gesandter in London ernstliche Vorstellungen machen.

In Hessen selbst machte man den Ministern, und vor Allem Hardenberg bittre Vorwürfe, daß man nicht dem Lande durch eine Allianz mit Frankreich Erleichterung schaffte. Selbst der

---

soll, dem Publicum bekannt gemacht werden wird, daß bei dem Operationsplan zwischen der Kaiserin und Frankreich schon im März vorigen Jahres die feindliche Ueberziehung von Hessen mit Einwilligung des kaiserlichen Hofes beschlossen worden ist, so müssen doch alle irgend billig denkenden Stände die Sache richtig würdigen lernen."

Landgraf schwankte und bereitete Hardenberg heftige Scenen. Der Uebertritt auf Seite Frankreichs und zugleich das Fruchtlose und Verderbliche dieses Schrittes wurden hin und her erwogen. Hardenberg war niedergeschlagen und in trüber Stimmung[1]). Seine Frau schrieb ihm im Sommer 1758 (ohne Datum): „Laß Dich nur nicht niederdrücken, mein liebster Freund, durch Deine schwierige Stellung. Gott wird Dir beistehen. Du thust Deine Pflicht und hast Dir Nichts vorzuwerfen, das muß Dich trösten."

Hardenberg machte die Erfahrung, die so viele Männer machen, daß weitaus der größere Theil der Menschen nur nach dem momentanen Erfolge urtheilt und nicht im Stande ist, mit Consequenz einer Idee zu folgen und einen, wenn auch großen Zweck durch gute und böse Tage hindurch im Auge zu behalten.

General Donop war noch in Berlin; er hatte außer dem Auftrag wegen Abschlusses des näheren Bündnisses, die Instruction erhalten, durch Preußen die Verhandlungen mit England direct, ohne die hannöverschen Minister zu führen, und die Unbilligkeit Englands, die darin lag, daß man die hessischen Truppen wesentlich zur Deckung Hannovers benutzte und darüber das arme Hessen selbst fast zu Grunde gehen ließ, zur

---

[1]) Brief von Donop, 19. December 1758: „Ich bitte Sie nur um Eins, nehmen Sie Sich die Angelegenheiten nicht zu sehr zu Herzen und schonen Sie vor Allem Ihre Gesundheit. Es dankt es Ihnen keiner, wenn Sie sie durch zu großen Eifer im Dienst ruiniren. — Bedenken Sie, daß die mit Frankreich verbündeten Länder eben so schlimm daran sind. Hätten Sie es noch einmal zu thun, so würden Sie doch wieder auf die Seite von Preußen und England treten! Sie haben nur Ihre Pflicht gethan, fassen Sie Sich nun in Geduld und befehlen Sie Gott die Sache."

Sprache zu bringen und nachzuweiſen, welche enormen Summen dem Landgrafen die Truppen koſteten, Opfer, die er nicht mehr im Stande ſei, länger zu bringen. Zugleich ſollte Donop daran erinnern, daß Heſſen nach ſeinem Subſidienvertrage längſt berechtigt ſei, ſeine Truppen zur Vertheidigung des eignen Landes zurückzuziehen, es aber unterlaſſen habe, weil ihm die Sache ſelbſt zu ſehr am Herzen liege.

Friedrich der Große fand dieſe heſſiſchen Forderungen und Vorſtellungen durchaus gegründet und billig; er ließ dem Landgrafen den Rath ertheilen, einen eignen Geſandten nach London zu ſenden, und Donop, durch den dieſe Verhandlungen gingen, ſchlug ſogleich Hardenberg dazu vor. Er ſtieß aber bei demſelben auf lebhaften Widerſtand; denn einmal war er überzeugt, daß England entſchloſſen ſei, Heſſen preiszugeben; dann aber wollte er nichts davon hören, den greiſen Fürſten zu verlaſſen, der geiſtig ſchon ſo ſchwach war, daß er jeden Augenblick durch einen Intriguanten zu einer Zuſage an Frankreich verleitet werden konnte, während in England vergebliche Verſuche gemacht werden ſollten, um einen, ſo lange ſein Geiſt noch völlig frei war, dieſem Lande ſo treu anhangenden Fürſten zu retten. Donop, der ſehr wohl wußte, daß Hardenberg der Einzige war, der dieſer ſchwierigen Miſſion gewachſen war, verſuchte auf alle Weiſe, ihn zur Uebernahme derſelben zu bewegen.

Von der andern Seite bot in Heſſen der Intendant Foullon Alles auf, durch die ärgſten Mißhandlungen der Einwohner von Kaſſel, Marburg und Hanau den Uebertritt Heſſens zu der franzöſiſchen Allianz zu erzwingen[1]). Während Hardenberg in

[1]) Brief von Donop, 12. September: „Das, was Sie mir über das Raiſonniren im Lande mittheilen, darf Sie nicht beunruhigen. Es iſt wahr, die Quälereien, die man uns anthut, ſind abſcheulich. Wollte

London war, machte Soubiſe durch einen Herrn Kinen einen offnen Verſuch, den alten ſchwachen Landgrafen zu gewinnen. Er ſchickte an Waitz den Plan dazu mit dem Bemerken, que la chose devait se faire de bonne foi, non brusquement et avec un grand secret. Der Landgraf ſolle anfangen, ſeine Truppen zurück zu ziehen und auf gute Manier den Erbprinzen aus den Händen des Königs von Preußen befreien. Waitz erklärte, dem Landgrafen ſelbſt darüber Vortrag halten zu wollen,

---

man aber dem boshaften Verfahren dieſes Foullon nachgeben, der ſich in den Kopf geſetzt, dieſe Unterhandlungen zu erzwingen, ſo ſetzte man in einem Tage alle Hoffnungen auf einen günſtigen Erfolg auf's Spiel, ſo wie den Ruhm, daß wir trotz allem Uebel, das man uns angethan, bis zum Aeußerſten Stand gehalten, um die Freiheit und unſere Religion zu vertheidigen. Indeß that Ew. Excellenz ſehr wohl daran, Waitz zu befehlen, daß er Foullon immer mit einiger Hoffnung hinhalten möge, damit für den Fall, daß das engliſche Miniſterium ſchlechterdings nicht zur Vernunft zu bringen iſt, dann doch noch eine Möglichkeit bleibt, Unterhandlungen auf möglichſt günſtiger Baſis anzuknüpfen." Brief von Donop, Ende October: „Sie wiſſen ſo gut als ich, daß uns Frankreich nie für die Verluſte, die es uns gebracht, entſchädigen wird. Wir können nichts Beſſeres thun, als unſern Engagements treu zu bleiben zum Beſten der guten Sache, zur Unterſtützung der evangeliſchen Religion, die beide in großer Gefahr ſind. Ich hoffe, Ew. Excellenz haben Sich entſchloſſen, nach London zu gehen. Ich bitte Sie, liebſter College, ſetzen Sie Sich über alle Sorgen hinweg, daß man Ihnen die Verantwortung für alle Ereigniſſe im Lande zuſchieben werde. Erſtens bin ich ganz überzeugt, daß es Ihnen gelingen wird, England zu unſern Gunſten zu ſtimmen, und dann, was hat man zu fürchten, wenn man ſeine Pflicht thut? Sie ſagen mir, der König habe Knyphauſen beauftragt, nur dann auf Ihrem Kommen zu beſtehen, wenn Sie die Perſon des Landgrafen verlaſſen können, ohne daß man für das Intereſſe der gemeinſchaftlichen Sache fürchten müſſe! Dieſer Zweifel iſt mir freilich auch ſchon gekommen, doch denke ich, daß der Rath Stein, durch deſſen Hände alle wichtigen Sachen gehen, ein zuverläſſiger Mann iſt, ſo daß Ew. Excellenz es wagen können, ſich ſo lange als nöthig von der Perſon des Fürſten zu entfernen."

beseitigte so diesen Herrn Kinen, und legte den Vorschlag ad acta.

Hardenberg entschloß sich mit schwerem Herzen die Reise anzutreten und faßte die nothwendigsten Punkte zusammen, die er in London vorlegen wollte: 1. Erneuerung und Erhöhung der Subsidien; 2. Anerkennung von Hessen als partie contractante; 3. Besetzung von Hessen durch Truppen; 4. Entschädigung von Hessen und Berücksichtigung beim Friedensschluß.

Nach den Notizen von Hardenbergs Hand, als Grundlage zu dem neuen Vertrag zusammengestellt, beliefen sich die Gelder, welche die Franzosen in Hessen während der zwei Jahre, die der Krieg gedauert, erpreßt hatten, auf die enorme Summe von 2,406,841 Rthlr., ohne zu rechnen, was den Truppen an Korn, Fourage, Kleidungsstücken, Gratificationen, Winterquartieren, Pferden, Strümpfen u. s. w. geliefert wurde, ebenso ungerechnet das, was aus den Arsenalen genommen, als Kanonen, Blei, Eisen und andere Kriegsmaterialien. Also eigentlich allein an baarem Geld waren ca. 3 Millionen aus dem kleinen und armen Lande gesogen worden.

Am 5. November 1758 reiste Hardenberg von Bremen ab und erreichte am 11. November den Haag, wo er einen Tag verweilte, um mit dem Prinzen von Oranien, dem Herzog von Braunschweig und dem hannöverschen Minister von Münchhausen zu conferiren. Mit letzterem reiste er den 3. November weiter. Sie schifften sich in Hellevoetsluis auf einem englischen Kriegsschiff ein, landeten am 14. November in Harwich und kamen den 15. November in London an. Der König und der eine Minister, Lord Holderneß, waren krank, der Herzog von Newcastle auf dem Lande und Pitt empfing nur Donnerstags. Diese Zwischenzeit benutzte Hardenberg, um der eifrigsten Parteigängerin

Friedrichs des Großen, der Gräfin Yarmouth[1]), Geliebten des Königs, einen Besuch zu machen. Auch zu dem preußischen Gesandten, Grafen Knyphausen, begab er sich alsbald. Er war der Ansicht, das englische Ministerium sei freundlich für Hessen gestimmt, allein seine Hände seien durch das Parlament gebunden, deshalb müsse man suchen, durch Pitt auf dasselbe einzuwirken, denn dieser gewaltigen Beredtsamkeit sei schon oft etwas geglückt, was durchzusetzen keinem Andern gelungen war.

Die englischen Minister überhäuften Hardenberg mit Lobsprüchen und Schmeicheleien über die Verdienste des Landgrafen um die gute Sache und seine Festigkeit, aber mit ächt englischem Egoismus wollten sie nur die Truppen, deren Tüchtigkeit sie kannten, in Sold behalten; höhere Subsidien zu zahlen und Hessen als partie contractante anzuerkennen weigerten sie sich; auch alle späteren Entschädigungen fanden sie überflüssig; es sollte Ehre genug für die Hessen gewesen sein, als englische Söldner sich todt schießen zu lassen! Vergebens machte ihnen Hardenberg die ernstlichsten Vorstellungen über die Gefahr, welche der evangelischen Kirche in Deutschland drohe, wenn Preußen und seine Verbündeten unterliegen sollten; vergeblich erinnerte er daran, daß ja wesentlich durch die ungeschickte Kriegsführung des Herzogs von Cumberland, der in seinem Hochmuth den Feldzugsplan Friedrich's II. gänzlich vernachlässigt hatte, die Franzosen bis ins Innere von Deutschland hatten eindringen und sich da festsetzen können; vergebens waren die Be-

[1]) Die Gräfin Yarmouth war eine geborene von Wendt aus Hannover, vermählt mit einem Grafen Wallmoden. Sie wurde von ihm geschieden und folgte dem König nach England. Ihre Enkelin war die Gemahlin des Ministers von Stein.

mühungen des preußischen Gesandten und Münchhausens in dieser Sache, die ihm treulich zur Seite standen.

Am 26. November hatte Hardenberg durch die Vermittlung der Gräfin Yarmouth seine erste Audienz bei dem König. Auf ihre sonst wenig ehrenvolle Vergangenheit wirft die warme Liebe, mit der sie ihrem deutschen Vaterlande anhing, ein versöhnendes Licht.

Es war für den hessischen Minister hier in London eine mühevolle, schwere Zeit. Nach allen Seiten hin mußte er mit Hochmuth und Egoismus kämpfen. Der ernste, sorgenvolle Ton seiner Berichte an den Landgrafen bezeugt es, mit welcher Treue er sich an das Land, das er vertrat, attachirt hatte. Mehr aber als alle Politik, ist es sein evangelisches Herz und die Besorgniß für die protestantische Freiheit Deutschlands, welche ihn so zähe, so ausdauernd in seinen Bemühungen machten. Und hier war denn auch schließlich der Punkt, in welchem Pitt sich getroffen fühlte und seine mächtige Fürsprache im Parlament einsetzte.

Auch der König, von den Bitten der Gräfin bestürmt und von Hardenbergs Darstellung der schwierigen Lage Hessens ergriffen, neigte sich zum Nachgeben.

Am 13. December 1758 schrieb Hardenberg an den Landgrafen: „Die Partie, mit England und Preußen zu gehen, ist meiner Meinung nach doch allem Andern vorzuziehen, besonders in Hinsicht auf die protestantische Religion und die Maaßregeln, die zu ihrer Sicherstellung in Hessen getroffen sind. Wenn Sich Ew. Hoheit von Preußen und England trennen, so entfernen Sie Sich von dem Système naturel, was Hochdieselben bisher befolgt.

„Mr. Pitt erklärte vor dem ganzen Parlamente: „„Ehe wir unsre Alliirten im Stiche lassen, bin ich der Meinung, lieber

Cap Breton und alle unsre Eroberungen, die wir gemacht, an Frankreich zurück zu geben"". Es scheint mir danach noch immer viel besser, mit England abzuschließen, als mit seinem Rival."

Die Antwort des Landgrafen sagt: „Ich handle mit 18,672 Mann für unsre gemeinschaftliche Sache. Ich weiß sehr wohl, daß ohne mich und meine Standhaftigkeit zu dieser Stunde keine alliirte Armee mehr existiren würde, daß menschlichem Ansehn nach die Franzosen längst Herren von Deutschland wären, ihm Gesetze vorschrieben und Hannover so gut vernichtet hätten, wie sie mein Land mißhandelt haben."

Den 19. December verschaffte die Gräfin Yarmouth Hardenberg eine zweite Audienz bei König Georg II. Er legte darin dem Fürsten eine genaue Berechnung über die Subsidien, welche die englischen Minister zahlen wollten, vor und wies nach, wie dieselben die französische Contribution noch lange nicht decken würden. Durch seine ernsten, eindringlichen Vorstellungen und Bitten bewogen, versprach endlich der König, aus seiner eignen Chatoulle zuzulegen. Aber immer von Neuem erhoben die Minister Schwierigkeiten, so daß sich endlich der Landgraf in einem eigenhändigen Briefe an Friedrich den Großen um Hülfe bittend wandte, und Hardenberg zurückberufen wurde.

Doch hatte er, wie seine Relation vom 2. Januar 1759 bezeugt, inzwischen noch so viel über Pitt vermocht, daß derselbe bereit war, die hohen Subsidien zu zahlen und Hessen als kriegführende Macht anzuerkennen („daß England die Waffen nicht eher niederlege, bis der Landgraf in seine Rechte und in sein Land eingesetzt sei"); spätere Entschädigungen aus diesem Vertrag verweigerte Pitt unter allen Umständen.

Hardenberg rieth diesen Punkt fallen zu lassen und schrieb daher selbst in diesem Sinne nach Kassel: „Nach meiner unterthänigen Meinung ist das Uebel, welches entsteht, wenn der Vertrag mit England nicht wieder zu Stande kommt, viel größer, als wenn wir wegen der Entschädigungen nachgeben. Es ist mir sehr unangenehm, daß ich in die Nothwendigkeit versetzt bin, mich von den Befehlen Ew. Hoheit zu entfernen. Nichts in der Welt hat mich dazu bewegen können, als die feste Ueberzeugung, daß ich, wenn ich nicht nachgab, gegen mein Gewissen und die Pflicht für das Wohl Ew. Hoheit und des Landes gehandelt hätte."

So wurde der Vertrag unterzeichnet und am 31. Januar 1759 konnte Hardenberg seine Rückreise antreten. Der Landgraf empfing ihn mit großer Freude und der lebhaftesten Dankbarkeit. Er war in den letzten Wochen todkrank gewesen, erholte sich aber, und einer seiner ersten Regierungsacte nach der Genesung war die Unterzeichnung des Vertrags.

Nach einem Brief des Herrn von Wülknitz vom 21. März 1759 unterzeichnete ihn der Erbprinz ebenfalls und sprach seine Zufriedenheit öffentlich aus. Und in der That, dieser Tractat hat Hessen durch die folgenden schweren Jahre hindurch gerettet.

Waitz berichtet: „Es ist den Franzosen im höchsten Grade fatal, daß Ew. Excellenz den Vertrag zum Abschluß gebracht."

Mitte Februar reiste der Landgraf mit seiner Suite nach Rinteln, wo jetzt der Hof und die Regierung verblieben. Hardenberg und Waitz machten dadurch bedeutende Ersparnisse im Hofhaushalt und konnten zunächst den Marstall auf das Allernothwendigste beschränken.

Während ihr Gatte in London sich aufhielt, war Frau von Hardenberg nach Kassel zurückgekehrt. Hier hausten jetzt statt

der Franzoſen Oeſtreicher und Executionstruppen unter dem Commando eines kleinen katholiſch gewordenen deutſchen Fürſten, des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken. Donop ſchreibt mit Bezug hierauf am 16. October 1758: „Der Herzog von Zweibrücken hätte nach meiner Meinung wohlgethan, zu Haus zu bleiben und den regierenden Fürſten zu ſpielen, ſtatt die Rolle eines Volontairs in einer fremden Armee zu übernehmen, die in das Reich eingerückt iſt, um daſſelbe zu verderben. Dies ſind Dinge, die man in der Zukunft kaum glauben wird."

Im Februar vertrieb zwar der General von Hardenberg[1]) die Executionstruppen und beſetzte Kaſſel; doch ſchon am 13. April, nach der für die Alliirten ſo ruhmvollen aber unglücklichen Schlacht bei Bergen, mußte er die Stadt wieder räumen. Die Operationen des Prinzen Heinrich in Franken hielten Heſſen noch bis in den Juni frei, dann rückte der franzöſiſche Marſchall Contades von drei Seiten in das Land ein und erreichte Kaſſel am 12. Juni. Frau von Hardenberg war bereits am 6. Juni zuerſt nach Rehburg, dann nach Oldenburg geflüchtet. Das unglückliche Heſſen ſollte jetzt abermals zwei Millionen Rthlr. an Contribution zahlen; eine Deputation begab ſich deshalb zu Contades, der nach Paderborn weiter gegangen war, um ihn um eine Herabſetzung zu bitten. Der Marſchall empfing ſie ſehr ungnädig und voller Zorn, wollte nichts von Milderung hören und wendete ſich endlich an den

---

[1]) Chriſtian Ludwig von Hardenberg, geb. 5. November 1700, vermählt 1749 mit A. S. Ehrengard von Bülow, geſt. 26. November 1781. Hannöverſcher General, ſeit 1778 Feldmarſchall, diente er während des Siebenjährigen Kriegs mit großer Auszeichnung, deckte bei Haſtenbeck den Rückzug, vertrieb im December 1757 die Franzoſen aus Harburg u. ſ. w. Sein älteſter Sohn war der preußiſche Staatskanzler, Fürſt Hardenberg.

bei ihm anwesenden Grafen Asseburg, um ihn als Zeugen aufzurufen, daß der Herzog Ferdinand im Münsterschen und Paderbornschen, deren Fürsten französische Alliirte seien, ebenso schlimm und rücksichtslos gehaust habe. Zum großen Staunen des Marschalls entgegnete aber Asseburg: „Das ist nicht richtig. Der Herzog ist mit großer Menschlichkeit, ja viel milder verfahren, als jetzt unsre Alliirten, die Franzosen, mit uns verfahren." Diese Antwort wirkte günstig für die Deputation; denn durch das Zeugniß eines Münsterländers beschämt, setzte Contades die Contribution auf 800,000 Rthlr. herab. Auch hielt er überall viel bessere Mannszucht, als seine Vorgänger.

Gleich nach der Schlacht bei Bergen zahlte England 60,000 ℔ Subsidien. Die jetzt vorgenommene Recrutirung ging sehr schnell von Statten; schon nach wenig Wochen waren die hessischen Truppen wieder vollzählig, denn aus Haß gegen die Franzosen kamen die Leute freiwillig in hellen Haufen zur Stellung.

Das Jahr 1759 war eins der schlimmsten Jahre für die mit Preußen und England verbündeten evangelischen Länder des deutschen Reichs. Es regten sich unter den Protestanten die lebhaftesten Besorgnisse und kamen besonders in zwei Verhandlungen vor dem Reichstage zum Ausdruck.

Die erste Angelegenheit betraf das Directorium des fränkischen Kreises, damals Chur-Mainz. Dort waren die evangelischen Stände durch allerlei Mittel so eingeschüchtert worden, daß sie die Execution gegen die Grafschaft Schaumburg, deren Ortschaften dabei furchtbar mitgenommen worden waren, gut geheißen hatten. In Folge hiervon drohten Preußen und England beim Reichstag Repressalien sowohl für Schaumburg, wie für Hessen gegen diejenigen Reichsfürsten nehmen zu lassen, deren Contingente jene Länder verwüstet hatten. Am Main besorgte

Prinz Heinrich das Nöthige; aber auch am Rhein und im Münsterschen befahl Friedrich II.[1]), „man solle wegen Hessen Repressalien brauchen". Aus Asseburg's Entgegnung auf Contades' Rede hörten wir, wie milde und menschlich der Herzog Ferdinand dabei verfuhr. Er forderte in den betreffenden Ortschaften wenig baares Geld, sondern hauptsächlich Korn und Vieh, da daran in Hessen schon der bitterste Mangel herrschte. Auffallender Weise fanden jetzt plötzlich die hannöverschen Minister und Generale für geboten, diese Contributionen als gute Prise für Hannover in Besitz zu nehmen. Erst durch einen Brief Hardenbergs an Pitt erlangte das arme hessische Volk den ihm gebührenden Antheil.

Der zweite Anlaß zu großer Aufregung der deutschen Protestanten war eine Schrift, welche von katholischer Seite verbreitet und dem Reichstag übergeben worden war. Dem Prälaten von St. Emeran zugeschrieben, suchte sie die Rechtsgültigkeit und Rechtmäßigkeit der Reverse der zum Katholicismus übergetretenen Fürsten anzugreifen. Mit Frechheit, großer Schlauheit und sophistischen Spitzfindigkeiten war man darin bemüht, besonders den Erbprinzen von Hessen gegen die Reversalien und den Eid, den er geleistet, aufzuhetzen. Letzterer wurde als in sich nichtig dargestellt und die Behauptung aufgestellt, daß es eine völlig ungesetzliche Sache wäre, von einem Fürsten, der „zur allein wahren Kirche zurückgekehrt sei", einen derartigen Revers zu fordern. Die evangelischen Regierungen, vor allem Hessen, reichten

---

[1]) Brief von Donop: „Es ist nicht mehr als billig, daß Se. Majestät von Preußen sich des Herrn Landgrafen so nachdrücklich annimmt." Ein andrer Brief von Donop sagt: „Der König hat zu viel mit dem Schutz seines eignen Landes zu thun, sonst würde er uns schon helfen, er ist nicht so perfide wie England."

gegen dieſe Auffaſſung energiſche Gegenerklärungen bei dem Reichstag ein; ja es kam ein gemeinſchaftliches Concluſum der evangeliſchen Geſandten gegen die Verdrehungen und abſichtlichen Fälſchungen dieſer Schrift zu Stande, worin man nachwies, daß die Reverſe in dem weſtphäliſchen Friedensinſtrument ihre Wurzel hätten. Aber der kaiſerliche Hof trat mit Drohungen[1]) aller Art gegen dies Concluſum auf, er glaubte jetzt das Heft feſt in den Händen zu haben, und ſchwieg nicht blos zu der oben erwähnten Einſchüchterung der proteſtantiſchen Stände des fränkiſchen Kreiſes, ſondern unterſtützte Chur-Mainz als Directorium bei jeder derartigen Maßregel. Obwohl Frankreich ſeine Subſidienzahlungen für Bayern und Württemberg einſtellte (denn ſelbſt einem ſo reichen Lande wie Frankreich, welches ſeine Armee ganz auf fremde Koſten in den beſetzten Landſtrichen nährte, wurde das Geld in dem langen Kriege knapp), ſtellten doch ſowohl Bayern wie Württemberg extraordinaire Truppen. „Es heißt," ſo ſchreibt Wülknitz am 24. Februar, „ſie zögen ihre Truppen zuſammen, um unter kaiſerlicher Begünſtigung Acquiſitionen im Reich zu machen." Man begann die Bildung einer katholiſchen Union zu fürchten, deren Endzweck die Vernichtung des Proteſtantismus ſein ſolle. Mißtrauen und Haß gegen die kaiſerliche Regierung ſteigerten ſich mehr und mehr, ſo daß ſich ein Commiſſar derſelben in Braunſchweig öffentlich ſagen laſſen mußte, alles Uebel, was jetzt Deutſchland beträfe,

[1]) Brief von Waitz, 22. Februar 1759: „Ich trete der Meinung Ew. Excellenz vollkommen bei. Das vom Corpus evangelicorum gefaßte Concluſum und die dagegen mit ungebührlichen Drohungen intendirte Spaltung giebt den klaren Beweis, wie weit man die Freiheit der Stimmen einzukerkern keine Scheu trage. Dieſe unerhörte Tyrannei läßt mich glauben, daß der Papſt und alle katholiſchen Stände den Kaiſer von aller Verantwortlichkeit der Wahlcapitulation losgeſprochen haben müſſen."

rühre von der kaiserlichen Regierung her.“ Im November 1759 fanden sich wenigstens Schweden und Dänemark berufen, in Paris gegen die Mißhandlung von Hessen und Hanau und der protestantischen Länder überhaupt Verwahrung einzulegen.

Als Contades in Kassel einrückte, hatte der greise Landgraf wieder in die Fremde nach Bremen flüchten müssen. Dort erkrankte er schwer und nur langsam kehrten die Kräfte zurück, so daß er, als seine Residenz durch die glorreiche Schlacht bei Minden am 1. August 1759 unerwartet schnell von ihren Plagegeistern befreit wurde, bis zum Spätherbst in Bremen bleiben und dann nur Rinteln erreichen konnte, wo er der rauhen Jahreszeit wegen blieb. In diesem Herbst verwendete er den größten Theil der englischen Subsidien dazu, seinen Unterthanen Saatkorn und Zugvieh, wovon alles weggeschleppt war, zukommen zu lassen.

Hardenberg und seine Frau blieben ebenfalls in Rinteln und erlitten bald einen höchst schmerzlichen Verlust. Mitte Decembers erkrankte die Schwester von Frau von Hardenberg, Helene Benedicte von Gemmingen, und starb am 19. d. M.

Sie gehörte zu den Vielen ihres Geschlechtes und ihres Standes, deren Leben, stets mit der Sorge für Andre beschäftigt, unbeachtet und fast spurlos dahin geht; zuerst hatte sie der Pflege ihrer Mutter, dann ihrer Schwester einzig und allein gelebt. Sie war eins der Wesen, die sich nur im Glücke der Ihrigen sonnen; auf ihre eigne Person fällt dabei wenig Licht und Glanz; sie gleichen einem milden Feuer, das einen kleinen Kreis mit Licht und Behagen versorgt; man achtet desselben kaum, bis die stille Flamme verlischt und Dunkelheit und Kälte uns plötzlich erkennen lehren, wie wohlthätig die Wärme war, die ein solches weibliches Gemüth ausstrahlte. Hardenberg und seine Frau

hatten die Schweſter ſehr lieb gehabt, aber erſt jetzt erkannte er vollſtändig, wie groß ihr Verluſt war. Wie hatte er unter ihrer Pflege ſeine kranke Frau ſo gut verſorgt gewußt, wenn all' ſeine Kräfte für das ihm anvertraute Land in Anſpruch genommen waren. Den Text zu ihrer Leichenpredigt hatte ſich die Verblichene ſelbſt ausgewählt. „Ich weiß an wen ich glaube, und bin gewiß, daß Er mir meine Beilage bewahren wird bis an jenen Tag.“ 2. Tim. 1, V. 12.

Die Schlacht bei Minden, die ohne den böſen Willen eines Oberſten der engliſchen Cavallerie, Lord Sackville, wahrſcheinlich mit gänzlicher Vernichtung der Armee von Contades geendet hätte, fand nur zwölf Tage vor der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf ſtatt. Ein Brief über dieſe beiden Actionen wirft ein intereſſantes Licht auf die damalige Stimmung in Deutſchland, wie auf die Anſchauungen jener Zeit überhaupt. Es iſt ein merkwürdiges Actenſtück unter den Hardenbergſchen Papieren und enthält die Analyſe eines Briefes, den der franzöſiſche Geſandte in Wien, Graf von Choiſeul, über die Schlacht bei Minden am 15. Auguſt an den Marquis de Guerchi, Generallieutenant in der Armee von Contades, geſchrieben hatte. Der Kritiker, nennt ſich M. d. C. . . . . Seine Kritik iſt im October geſchrieben und ſcheint gedruckt worden zu ſein; doch beſaß Hardenberg dieſelbe nur in Abſchrift. Die betreffenden Auszüge folgen hier in Ueberſetzung.

Brief an den Grafen Choiſeul.

. . . . „Unter uns geſagt, wir können damit zufrieden ſein, daß wir durch den Kaiſer autoriſirt ſind, den größten Theil des Reichs, deſſen Haupt er iſt, zu bekriegen und eine Million nach der andern aus Deutſchland herauszuziehen, um den Krieg, der die deutſchen Länder erſchöpft, weiter zu führen.

Denn man müßte stumpfsinnig sein, wenn man nicht begreifen wollte, daß die deutschen Fürsten alle mit einander an den Bettelstab kommen müssen, mögen wir sie unsre Feinde nennen, oder ihnen als unsern Freunden schmeicheln und sie als hohe Alliirte des allerchristlichsten Königs bezeichnen.

„Der Churfürst Palatin ist unser Freund, aber welchen Vortheil hat er davon? Auch nicht den geringsten außer dem, daß ein guter Theil seiner Beamten eine Pension von Frankreich bezieht! Ein Theil seines Landes hat die Lasten des Kriegs schon fühlen müssen, und was wird geschehen, wenn sich der Kampf nach dem Niederrhein ziehen sollte?

„Der Herzog von Württemberg weiß sich vor Freude nicht zu fassen, wenn unser Gesandter ihn mit dem Titel „hoher Alliirter von Frankreich" begrüßt. Er mißhandelt sein Land, ohne nur eine Regel der Klugheit zu beachten. Das Glück der Waffen wechselt rasch, und seine kleine Truppenzahl wird schwerlich den Ausschlag in dem Kriege geben.

„Aber lassen wir das. Es ist immer gut, wenn sich die deutschen Fürsten ruiniren, mag es auf diese oder jene Weise geschehen. Es ist das einzige Gute, was für uns bei unsern enormen Verlusten herauskommt, daß die Reichsfürsten so zu Grunde gerichtet werden, daß sie sich so bald nicht erholen können, sie uns also wenig gefährlich werden, wenn eines Tags der Wiener Hof wieder gegen uns Krieg führen sollte. Denn ich bin überzeugt, die Allianz mit ihm wird nicht lange dauern. . . .

„Sie sagen in Ihrem Brief von der Schlacht von Minden: „Man muß hoffen, daß man eines Tags begreifen lernt, wie es zuging, daß 120,000 Mann einer überlegenen Armee sich von einer zusammengerafften Truppe (troupe ramassée) schlagen

ließen? „Troupe ramassée! Was denken Sie Sich unter zusammengerafften Truppen? Die Reichsarmee und unsre Armee nach der Schlacht bei Roßbach, die Armee Dauns im Januar 1758, das waren des troupes ramassées! Aber wie können Sie die Armee des Herzogs Ferdinand mit einem solchen Namen benennen? Die alliirten Armeen in den frühern Kriegen hatten weder Stiefel noch Hosen. — Diese hier ist gut unterhalten und besoldet. — Die in vergangenen Zeiten waren Opfer, für die Absichten des kaiserlichen Hofes gebracht. — Diese schlagen sich für die Freiheit von Deutschland! und glauben Sie mir, diese Idee hat große Gewalt über die Truppen des Herzogs von Braunschweig. Wahr ist es, daß im Anfang des Kriegs diese Armee in traurigem Zustand war. Die bekannte Indolenz der Herren in Hannover ließ sie geradezu an Allem Mangel leiden. Aber das ist anders geworden, seit Herzog Ferdinand an ihrer Spitze steht. Wahr ist ferner, daß die Armee bei Bergen sehr gelitten hatte, aber eben so sicher, daß sie unglaublich schnell wieder vollzählig war, weil die Leute, besonders in Hessen, sich freiwillig stellten! . . . ."

(Choiseul's Brief): „Ihr seid immer noch doppelt so stark wie der Feind, Ihr müßt Euch sammeln und Eure Revanche nehmen!"

„Euch sammeln? Die Todten sammeln sich nicht, und die Deserteure nur sehr selten. Hinc illae lacrimae!"

(Choiseul's Brief): „Gegen den Landgrafen von Hessen und den Churfürsten von Hannover führen wir den Krieg."

„Den Krieg? ja wohl, besonders gegen den Ersteren und auf eine Art, die uns wenig Ehre macht."

(Choiſeul's Brief): „Nach dem glänzenden Siege bei Frankfurt (Kunersdorf) ſtehen die Ruſſen dicht bei Berlin."

„Dieſe Stadt Berlin muß ein ſchöner Kampfpreis ſein, denn es kommen Liebhaber von den vier Enden der Erde, um ſie zu gewinnen, aber es ſcheint mir, ſie iſt für einen ſehr tapfern Mann aufbewahrt, von dem der gemeine Mann ſagt: König von Preußen iſt ſein Soldatenname."

(Chiſeul's Brief): „Wir hoffen auf die Folgen und die Details der Schlacht bei Frankfurt (Kunersdorf)."

„Details? Sie werden ſie jetzt erhalten haben und werden nun wiſſen, daß der Gewinn dieſer Schlacht außergewöhnliche Folgen gehabt hat. Der König von Preußen iſt drei Meilen weit zurückgegangen, dort hat er der feindlichen Armee länger als vier Wochen die Stirne geboten. Er hat ſeine Hauptſtadt gedeckt. Er hat von ſeiner Armee ein Corps abgeſchickt, um Sachſen zu ſäubern. Ein zweites, um die Schweden in Ordnung zu halten. Und was die Sieger anbetrifft, ſo hat ſich der eine nach Polen, der andre nach Böhmen zurückgezogen. Das ſind die Folgen der Schlacht bei Frankfurt. Sehr verſchieden von denen des Kampfes bei Minden!

„Der Friede würde ebenſo zweifelhaft geweſen ſein, wenn der König die Schlacht gewonnen hätte, aber ſein Ruhm wäre weniger groß, denn ich ſage Ihnen, das, was nach dem 12. Auguſt geſchehen, übertrifft Alles."

Der Schreiber dieſes Briefes hatte richtig geſehen. Unter dem Jammer des langen Krieges und unter dem Eindruck der Heldenthaten Friedrichs des Großen und ſeiner Preußen hatten die Keime eines deutſchen Volksbewußtſeins Wurzeln getrieben und ſich zu entfalten begonnen. Die Armeen ſchlugen ſich für

die Freiheit von Deutſchland. Nach dem Norden war der Schwerpunkt verlegt und mit Preußen war von da an das Wohl und Wehe von Deutſchland untrennbar verknüpft. Der treueſte Bundesgenoſſe des großen Königs, der greiſe Landgraf, und ſein treuer Rathgeber Hardenberg hatten, wenn gleich ſie ihnen nur erſt wie eine Ahnung vorſchwebte, die deutſche Miſſion Preußens erkannt, weil es der Hort des Proteſtantismus geworden war.

Siebentes Kapitel.

Abſchied aus heſſiſchen Dienſten. 1761.

Wir kehren zu dem Erbprinzen von Heſſen zurück, der jetzt als Landgraf Friedrich II. ſeinem Vater in der Regierung folgte. Bisher ſahen wir ihn nur in fremden Berichten erwähnt und beurtheilt. Von Friedrich dem Großen zum zweiten Commandanten von Magdeburg ernannt, war er dort häufig mit dem älteſten Bruder Hardenbergs, Philipp Adam, Domherrn zu Magdeburg, in geſellige Beziehungen getreten. Sei es, daß dadurch ſein Vorurtheil gegen Hardenberg gemildert war, genug ſeine Briefe an letzteren, die mit wunderſchöner Handſchrift geſchrieben ſind, hatten, ſeitdem er ſich in Magdeburg befand, etwas ſehr Höfliches, faſt Wohlwollendes angenommen. In äußerſt feinem Franzöſiſch abgefaßt, gehen ſie jedoch nie näher auf die Berichte Hardenbergs ein; ſie erſcheinen nur als in eleganter Form abgefaßte Quittungen von deſſen Briefen.

Vielleicht wäre die Stellung des Prinzen der Politik ſeines Vaters gegenüber gar keine ſo feindliche geweſen, wenn der alte Landgraf ſich entſchloſſen hätte, ihm, wie es Hardenberg ſo dringend wünſchte, einen Antheil an den Regierungsgeſchäften einzuräumen. Bei der faſt erblichen Abneigung der heſſiſchen Regenten gegen ihre muthmaaßlichen Nachfolger aber, und, nachdem der Prinz dem Vater das zwiefache Herzeleid angethan, zur römiſchen Kirche überzutreten und ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden zu laſſen, war an dergleichen Rückſichtnahme auf den Sohn gar nicht mehr zu denken.

Gegen Ende Januars 1760 versank der greise Landgraf in einen fast ununterbrochenen Schlummer. Man mußte ihn wecken, wenn er essen oder trinken sollte, und doch schlief er bei jeder Mahlzeit drei oder vier Mal ein. Die Aerzte erklärten: der Tod könne jede Stunde eintreten. Sogleich schickte Hardenberg einen Courier an den Erbprinzen ab. Da dieser aber ohne Erlaubniß Friedrichs des Großen, der gerade in Schlesien war, seinen Posten nicht verlassen durfte, so vergingen 10 – 12 Tage bis zu seiner Abreise. Am 27. Januar schrieb er an Hardenberg und befahl ihm, sobald der Landgraf sterben sollte, nach Magdeburg zu kommen. Aber ehe Hardenberg nach dem am 1. Febr. erfolgten Tode des Landgrafen abreisen konnte, erhielt er einen zweiten Brief des jungen Fürsten, bereits am 22. Januar geschrieben, der durch irgend welchen Zufall erst am Morgen des 1. Februar eintraf. In demselben spricht er sich sehr herbe aus und macht ihm in harten Worten über seine bisherige Verwaltung der Geschäfte Vorwürfe, so daß Hardenberg auf der Stelle seinen Abschied forderte und dies Schreiben in einen Brief an Donop, der bei dem Landgrafen war, einschloß. Vom 3. Februar ist Donops Antwort, worin er sagt, er habe des Freundes Abschiedsgesuch zurückbehalten, er bäte ihn flehentlich, das Land jetzt nicht zu verlassen und seinem Unstern preiszugeben. Freilich ständen die beiden Briefe des neuen Landgrafen in seltsamem Widerspruch zu einander. Donop sucht dies so gut als möglich zu erklären, und giebt schließlich auf sein Wort die Versicherung, der Landgraf wünsche, daß Hardenberg in seinem Dienste bleibe.

Leider sind beide Schreiben nicht mehr vorhanden, so daß ein klarer Einblick in die Sache nicht möglich ist. Nur vom 10. Februar findet sich ein Brief des Landgrafen, in welchem es heißt: „Ich beeile mich Ihnen zu sagen, daß ich mit Kummer

aus ihrem Briefe ersehe, daß Sie beabsichtigen Sich aus meinem Dienste zurückzuziehen. Ich gestehe, daß ich dies nicht erwartete, um so weniger, als ich darauf gerechnet habe, Ihnen dasselbe Vertrauen und die Freundschaft entgegen bringen zu können, die Sie so gerecht und verdient von Seiten meines verstorbenen Herrn Vaters besaßen. In dieser Hinsicht hatte ich Sie gebeten sogleich nach dem Hintritt meines Herrn Vaters zu mir zu eilen. Da ich bald hoffe nach Kassel zu kommen, so schmeichle ich mir, daß Sie wenigstens noch für einige Zeit Ihre Bitte um den Abschied zurücknehmen und Ihre Funktionen und Geschäfte mit der Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit, die ich an Ihnen kenne, fortführen."

Das Verhältniß des Fürsten zu seinem Minister behielt auch für die Folge den eigenthümlichen Charakter, den die beiden ersten Briefe gehabt haben mögen. Bald zeigte der Landgraf Hardenberg Vertrauen, bald traten allerlei Mißverständnisse hervor, wahrscheinlich je nachdem der hohe Herr von der seinem Minister freundlichen oder feindlichen Seite beeinflußt worden war.

In dieser Zeit war leider Hardenbergs Privatleben ein schwer drückendes. Um die Mitte des Februar erkrankte und starb sein Schwager Rheden. Hardenbergs Schwester, die vor wenig Jahren ihren einzigen Sohn verloren hatte, ward durch den Tod ihres Mannes in eine so überaus düstere Gemüthsstimmung versetzt, daß die Familie in die höchste Besorgniß um sie gerieth. Noch lange Zeit blieb sie für jeden Trost unzugänglich. Ein noch herberer Verlust traf Hardenberg am 20. Mai desselben Jahres durch den Tod seines noch einzigen Bruders Philipp Adam[1]) zu Magdeburg. Im August erkrankte

[1]) Philipp Adam Frhr. von Hardenberg, Domherr zu Magdeburg, geb. 1695, vermählt mit Louise von Steinberg. Er hinterließ einen

auch Frau von Hardenberg lebensgefährlich und erholte sich äußerst langsam.

Am 2. Juli 1760 überfiel der Herzog von Broglio Kassel abermals. Der Landgraf flüchtete nach Braunschweig, Hardenberg blieb mit der Regierung in Rinteln. Hessen mußte von Neuem an Contribution eine Million Rthlr. zahlen; aber im Ganzen traten die Franzosen ängstlicher und vorsichtiger als früher auf, denn die Stimmung im Lande war eine so verzweifelte, daß jeden Augenblick ein Ausbruch zu befürchten stand, und Broglio es fast nicht mehr wagte, einzelne Detachements abzusenden. Gefährliche Unruhen, welche am 15. Juni 1761 in Kassel und Umgegend ausbrachen, sowie der glänzende Sieg, den Herzog Ferdinand am 15. und 16. Juni 1761 bei Bellinghausen erfochten hatte, nöthigten die Franzosen noch gelindere Saiten aufzuziehen.

Im Mai 1761 reiste der Landgraf mit Hardenberg nach Celle und Lüneburg. Von hier aus richtete letzterer einen Brief an seine Frau, aus welchem ein Stück ohne Datum erhalten ist: „Gestern war Mr. de Clavering[1]) bei mir, um mir im Auftrage des Königs vielen Dank und lebhafte Schmeicheleien dafür zu sagen, daß ich „die gute Sache" so treulich unterstützt hätte; der König wünsche mir seine Dankbarkeit thatsächlich zu bezeugen und solle ich ihm sagen, auf welche Weise dies geschehen könnte? Nachdem ich diese Complimente geziemend beantwortet hatte, gab er sich damit nicht zufrieden, sondern

---

Sohn, Georg Ludwig, und zwei Töchter; die eine war zuerst an einen von Berlepsch vermählt, zum zweiten Male an einen von Alvensleben; die andre mit einem Herrn von Bodenhausen.

[1]) Mr. de Clavering, englischer Gesandter bei den braunschweigschen und den hessischen Höfen in jener Zeit.

drang lebhaft in mich: Ob es nicht ein Mittel gebe, daß mir der König seine reelle Dankbarkeit zeigen könne; sei es, in welcher Art es wolle? Nachdem ich versichert, daß das Ziel meiner Wünsche sei, daß Se. Majestät mich mit seiner Gnade beehre, und daß ich mich bestreben würde, sie zu bewahren, schnitt er mir das Wort ab und sagte, er habe den Befehl vom Könige mir 1000 £ als Geschenk anzubieten. Du wirst richtig urtheilen, meine liebste Frau, daß ich sie nicht angenommen habe. Ich sagte ihm, daß ich in Verzweiflung wäre, wollte man glauben, daß der Eifer, den ich gezeigt, auf eine Belohnung abgezielt hätte; daß der erste Zweck für mich immer das wahre Interesse des Landes und des Herrn, dem ich diente, gewesen sei; daß dieser Gedanke alle meine Schritte geleitet habe; daß mein Rath in diesem Sinne auch ferner abgegeben werden würde, und daß ich völlig zufrieden wäre, wenn mir der König seine Huld bewahren wollte.

„Ich gestehe Dir, meine liebe Frau, diese Offerte ist mir empfindlich gewesen; es ist, als wollte man sich meiner versichern. Tausend Pfund können mich doch nicht glücklich machen, sie angenommen zu haben würde mir ein bleibender Vorwurf sein. Ich will mein gutes Gewissen bewahren, auch könnte ich mit der Annahme Anlaß zu ganz unbegründetem Mißtrauen geben. Ich will mit freier Stirne leben können. Aber ich habe die höflichsten und ehrerbietigsten Ausdrücke bei der Ablehnung gebraucht: ich hoffe, man wird sie mir nicht übel deuten.

„Ich weiß nicht, ob man den anderen Herren ähnliche Anerbietungen gemacht hat. Ich will gar nicht einmal danach fragen. Zu der Stunde jetzt wär es thörichter als je, ein solches Geschenk zu nehmen. Das Trachten des gnädigsten Herrn geht so nur danach zu der andern Partei überzugehen. Alle

Tage haben wir dagegen zu kämpfen. Gott möge uns beistehen und unsre Vorstellungen segnen, damit sie Eingang finden. Ich will mir nicht schmeicheln, aber ich hoffe meine Gründe sollen dazu beitragen diese schlimmen Gelüste vergehen zu lassen. Ist das nicht der Fall, so schnüre ich mein Bündel, denn niemals, niemals werde ich mich bestimmen lassen, diese Partei zu ergreifen! Lebe wohl, meine geliebte Frau, Gott behüte Dich, darin besteht mein Glück in dieser Welt!"

Die Hoffnungen Hardenbergs, den Landgrafen bei dem einmal als heilsam erkannten politischen System festzuhalten, waren trügerisch gewesen.

Am 19. Mai 1761 erschien in Kassel eine Ordre von dem französischen Intendanten Gayot im Namen des Königs und des Marschalls Broglio, wonach die hessische Regierung abermals eine Contribution von 1 Million Rthlrn. herbeischaffen sollte. Das Aktenstück schloß mit Worten:

„Die Herren der Regentschaft bleiben persönlich und solidarisch verantwortlich für die Zahlung der genannten Summe von 1 Million, ebenso für die Ausführung dieses Mandats, und zwar werden sie im Fall der Nichtausführung mit militärischer Execution, Fortführung und Gefangenhaltung ihrer Person bedroht."

Die Hülfsquellen des Landes waren so erschöpft, daß selbst die Franzosen einsahen, wie die verlangte Summe nur durch eine Anleihe zu schaffen sei, die der Landtag genehmigen mußte. Schon war deshalb der Befehl, die Landstände zu berufen, durch den Erbmarschall von Riedesel gegeben. In Braunschweig hatte man mit dem Landgrafen berathen, ob Jemand, und wer von den Ministern als Landtagscommissar von der Regierung nach Kassel zu senden sei. Waitz war der Ansicht, daß

es für den Landgrafen günstiger sein würde, wenn anfangs gar kein Commissar der Regierung anwesend wäre, da um der öffentlichen Stimmung willen die Franzosen den Ständen allein gegenüber glimpflicher verfahren würden. Hardenberg, den der Landgraf mit der Mission betrauen wollte, stellte vor, daß er, als den Franzosen besonders verhaßt, am wenigsten hierzu passe, und daß, ehe überhaupt irgend Jemand hingeschickt werde, sei es in Paris, sei es bei Broglio selbst, erst genügende Sicherheit für die Person des Commissars geschafft werden müsse. Es wurde zu diesem Zweck ein Courier nach Paris abgefertigt. Der Landgraf billigte Hardenbergs Gründe vollkommen und bewilligte ihm für diesen Sommer einen sechswöchentlichen Urlaub nach Pyrmont, ohne übrigens einen Zeitpunkt dafür zu bestimmen. Hardenberg reiste ruhig nach Rinteln zurück. Kaum aber war er dort angekommen, so erhielt er vom Landgrafen den vom 22. Mai datirten Befehl, sogleich als Regierungscommissar zum Landtage nach Kassel abzugehen, Broglio habe versprochen, die Minister nicht als Geiseln wegzuführen. Um seine Abreise möglichst zu beschleunigen wurden ihm alle Instruktionen und ein Paß von Broglio, um seine Pferde und Effekten nach Kassel schicken zu können, gleich mitgesandt.

Natürlich verstand Hardenberg sofort die Absicht des Landgrafen, sich seiner auf diese Art zu entledigen. Auch die Andern durchschauten das Spiel [1]). Von allen Seiten wurde

---

[1]) Brief von Münchhausen vom 16. Juni 1761: „Da ich von Anfang an geglaubt, daß die Absicht Dero Feinde dahin angelegt, dieselben los zu werden, dies aber zum größten Schaden der hessischen Lande und der guten Sache wäre, so hatte ich gerathen der hämischen Absicht auf alle Weise auszuweichen und lieber die zum Prätext genommene

Hardenberg gewarnt[1]), von Mainz sogar schrieb man ihm, die Franzosen warteten nur auf seine Ankunft, um ihn gefangen zu nehmen, sie wüßten recht wohl, wer in Hessen die Seele des Widerstandes sei.

Hardenberg schrieb an den Landgrafen und erhob Vorstellungen, besonders an den Rath von Waitz anknüpfend, daß es viel vortheilhafter für den Herrn und für das Land sein würde, wenn die Franzosen den Ständen allein ohne Vermittler gegenüber ständen, da sie jetzt die in Hessen herrschende sehr bedenkliche Stimmung kennten und fürchteten. Er betont, daß die Franzosen unmögliche Dinge forderten, da das Land und seine Steuer- und Leistungskraft völlig erschöpft sei; der Regierungscommissar repräsentire in diesem Falle die Regierung und an seine Person werde man sich halten; der Landgraf möge einen Andern schicken; denn abgesehen von aller Gefahr, werde doch eine so mißliebige Persönlichkeit wie er,

---

kasselsche Reise anzutreten. Freilich ist dieser Rath leichter zu geben als auszuführen, allein die Wichtigkeit der Dienste, die Ew. Excellenz dadurch der guten Sache leisten, das neue Meritum, das Sie Sich bei meinem Herrn, dem Könige, machen und andre Ew. Excellenz besser als mir bekannte Motive machten mich glauben, daß Sie allenfalls dies Sacrifice thun würden. Jetzt aber fürchte ich, daß man in Braunschweig die böse Gesinnung ins Werk setzen und Dasjenige, was ich zu verhindern wünsche, thun werde."

[1]) Wülknitz, am 20. Juni 1761: „Da von der französischen Generalität mit emprisonement, enlevement und exécution militaire der dortigen Regierung gedroht wird und Ew. Excellenz vor allen Andern aus verschiedenen Ursachen das ressentiment besagter Generalität zu besorgen haben, so wird doch hoffentlich Sereniſſimus auf Dero Retour nach Kassel nicht bestehen, sondern wenigstens erst zum Gebrauch der Pyrmonter Cur hinlängliche Zeit lassen. Inzwischen dürften von den eingefädelten Unterhandlungen in London und Paris Nachrichten einlaufen."

Hardenberg, für die Franzosen sei, absolut nichts ausrichten.

Auch an Donop schreibt er und bittet, ihm doch mindestens die zwei Monate zu einer Cur in Pyrmont auszuwirken, die ihm ja der Landgraf zugesagt habe. Er erinnert daran, daß er die ganze erste Zeit in Kassel ohne jedes Bedenken geblieben sei, daß nur er und Donop die Franzosen zu fürchten hätten, jeder Andre aber ohne Sorge nach Kassel gehen könne. Der Landgraf antwortete auf diese vielfachen Bedenken, Hardenberg habe ja in Kassel sehr gute Zeit, um den Pyrmonter Brunnen zu trinken; er schiene plötzlich recht um seine Gesundheit besorgt zu sein. Die Ordre so schnell als möglich nach Kassel zu gehen, wird einfach wiederholt. Auch Donop erscheint in einem höchst zweideutigen Lichte. Er war mit Hardenberg nahe befreundet, wie seine Briefe beweisen. Auch leisten sie sich gegenseitig Gefälligkeiten; so bietet einmal Donop dem Collegen, der ohne Equipage von Kassel wegging, um dem Landgrafen zu folgen, seine Pferde und Wagen an; ein andres Mal bringt Hardenberg Donops sämmtliches Silber in Sicherheit und flüchtet es nach Bremen. Hier aber erscheint Donop ganz auf Seiten des Landgrafen. Waitz und Münchhausen erklären ihn für einen falschen Freund, nur Wülknitzentschuldigt ihn; er habe an der Gicht auf den Tod gelegen, oft die Besinnung vor rasenden Schmerzen verloren; er sei zu jener Zeit nicht recht zurechnungsfähig gewesen.

Es ist in dieser Angelegenheit noch ein deutsches Handschreiben des Landgrafen vorhanden, in Styl und Orthographie der Art, daß wenigstens letztere geändert werden mußte, um es leserlich zu machen. Es lautet:

„Es ist mir vom General von Donop geziemend referiret,

wasmaaßen der Herr Geheimbde Rath, der Ihme zu dreienmalen zugegangenen Anweisung ohnbehindert, nach wie vor Anstand nimmt, sich sofort nacher Kassel zu begeben. Nachdem aber deß Gegenwart bei der Zusammenkunft der Landstände ohnumgänglich nothwendig ist, so versehe Mich ein vor alle Mal, daß der Herr Geh. Rath dem bevorstehenden Landtage beizuwohnen sich angelegen sein lasse, mithin des Endes ohne weitern Zeitverlust um so mehr nacher Kassel zurück gehen werde, als er daselbst die vorhabende Cur zu gebrauchen genugsam Gelegenheit hat. Sollte er sich hierzu wider Verhoffen nicht entschließen, so muß Ich billig urtheilen, daß ihme meine Dienste nimmer anstehn; ich würde Mich daher genöthigt sehen, zu anderweitigen mißliebigen Entschließungen zu schreiten."

Hierauf und auf Donop's kurzen und ärgerlichen Bescheid, Hardenberg suche Ausflüchte, er möge den Frieden in die Gemüther zurückführen und nach Kassel gehen, antwortet dieser am 16. Juni und erhebt Einspruch, daß man ihn auf diese Weise verabschieden wolle. „Ich bin bereit, Sr. Hoheit entgegen zu kommen und wenn sie wünscht, meinen Abschied zu fordern, vorausgesetzt, daß es auf anständige Bedingungen geschieht. Gerechtigkeit, Wohlanständigkeit, Alles spricht für mich. Meine Effecten sind theils zerstreut, theils ruinirt; so lange der Krieg dauert, stehe ich gleichsam in der Luft. In all diesen Verlegenheiten wäre ich nicht, hätte ich nicht die Ehre, in den Diensten Sr. Hoheit zu stehen. Meine sechsjährige, so beschwerliche Dienstzeit giebt mir Anspruch auf Rücksichten[1])."

[1]) Brief des Raths Stein an Hardenberg, Celle 20. Juni 1761: „Der Brief Ew. Excellenz läßt mich erwarten, daß nunmehr die feindliche Parthei ihren Endzweck gegen Ew. Excellenz erreicht hat. Ich habe

„Sie, mein Herr, werden sich erinnern, daß ich mich hauptsächlich durch Ihre Bitten und Vorstellungen habe bewegen lassen, nach dem Tode des hochseligen Landgrafen in hessischen Diensten zu bleiben; Sie werden aber auch so gut sein, es dahin zu bringen, daß der Landgraf de bonnes grâces mit mir endige."

Darauf erhielt er am 26. Juli von Donop einen fast unleserlichen Brief, in welchem ihm die positive Erklärung des Landgrafen nach dessen Dictat mitgetheilt wurde.

„Unserm Geh.-Rath von Donop committiren wir gnädigst, hiermit dem Geh.-Rath von Hardenberg zu antworten: Wie wir nicht anders können, als Ihm, da er sich befohlener Maaßen zu unsern Diensten gebrauchen zu lassen noch immer Anstand nimmt, nunmehro die Demission in Gnaden zu ertheilen. Wir werden es jedoch gerne sehen, wenn der Geh.-Rath von Hardenberg selbsten darum nachsuche. Wohin gegen wir geschehen lassen wollen, wann Derselbe es zu seiner mehreren Sicherheit oder sonstigen Convenienz geeignet zu sein erachtet, daß diese Verabschiedung unter Uns cachiret und ver-

---

weder rathen noch wünschen können, daß dieselben, nachdem Sie die Zumuthung, nach Cassel zu gehen, aus positiven Gründen zweimal abgelehnt hatten, Sich endlich auf die Befehle, die nur auf dem Willen basirt waren, gefügt hätten. Denn welcher Behandlnng würden sich in's Künftige Ew. Excellenz ausgesetzt haben, wenn Sie darauf hin nachgegeben hätten. Ich sehe zwar nun den Gräuel der Verwüstung erst recht angehen und Gott weiß, wie schmerzlich es mir ist, das Wohl des Landes und fürstlichen Hauses in der Gewalt solcher Leute zu sehen, die theils aller Einsicht ermangeln, theils weder Muth noch Blut für das deutsche Vaterland haben, für welches, um seinen Verwirrungen zuvor zu kommen, Ew. Excellenz sich unendlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt haben. Nun man muß es Gott befehlen. Die Frau Erbprinzeß ist davon tief ergriffen und empfindet lebhafte Dankbarkeit für Ew. Excellenz."

schwiegen bleibe. Die ihm für solchen Fall zugesagten 2000 Fl. sollen ihm ausgezahlt werden, dabei ihm auch freistehen soll, aller Orten, wo er sich am sichersten glaubet zu sein, sich ungehindert aufzuhalten."

Donop bittet Hardenberg, ihn jetzt nicht mehr mit der Sache in Verbindung zu bringen. Er beklage ihn nicht, wohl aber den Landgrafen. Die Angelegenheit habe ihm in seinem kranken Zustande so viel Kummer gemacht, daß es sein Tod sein könne, wenn er noch ferner damit zu thun habe.

Am 5. Juli forderte Hardenberg offiziell seinen Abschied, der ihm denn am 8. Juli in gnädigen Ausdrücken bewilligt wurde.

Daß der Spott des Landgrafen über Hardenberg's Sicherheit gegenstandslos wurde, dafür trugen die Franzosen Sorge. Als in Folge der bedenklichen Unruhen am 15. und 16. Juli in Kassel die Contribution von einer Million Reichsthalern auf 500,000 Reichsthaler, die Rationen von vier Millionen auf zwei herabgesetzt waren, zeigte es sich, daß auch dies nicht mehr zu schaffen war. Ungeachtet des Versprechens Broglio's, die Person des Commissars zu schützen, ward der an Hardenberg's Stelle gesandte Geh.-Rath Lenep gefangen genommen, nach Frankreich geschleppt und erst nach Monaten wieder freigelassen.

Wer weiß, ob nicht Hardenberg's Auslieferung mit zu den Bedingungen gehörte, die der Landgraf erfüllen sollte, um von Frankreich und Oesterreich in den Besitz der Grafschaft Hanau gesetzt zu werden. Landgraf Wilhelm VIII. hatte mit seinem Bruder, als 1736 der letzte Graf von Hanau starb, die Grafschaft geerbt. Sein Bruder hatte sie ihm vollständig abgetreten, als er zum König von Schweden erwählt worden war. Seit

dem Uebertritt zur römiſchen Kirche mit ſeinem Sohne völlig zerfallen, hatte der Landgraf dem Enkel Hanau unter Vormundſchaft der Mutter vererbt. Dem Landgrafen war dies ein Dorn im Auge, und dieſen Landestheil wieder in Beſitz zu bekommen, war von jetzt an ſein hartnäckiges Beſtreben; bittere Klagen darüber finden ſich noch in Briefen von Wülknitz, Stein, Waitz und Donop an Hardenberg. Sie gehören hier nicht her, wohl aber eine authentiſche Erklärung von Donop, die ſich auf den Zwiſt zwiſchen dem Landgrafen und Hardenberg bezieht. Sie findet ſich in einem Briefe des hannöverſchen Miniſters Karl Friedrich von Hardenberg[1]), an ſeinen Vetter d. d. 4. Juli 1761. Er erzählt ihm, daß er Donop beſucht hätte und daß derſelbe zu ihm geſagt: „Er, Donop, hätte ohne irgend einen wirklichen Grund und ungeachtet ſeiner lebhafteſten Proteſtationen an Hardenberg, ſeinen beſten Freund, „den Befehl, ſeinen Abſchied zu fordern" ſchreiben müſſen. Ich entgegnete: „Herr, Sie haben Unrecht, Hardenberg zu beklagen, beklagen Sie lieber Ihren Herrn, an deſſen Dienſt Hardenberg ſo ehrenhaft attachirt war, daß er gewiß nicht verdient hatte, daß man ihn in die Hände ſeiner Feinde liefern wollte, die gleichſam wider ihn beſonders verſchworen waren, ohne ihm Sicherheit und Schutz zu gewähren." Er erwiederte: „Ich will offen ſprechen; der Landgraf, unzufrieden, daß Hardenberg nicht in ſeine Ideen entriren mochte, wollte ſich ſeiner auf dieſe Art entledigen." Leider kam Jemand dazu und unterbrach dies Geſpräch, aber das eine Wort reicht hin, um die ganze Intrigue zu enthüllen.

[1]) Friedrich Karl Freiherr von Hardenberg, geboren den 6. Januar 1696, geſtorben den 24. Mai 1763 zu London, ſ. unten S. 241.

Achtes Capitel.

Hannöverische Dienste 1763—1767.

Zum dritten Male in seinem Leben wurde Hardenberg durch den Undank und den bösen Willen eines Fürsten, dem er treu gedient, in die Ferne getrieben. Die schweren Jahre in Hessen hatten sein Haar gebleicht, seine Haltung und seine Gestalt gebeugt und was für ihn das Bitterste war, das Land, welches ihm gerade durch das Leid und die Noth, die er mit ihm getheilt, so fest an's Herz gewachsen war, mußte er im größten Elend verlassen. Er ging zunächst mit seiner Frau nach Rehburg, und miethete dann eine Wohnung in Hannover, wohin sie Anfangs August übersiedelten.

Münchhausen schrieb ihm am 2. Juli 1762:

„Ich habe die Bestätigung über Ew. Excellenz Weggang von Kassel nicht anders als mit aufrichtigem Leidwesen vernehmen können. Ich weiß, daß Ew. Excellenz lediglich aus Rücksicht auf die gute Sache in der höchst unangenehmen Situation geblieben sind, worin Sie Sich die ganze Zeit her befunden haben. Und Ew. Excellenz sind es nicht, die man zu beklagen Ursache hat, so empfindlich es auch sein muß, treue und in schweren Zeiten geleistete Dienste dergestalt belohnt zu sehen. Ich beklage des Herrn Landgrafen Durchlaucht, welche von denen, die Sie bewogen haben, einen so würdigen Minister nur deshalb zu verabschieden, weil er an den Grundsätzen festhält, die allein dem wahren Wohl des Landes gemäß, keine guten Rathschläge erwarten können. Ich sehe die Folgen davon mit Betrübniß voraus."

Wülknitz aber rieth Hardenberg, für den Fall, daß die Franzosen näher nach Hannover kommen sollten, doch ja weiter, nach Bremen, zu gehen. Er hielt ihn also immer noch in Gefahr, von deren Rache getroffen zu werden, obgleich er nicht mehr Minister war.

Den Winter von 1761 auf 1762 verlebte das Ehepaar ganz still in Hannover. Anfangs April reiste Hardenberg nach Kassel, wo es ihm viele Mühe machte, seine Möbel und sonstigen Habseligkeiten wieder zu sammeln. Sie waren während des Krieges verstreut worden. Einzelne treue Freunde des Hauses hatten einen Theil davon geborgen, aber das Meiste war beschädigt, Vieles fehlte ganz. Im August begab sich Hardenberg auf mehrere Monate nach Schlöben und kehrte erst im November nach Hannover zurück. Seine Güter hatten, Dank ihrer damaligen Lage tief im Walde, und bei unzugänglichen Wegen in der gebirgigen Gegend, wenig gelitten. Hardenbergs Geschwister waren von Wiederstedt und Frohburg mehrfach dahin geflüchtet. Die einmalige Gefahr, daß sie von feindlicher Seite fouragirt werden sollten, war, wie schon erzählt, durch den Oberstlieutenant Frommann abgewendet worden. Aber trotzdem gab es viel in Ordnung zu bringen, denn wie natürlich, hatten enorme Steuern und Lieferungen geleistet werden müssen. Ueberall hatte der lange Krieg seine schlimmen Spuren eingedrückt. Endlich wurde durch den am 15. Februar 1763 geschlossenen Hubertsburger Frieden dem erbitterten Kampfe ein Ende gemacht.

Hardenbergs Vetter, Karl Friedrich, der lange Jahre in Hannover Minister und Director der Bauten und Gärten gewesen, war im Herbste 1762 an die Stelle des am 11. December 1762 zu London verstorbenen Ministers Philipp Adam von Münchhausen, als Mitglied des Geh. Raths-Collegiums und als

Präsident der Kriegskanzlei zu Hannover ernannt worden. Diese letztere Charge hatte man nach dem königlichen Rescript vom 24. December 1762 gewissermaaßen neu creirt, um die übermäßige Arbeit der Minister zu vertheilen. Doch bekleidete sie Karl Friedrich von Hardenberg nur kurze Zeit. Er starb schon am 24. Mai 1763 zu London. Bereits ehe Hardenberg nach Kassel abreiste, hatte ihn Münchhausen im Auftrage des Königs vertraulich gefragt, ob er wohl geneigt sei, in hannöversche Dienste zu treten. Er hatte ausweichend geantwortet. In der Zwischenzeit war der Minister von Hardenberg gestorben, und jetzt richtete der König für diese Stellung des Kriegspräsidenten seine Augen von Neuem auf Hardenberg; jedoch findet sich in dem ersten Rescript, in welchem er verlangte, seine Geheimeräthe sollten ihm einen passenden Ersatz für den Verstorbenen vorschlagen, die sehr eigenthümliche Wendung: Man möge die Sache so einrichten, daß der Geheime Rath Dietrich Christian von dem Busche, der als Titular-Geheim-Rath auch in der Kriegskanzlei angestellt war, dadurch ja nicht verletzt oder empfindlich berührt werde. Busche war schon durch Karl Friedrich von Hardenbergs Wahl zum Präsidenten der Kriegskanzlei übergangen worden. Seit langer Zeit in hannöverschen Diensten, war es auffällig, daß man ihn nicht einfach, ehe man Hardenberg berief, zum Vorsitzenden ernannte. Möglich, daß er zwar eine dem Könige sehr angenehme Persönlichkeit, aber in den Geschäften nicht recht brauchbar war, oder gerade nicht zum Vorsitzenden paßte. Die Gründe, daß er bei Seite gesetzt wurde, sind nicht ganz klar erkennbar. Busche erklärte auf die Frage des Geheim-Raths-Collegiums: „Er sei es zufrieden, daß ihm Hardenberg vorgezogen werde, falls man ihm ebenfalls den Titel als Minister geben wolle. Sollte es dem König um die

Ersparniß einer Ministerstelle zu thun sein, so wolle er vor der Hand sich mit seinem Geheimen Raths-Gehalt zufrieden erklären, vorausgesetzt, daß man ihn mit dem Titel als wirklicher Minister im Ministerium placire. Die ganze Stellung des Präsidenten des Kriegscollegiums hatte übrigens, an und für sich betrachtet, etwas Sonderbares. Das Gehalt bestand hauptsächlich aus Sporteleingängen; außerdem aus den beim Militäretat gemachten Ersparnissen. Da nun zur Zeit von Hardenbergs Anstellung nach dem Kriege ein Theil der Offiziere aus Sparsamkeitsrücksichten auf Halbsold gesetzt werden sollte, so lag der Gedanke nahe, daß das Minister-Gehalt gewissermaßen auf Kosten der Offiziere aufgebracht werde. Diese Gehaltsangelegenheit erschien Hardenberg ziemlich anstößig.

Außer Dietrich Christian von dem Busche saß noch ein zweiter Busche, Johann Clamor August, ein Vetter Hardenbergs, in dem Kriegscollegio. Dadurch, daß Dietrich Christian Minister wurde, entstand unter den Geheimen Räthen des Collegiums eine Vacanz und hatte es Johann Clamor August dahin zu bringen gewußt, daß er den Vorrang vor dem schon öfter genannten Kriegs-Rath August Ulrich von Hardenberg erhielt, dann auch, wie es scheint, verhindert, daß Hardenberg den offiziellen Titel „Präsident der Kriegskanzlei" erhielt. Hardenberg wurde nach dem Rescript des Königs zum Staatsminister und Vorsitzenden der Kriegskanzlei berufen, der Titel Präsident wurde ihm nicht beigelegt.

Münchhausen hatte die erste Anfrage an Hardenberg durch dessen Gemahlin gehen lassen; er kannte sie gut und wußte ihren Stolz auf ihren Mann und dessen Verdienste zu benutzen. Die Briefe Hardenbergs und seiner Frau werden uns das Nähere berichten.

Hardenberg wollte von Kaſſel aus mit ſeiner Lieblingsſchweſter, Sophie Dorothea, die ſeit 1760 Wittwe geworden, in Schlöben zuſammen treffen. Dort räumte er ihr von jetzt an einen Sommeraufenthalt ein, und es iſt ſchön zu beobachten, mit welcher Zartheit er dafür ſorgt, daß Alles für ſie behaglich und angenehm eingerichtet werde: die am beſten gelegenen Zimmer wurden ausgewählt; da der Brunnen kalkhaltig iſt, ſo wird ein Knabe angeſtellt, der täglich Waſſer von dem weit entfernten Fürſtenbrunnen holen muß und was dergleichen kleine Rückſichten mehr ſind. Auch nach Hardenbergs Tode mußten ſeine Erben der Schweſter dieſen Sommeraufenthalt geſtatten, oder ihr eine jährliche Abfindungsſumme zahlen. Die Briefe von ihm an ſeine Frau beginnen, von Kaſſel aus, am 6. Juni 1763:

„Donop iſt hier ganz vergeſſen; er hat nach meinem Abgange einen Schritt gethan, der ihm bedeutenden Schaden zugefügt. Er hat die 1000 Guineen von Clavering angenommen, freilich mit der Einwilligung des Landgrafen, aber ſeit der Zeit war er nicht im Stande, mit Ernſt das etablirte politiſche Syſtem bei dem Herrn zu erhalten[1]. Das ſind die Folgen

[1]) In einem Werke „Joh. And. Hofmann, Abhandlung von dem vormaligen und jetzigen heſſiſchen Kriegsſtaate“ (Lemgo 1769), findet ſich über Donop folgende Notiz: „Der von Donop hatte, ſo zu ſagen, das Herz des neuen Herrn Landgrafen (Friedrich II.) in ſeiner Hand, eine hohe gegenſeitige Macht wollte ſich dieſe Umſtände zu nuz machen, um den Abzug der heſſiſchen Truppen von der alliirten Armee, als ihren Feinden, zu bewirken. Sie (alſo wohl Maria Thereſia) ſchrieb daher eigenhändig an Donop, drohete und bat ihn, ihr Fürhaben zu unterſtützen, und bot ihm dafür 100,000 Ducaten. Donop antwortete: „„Daß er ihr zwar ſein Leben opfern wolle, niemals aber könne er einen Verräther abgeben.““ Entweder muß dieſe Thatſache Hardenberg unbekannt geweſen ſein, da er in dem Fall nicht von Eigennutz bei Gelegenheit der 1000 £ hätte ſprechen können, oder die ganze Sache bei Hofmann beruht auf einer Verwechſelung.

des Eigennutzes. Unser verstorbener Vetter Karl Friedrich ist zweifelsohne noch von dem englischen Plane, einen Theil der Offiziere auf Halbsold zu setzen, unterrichtet gewesen, da er zu einem seiner Freunde in London gesagt, daß die hannöverschen Truppen auf 15,000 Mann reducirt werden sollten. Wenn das damals schon beschlossen war, so ist es nicht zu verwundern, daß er später nichts mehr mit seinen Gegenvorstellungen ausgerichtet hat."

„Schlöben, den 13. Juni 1763.

Sonnabend gegen 11 Uhr bin ich glücklich hier eingetroffen. Sophie Dortchen und ihre Schwiegertochter, die zwei Tage früher hier ankamen, empfingen mich. Während ich in Kassel war, habe ich Dir, aus Besorgniß, mein Brief könne in unrechte Hände kommen, nichts über den Landgrafen geschrieben. Jetzt will ich Dir sagen: Dieser Fürst ist von der ganzen Welt verachtet und gehaßt, selbst von Denen, die er mit Gnaden überhäuft. Herr von Kannegießer hat von sämmtlichen Ministern den meisten Einfluß, aber dagegen ist er vom Publicum gehaßt und verabscheut. Bei Gelegenheit eines Feuers, welches in seinem Schornstein ausbrach, ist ihm fast Niemand zu Hülfe gekommen. Ganz öffentlich unterhält man sich über das Capitel des Souverains, und das mit großer Verachtung, er ist in keiner Hinsicht beliebt, am meisten schont ihn noch der Soldat. Jeder ist auf seiner Hut, und man hat vergessen, was Vertrauen heißt. Ich habe nach allen diesen Sachen nicht gefragt, von allen Seiten haben sie gegen mich davon angefangen. — Der König von Preußen hat sich von Neuem für die Garantie der Assecurationen erklärt und zwar bei Gelegenheit eines Recesses mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt. Ich bin überzeugt, das ist ein Donnerschlag für den Landgrafen gewesen. Herr von Dörnberg

hat seinen Abschied gefordert. Kannegießer ist daran Schuld, denn er hat dem Herrn Vorurtheile und falsche Notizen über die Regentschaft beigebracht. Als Herr von Dörnberg gebeten hat, daß Se. Hoheit erlaube, daß er ihn au fait setzen dürfe, hat er ihn nicht anhören wollen und ihm vorgeworfen, die Regentschaft handle schlecht."

Frau von Hardenberg an ihren Mann:

„Wie preise ich Dich und mich glücklich, daß wir nicht mehr in Kassel sind, und daß Du damals die 6000 Rthlr. von Clavering ausschlugst. Donop ist es wohl, daß er todt ist."

7. Juni.

„Münchhausen veranlaßt mich, Dir zu sagen, daß der König Dir die Stellung unsers verstorbenen Vetters zugedacht hat; er wünscht Deine Meinung durch mich zu erfahren, da er Dich sondiren soll. .... Später kam der Vetter August Ulrich von Hardenberg, er wußte auch schon von der Sache und sagte unter Anderm: Daß, wenn Du nicht vollständig auf jede Anstellung verzichtet hättest, so möchtest Du diesen Vorschlag annehmen und möchtest den Vortheil nicht in Anschlag bringen. Ich antwortete: Dein Vortheil hätte Dich nie geleitet, der Beweis davon sei, daß Du, obgleich Du die traurigen Verhältnisse von Württemberg kanntest, dennoch dahin zurückgegangen wärest, ungeachtet des sehr geringen Gehaltes, und daß Du, als man denselben erhöhen wollte, wenn Du die Berufung annahmst, diese Erhöhung zurückgewiesen hast."

Den 11. Juni.

„Der Vetter Busche war hier, es kam ein Brief an ihn an. Er öffnete ihn und sagte: Er ist aus England von Behr. Er las mir den folgenden Artikel daraus vor: „Er, Behr, wolle

es übernehmen, mit den Engländern abzurechnen, und wenn Herr von Hardenberg die von der Regierung gemachte Proposition annähme, so würde das ihm, d. h. Behr, diese beschwerliche Arbeit sehr erleichtern, denn Hardenberg wisse, wie man die Engländer behandeln müsse; das habe er bewiesen durch das, was er für den Landgrafen durchgesetzt habe; außerdem würde er von den Engländern sehr hoch geachtet."

Vom 12. Juni.

„Ich fuhr mit Fr. von Rheden spazieren. Wir begegneten der ganzen illustren Familie der Hardenberge, un chacun avec sa chacune. Der Kriegsrath kam an meine Seite und sagte: Er wisse seit Freitag, daß der König Dich ernannt habe."

Hardenberg an seine Frau, 17. Juni.

„Du hast ganz gut geantwortet, und ich weiß nichts hinzuzusetzen. Wenn mir der Präsident schreibt, so werde ich dasselbe antworten, und so wie wir es, ehe ich wegging, mit einander besprachen, das heißt: Wenn sie mir das nicht geben wollen, was immer zur Charge des Ministers gehört hat, so ambitionire ich nicht auf den Posten. Du weißt, ich habe es getadelt, daß Friedrich Karl sich mit seiner alten Gage begnügte und mit unbestimmten Einnahmen. Etwas, was ich an Andern mißbilligt habe, wäre mir doch vorzuwerfen, wenn ich selbst darauf einginge. Viel lieber will ich auf die Emolumente (die unregelmäßigen Einnahmen) verzichten, die an der Charge des Präsidenten haften, wie auf den fixen Gehalt. Du weißt, ich habe nie solche Emolumente gehabt und nie Antheil von denen Sportelgeldern."

Frau von Hardenberg, 17. Juni.

„Der König von Preußen ist unter dem Donner der Ka-

nonen vor 1½ Stunden durch die Stadt passirt. Die alte Frau, die unten in unserm Haus wohnt, hatte ihn gesehen, sie kam mit Thränen in den Augen zurück: „Der König sähe so schmächtig und hungrig aus. Die Reise habe ihn ganz abgezehrt, er wäre mager und dreckig, er hätte sie gar zu sehr gedauert!“ Das Volk hat sich fast todt gelaufen und gedrückt, um ihn zu sehen. Alle sind von ihm entzückt, von seinen anmuthigen Manieren, seinem guten Aussehen und Gesicht, kurz er hat die gleichgültigen Herzen gewonnen und die Liebe derer vermehrt, die ihm schon zugethan waren. Se. Majestät säh' gut aus, man säh' ihm die 56 Jahre an, weiter nichts; es ist dies überraschend nach den Strapazen, die er durchgemacht. Er war in einem Wagen allein, fuhr nach Herrnhausen und stieg im Garten aus, um die Gräfin Yarmouth zu begrüßen. Er ist der Vielgeliebte von Allen, man spricht von Nichts, wie von ihm. Er hat zur Gräfin Yarmouth gesagt: „Er habe schon längst gewünscht, sie kennen zu lernen.“ Man bewundert (und ich thue es innerlich auch), daß, obgleich die Gräfin nicht mehr in der Lage ist, ihm Dienste zu leisten, er ihr Dankbarkeit bewahrt hat für das, was sie früher gethan, und daß er sie so ausgezeichnet hat; das giebt eine so gute Idee von seinem Charakter.“

Hardenberg an seine Frau, 20. Juni.

„Ich habe nicht geglaubt, daß Behr so günstig über mich dächte. Ich glaube übrigens, daß, wenn sich diese Angelegenheit machte, ich doch nicht mehr dasselbe in England durchsetzen könnte, wie damals. Es ist ein großer Unterschied zwischen den damaligen Persönlichkeiten und denen, die zu jetziger Zeit die herrschenden sind. Nun, man muß es so gut machen, wie man kann und die Sache Gott überlassen, er wird Alles führen, wie es für uns gut und selig ist. Ich bin erfreut über die Ge-

ſinnung, die Auguſt Ulrich äußert, weiß aber freilich nicht, wie ich mich in meiner Antwort auf ihn beziehen ſollte. Er kann doch überzeugt ſein und muß es wiſſen, daß ich nicht die geringſten Schritte für mich gethan habe."

Frau von Hardenberg giebt am 27. Juni ihrem Gemahl Nachricht von dem Courier, den Münchhauſen und Buſche mit der offiziellen Offerte an Hardenberg ſchicken.

„Wenn Du neugierig biſt zu wiſſen, was ich in Bezug auf den Vorſchlag, den man Dir machen will, denke, ſo iſt es dies: Wenn Du noch nicht ganz auf die Welt verzichtet haſt, ſo nimm die Dienſte an, ohne ſo ſehr den Schwierigen zu ſpielen. Die Freude, die jeder äußert, Dich zu beſitzen, hat mich gerührt, es war wirklich gerade ſo, wie zu jener Zeit, wo Du nach Württemberg zurückkehrteſt. Alſo, wenn Du mir glaubſt, ſo ſiehſt Du nicht auf den Vortheil; und um die Sache de bonne grâce zu machen, ſo legſt Du ſie ganz in die Hände des Königs. Ich glaube ſelbſt, daß Deine Familie es Dir danken wird, denn ich glaube bemerkt zu haben, daß ſie es lieben, wenn Einer der Ihren dieſen Poſten hat, und daß ſie Dich perſönlich ſehr lieb haben. Ich gebe zu, wenn Du Dich mit dem begnügſt, was man Dir bis jetzt anbot, ſo haſt Du weniger wie der Selige, weil er noch das ſehr angenehme Fach der Gärten und Bauten hatte. Gott hat bis jetzt unſre Uneigennützigkeit geſegnet, und ſo wird er uns auch in Zukunft ſegnen, wenn wir in ſeinen Wegen gehen und demüthig bleiben."

Hardenberg trat dieſen neuen Dienſt nur ungern an. Es findet ſich ein Aufſatz vor, in dem er das Für und Wider abwägt.

Rationes:

1) Iſt ſolche Stellung als ein wahrer göttlicher Beruf anzuſehen, ſintemalen ich nicht die geringſte Veranlaſſung dazu gegeben.

Vielmehr wie im vorigen Jahre, also auch diesmalen bezeugt worden, daß ich das Zurückziehen allem und jedem Dienste vorziehe, und gleichwohl ist nicht darauf geachtet; man ist nach dem Tode des Geheimen Raths von Hardenberg wieder darauf verfallen.

2) Zeiget der Antrag des hannöverschen Ministers und daß selbiger gleich durch des Königs Majestät genehmigt worden, ein vorzügliches Vertrauen, welches um so schätzbarer ist, als hierdurch die ein und ander Orten durch das Verfahren des Herrn Landgrafen gefaßte widrige Meinung völlig vernichtet wird.

3) Man durch Annehmung etwa in Stand gesetzt wird, Gott und dem gemeinen Wesen bessere und nützlichere Dienste, als ohne das geschehen mag, zu leisten.

4) Daß wir an Ort und Stelle bleiben können und nicht mehr von einem Ort zum andern ziehen müssen.

Contra:

1) Daß 62 Jahre zurückgelegt worden und also die besten, zum Dienen tauglichsten Jahre verflossen sind.

2) Daß ich in eine ganz neue Sphäre eintreten soll, die ziemlich weitläufig ist, und von der ich so wenig wie von der Landesverfassung eine gründliche Kenntniß habe.

3) Um die nöthige Kenntniß zu erhalten, ich viele Zeit und nicht wenig Mühe aufzuwenden habe.

4) Bin ich fast schon zwei Jahre außer Dienst und folglich der Ruhe gewöhnt, es wird mir daher schwer fallen, wieder im Karren zu ziehen.

Werden diese rationes contra gehörig überlegt, so glaube fast, daß solche wichtiger und gegründeter denn erstere sind, und daß ich wohl thun werde, mein eigner Herr zu bleiben.

Entworfen den 25. Juni 1763 in Schlöben.

Hardenberg an seine Frau, 27. Juni 1763.

„Nähme ich nicht einen besondern göttlichen Beruf hierunter wahr, so würde ich mich wenig bedenken, die mir zugedachte Gnade abzubieten. Da es aber die göttliche Vorsehung solchergestalt dirigiret hat, so glaube ich mich fügen zu müssen. Besonders auch deshalb, weil Du eben so zu denken scheinst und weil der Wunsch und die Zustimmung von allen Seiten auf mich ebensowohl wie auf Dich Eindruck gemacht hat."

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 28. Juni.

„Der Vetter Busche war hier und theilte mit, das Rescript sage, falls Du einwilligtest in Dienst zu treten, so böte man Dir die Charge des Staatsministers an. Du würdest dem Kriegsrath präsidiren, der Geh. Rath Busche sei auch zum Minister ernannt, jedoch mit der Bedingung, daß er in beiden Collegien nach Dir rangire. Ich sagte: Ich bin lange genug Präsidentin genannt, und der Titel kümmert mich keineswegs, aber die Emolumente und der nicht fixe Gehalt choquiren mich. . . . Er erwiderte, „Du möchtest es doch um Deiner Familie willen thun, die sehr zufrieden sein würde, „si ce sera un des leurs. . . ." Kurz, mein Freund, Du kennst meine Art zu denken, daß es mir nur auf Deine Zufriedenheit und die Genugthuung Deiner Familie ankommt. Die Freude, die Alle zeigten, hat mich gerührt. Giebt man uns keinen großen Gehalt, so kann man auch keine große Repräsentation von uns verlangen und muß sich damit begnügen, was wir in dieser Hinsicht thun wollen. Man behauptet, wir wären generös in einer Zeit, wo es ein großer König nicht sei; sie halten also unsre Denkungsart für großartiger, als die des Monarchen. Ich bitte Gott, er möge Dich erleuchten, wie es für Dein wahres Wohl am besten sein wird; bleibe oder gehe wo anders hin, von jedem Ort kann

man in's Paradies gelangen. Also Frankfurt, Hannover, Schlöben, und mit dieser süßen Hoffnung bin ich überall zufrieden."

30. Juni.

Gestern war der Präsident hier. Er wünschte, Du fügtest Dich seinen Ansichten. (Er macht Alles allein.) Ich antwortete: Wenn Du auch nicht annähmst, so würden wir ihm immer sehr dankbar bleiben für seine gütigen Intentionen. „Ew. Gnaden erschrecken mich." Aber, mein Herr, glauben Sie, daß man für einen Gehalt von 2000 Thalern annehmen werde? „Aber gnädige Frau, die Emolumente belaufen sich an 3000 Thaler." Das ist zusammengestoppelt Geld, ich wollte lieber 4000 Thaler, aber fixen Gehalt. „Busche hat mir das nicht gesagt, hätt' ich das gewußt." Aber warum haben Sie mich damals, als ich die Ehre hatte, Sie zu sehen, nicht danach gefragt? „Weil ich nicht wußte, wie man in London meinen Vorschlag aufnehmen würde." Ah, Sie mißtrauen Sich zu viel und sind zu bescheiden. „Nun, ich bin schon alt, wenn ich sterbe, so avancirt Ihr Gemahl." Das ist es gerade, was mein Mann nicht will. Sie sollen leben und werden es auch allem Anschein nach thun, zur Freude Ihrer Freunde. Ich habe ihm auf die höflichste Weise von der Welt viele Wahrheiten gesagt . . . . .

Hardenberg an seine Frau, 1. Juli.

„In diesem Augenblick ist die Staffette von Hannover eingetroffen. Der Präsident Münchhausen und Vetter Busche schreiben sehr pressant. Ich gestehe, daß die Freundschaft und das Vertrauen, was sie mir zeigen, so ist, wie ich es mir nur wünschen kann. Auch ist diese Ueberlegung und die Zustimmung des Publikums, dessen Du Erwähnung thust, das, was mich bewegt, mich ihren Wünschen zu fügen. Ich hoffe, Gott wird

mir die nöthigen Kräfte geben, um meiner neuen Stellung mit allem Eifer vorzustehen. Die Bedingungen, welche man mir bietet, haben mir allerdings etwas Anstößiges, sie ziemen sich nicht für einen so großen König, indeß der Eigennutz hat mich nie regiert und Jeder, der hört, auf welche Art die Sache zu Stande gekommen ist, wird uns nicht Unrecht geben. Mit einem Wort, meine liebe Frau, da Du es vorziehst, daß ich den Posten annehme, als daß ich ihn ablehne, so will ich es auch ohne Bedingungen dem Könige in die Hände legen. Aber heute ist es mir unmöglich, es zu thun! Morgen oder übermorgen will ich antworten."

Inzwischen aber war Frau von Hardenberg klar geworden, daß doch eine Intrigue der Herren, namentlich Busche's in Hannover, in die Sache hineinspielte. Sie war außer sich, daß sie sich so gewissermaßen hinter das Licht hatte führen lassen und schrieb sogleich an ihren Mann, daß er mit der Einwilligung zögern möge; sie machte sich und ihrem Manne Vorwürfe, daß sie sich übereilt hätten.

Doch war dies zu spät, Hardenberg hatte eingewilligt.

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 3. Juli.

Herr von Dieden kam gestern früh. Er sagte auch: Er wünsche, Du nähmst an, ich möchte Dir zureden. Ich sagte ihm dasselbe, was ich den Andern gesagt, und er antwortete: „Ich sehe wohl, daß es nicht aus Geldinteresse ist, daß Sie auf dem vollen fixen Gehalt bestehen, sondern aus point d'honneur." Ganz recht, mein Herr, wenn der König von Frankreich meinen Mann zum Gouverneur des Elsasses mit 10,000 Reichsthalern und der Kaiser ihn zum Regenten von ganz Schwaben machen wollte, so würde ich wünschen, er würde hier lieber mit 4000

Reichsthalern Miniſter, weil ich weiß, daß mein Mann den König von England perſönlich liebt und gern mit den Herren hier zuſammen arbeiten würde, aber er ambitionirt es nicht, nur zur Hälfte bezahlt zu werden. Apropos, fuhr ich lachend fort, wiſſen Sie, welche Leute man auf Halbſold nimmt? Meinen Neffen, der 15 Jahre alt iſt. Si duo faciunt idem, non est idem. Das iſt ein junger Burſch, der froh ſein muß über dies kleine Glück, aber ſein Onkel hat keine Urſache, ſtolz zu ſein auf das Verfahren gegen ihn. Der gute Dieden ſchüttelte ſich vor Lachen über dieſen Vergleich. In dem kommt Buſche. Ich ſagte: Eben ſagte ich Herrn von Dieden, wen man auf Halbſold nimmt. Er ſagte: „Wir werden uns brouilliren, wenn Ihr Gemahl nicht annimmt.“ Ich thue nichts dafür, ſagte ich, und werde Sie und meinen lieben Dieden ebenſo von ferne lieben, wie jetzt von nahem. Ich bin überzeugt, die Herren haben volle Freiheit, Dir das volle Gehalt zu geben, es iſt reiner Geiz, ſie wollen Pfennige ſparen und werfen Goldſtücke zum Fenſter hinaus.“

Hardenberg an ſeine Frau, 3. Juli.

Ich habe den Poſten angenommen auf ihre Bedingungen. Der Vetter Buſche hat mir gedroht, daß alle Elemente ſich gegen mich verſchwören würden und ſelbſt die Manen des ſeligen Onkels Eltz über mich ſchreien würden, wenn ich es abſchlüge. Dagegen habe ich ihm geantwortet: „Er würde es eines Tags bereuen, mich um meine Freiheit gebracht und in die Sclaverei zurückgeführt zu haben, und wenn die Emolumente nicht ſo viel betrügen, wie er ſagte, ſo hielte ich mich an ihn.“ Dem Präſidenten habe ich geſchrieben: „Ich zöge vor, lieber weniger aber fixen Gehalt zu bekommen, die Emolumente wären mir fatal, ich wäre an dieſe Art nicht gewöhnt.“

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 9. Juli.

„Ich bewundre Busche, er hat, obgleich Dein Vetter, doch recht wenig verwandtschaftlich gegen uns gehandelt. Sollteſt Du noch über Walbeck gehen, ſo laß Dich nicht gegen den Vetter Auguſt Ulrich Hardenberg einnehmen. Es iſt wahr, er iſt empört, daß man ihm Buſche ſo vorgezogen hat, aber nicht über Deine Ernennung, die er ſehr billigt und Dich anerkennt. . . . Geſtern ſagte ich zu Buſche, ich hätte meinem Neffen geſchrieben: Du hätteſt zwar nicht den Titel als Präſident, aber ſonſt ſeieſt Du auf gleichem Fuß mit den verſtorbenen Geheimen Räthen von Münchhauſen und Hardenberg. Ich ſetzte lachend hinzu: Wahrſcheinlich will man hier nur einen Gott, einen König und einen Präſidenten haben. Er lachte, ſagte aber, in ſeinem Patent habe der verſtorbene Hardenberg dieſen Titel gehabt. Bis dahin hatte er mir zu verſtehen gegeben, der Selige hätte ſich den Titel nur angeeignet.

„Wenn man uns einen anſtändigen Gehalt gegeben hätte, ſo wäre ich zufrieden, aber dieſer „Halb-Sold" demüthigt und verletzt mich. Du ſagſt: „Der Eigennutz leitet mich nicht", ich kann daſſelbe von mir ſagen, aber man muß doch anſtändige Leute mit Anſtand behandeln und nicht en bagatelle. Ich ärgere mich, daß ich ein Wort darum verloren, aber ich dachte doch, Du würdeſt Dich etwas mehr ſträuben und ſagen: „Ich werde kommen, aber ich hoffe, daß Se. Majeſtät die Gnade haben wird, mir den fixen Gehalt zu geben."

„Ich denke nur darüber nach, wie wir den armen Offizieren ihre Lage erleichtern können, auf deren Koſten unſer Gehalt gegründet iſt. Ach der traurige Fond! lieber gäb' ich ihnen von dem Meinen, als zu helfen ſie zu berauben. Es werden viele Seufzer mit in unſre Börſe ſchlüpfen, aber ich will ſie nicht

mit unſrem rechtmäßig erworbenen Gelde miſchen; wenn Du hierher kommſt, ſo wollen wir über dies mit einander ſprechen."

Hardenberg an ſeine Frau, 13. Juli.

„Du ſcheinſt erſtaunt, liebe beſte Frau, daß meine Briefe vom 1. und 3. nur Gründe für und keine Gründe gegen die Annahme enthielten. Du ziehſt daraus den Schluß, ich hätte meine Anſichten ſchnell geändert. Nein, gewiß nicht, ich habe die Gegengründe ſehr reiflich erwogen; nichts auf der Welt hat mich beſtimmt, als das, was Du mir ſchriebſt über den allgemeinen Beifall in Bezug auf meine Wahl, weil ich die göttliche Führung bewundern mußte, die meines Widerſtrebens ungeachtet, in dieſe Dinge zu treten, die Sache auf den Punkt geführt, daß es dennoch zu Stande kam. Der Allmächtige hat uns bis jetzt geführt, er wird es auch in Zukunft thun, laß uns auf ihn vertrauen."

Am 18. Juli.

„Wie es ſcheint, meine liebe Frau, glaubſt Du, ich hätte noch feſter auf den Gagen beſtehen und nicht ſo ſchnell nachgeben dürfen. Wäre ich nur meinen eigenen Ideen gefolgt, ſo würde ich es auch gethan haben, desgleichen, wenn ich Deinen Brief vom 30. eher erhalten, wie die Staffette. Aber erinnere Dich, meine beſte Frau, an das, was Du mir am 15. und 17. Juni ſchriebſt (alſo: Wenn Du mir glaubſt, ſo ſiehſt Du nicht auf das Lucrative, daß ich die Sache de bonne grâce machen möchte u. ſ. w.), dann wirſt Du mir nicht Schuld geben, ich hätte zu raſch nachgegeben. Meine Schweſter und ihre Schwiegertochter ſind Zeugen meines Widerſtandes. Indeß bereue ich jetzt nicht, was ich gethan. Ich glaube noch jetzt, daß, nachdem ich einmal entſchloſſen war, die Dienſte anzunehmen, ich wohl gethan habe, nicht mehr zu dingen und zu handeln.

Wenn ich es nicht bin, der die Emolumente erhält, so bekommt sie ein Andrer. In dem Schicksal der Offiziere macht das keinen Unterschied. Wenn das, was die Offiziere zahlen, ein schlecht erworbenes Geld sein soll, so ist es der König, der die Schuld trägt und nicht wir. Auf seinen Befehl sind sie genöthigt es zu thun, uns trifft dabei kein Vorwurf. Kurz, laß uns über diese Sache nun hinweggehen. Ich gestehe, daß ich an der Stelle des Königs anders in Beziehung auf die Offiziere denken würde; indeß es ist nicht meine Schuld, daß er nicht so denkt.

Während ich jetzt ein paar Tage mit Münchhausen in Straußfurth zusammen war, theilte er mir mit, daß schon der verstorbene König mich aufgefordert hätte, in seinen Dienst zu treten, wenn er noch ein halb Jahr länger gelebt. Er hatte mich aber nach England haben wollen, und das hätte ich nicht gethan. Vor einem Jahre ist abermals von meinem Eintritt die Rede gewesen, das hat sich dann aber zerschlagen. Ich danke der Vorsehung, daß sie es so gefügt, denn nun habe ich keinen Theil an dieser Reduction, die so viel böses Blut gemacht."

Münchhausen mochte in Straußfurth wohl Hardenbergs Bedenken wegen der Emolumente dadurch beseitigt haben, daß er ihm zeigte, daß die meisten hohen Gehälter in Hannover aus verschiedenen Kassen zusammenflossen, und auch über das Schicksal der Offiziere hatte er ihn beruhigt durch die Mittheilung: sie sollten bei ihren Regimentern bleiben, um das Exerciren nicht zu verlernen. Auch in Bezug auf den Gehalt scheinen in der Praxis mildere Einrichtungen getroffen zu sein.

Hardenberg an seine Frau, 16. Juli.

„Der Oberst-Lieutenant Hardenberg, mein Neffe, ist seit einigen Tagen hier. Er war mit seinen Brüdern in Mockritz, wo sie ihre Angelegenheiten geordnet haben. Meine Schwägerin,

die Mutter der vier Brüder, hat ihnen endlich die Verwaltung von Wiederstedt übergeben, sowie alle betreffenden Rechnungen, gegen die wohl viel zu erinnern gewesen wäre, denn sie versteht gar nichts von der Landwirthschaft, ist dabei sehr eigensinnig und läßt sich nicht rathen. Die Söhne haben aber nobel gegen die alte Frau gehandelt, sie haben die Rechnungen ad acta genommen, der Mutter Generaldecharge gegeben und ihr herzlich gedankt für alle Mühe, der sie sich unterzogen. Ich habe diesem Beschlusse sehr applaudirt. Ich bin überzeugt, der Allmächtige wird sie für dies Verfahren gegen die alte Mutter segnen."

Frau von Hardenberg an ihren Mann, 20. Juli.

„Ich bin ärgerlich, daß Deine Neffen schon wieder abgereist sind, sie waren für Dich eine so angenehme Unterhaltung. Es ist thöricht, daß Gottlob Leberecht[1]) den Abschied nimmt. Das ist jetzt eine wahre Epidemie an den Höfen, daß alle Welt die Dienste quittirt. Deine Neffen handeln sehr edelmüthig gegen ihre Mutter, und sie thun ganz Recht daran. Da die Pacht von Wiederstedt noch nicht abgelaufen und der Aelteste[2]) wegen dem fatalen Pächter nicht dort wohnen mag, so solltest Du ihm Schlöben zur Wohnung anbieten. Er würde Dir gewiß auch sehr ordentlich danach sehen, daß die Leute ihre Schuldigkeit thäten."

Hardenberg an seine Frau, 20. Juli.

„Wenn N . . . . mir gefolgt und nicht deutscher Herr geworden wäre, so würde er jetzt nicht ein solcher Misanthrop sein. Das sind die Folgen, wenn sich ein Mensch ganz auf sich

[1]) Gottlob Leberecht, der dritte von den vier Brüdern Hardenberg in Ober-Wiederstedt, geb. 1732, gest. 1822. Er war Altenburgischer Oberstallmeister und Wirklicher Geh. Rath, vermählt mit Eberhardine verwittw. Bachhof von Echt, geb. von Dittfurth.

[2]) Philipp Adam, der älteste der vier Brüder, geb. 1726, vermählt 1770 mit Elisabeth von Mardeisen. Er starb 1789.

selbst zurückzieht. Ich sehe voraus, daß mein zweiter Neffe in Wiederstedt bald in demselben Falle sein wird, er liebt sehr die Einsamkeit und zieht sie sogar der guten Gesellschaft vor."

Frau von Hardenberg, 20. Juli.

„Ich bin erfreut, daß Du endlich die Augen öffnest über das, was hier vorgegangen. Wärst Du hier gewesen, so würde man vielleicht nicht alle diese Taschenspielerkünste in Scene gesetzt haben. Nun die Sache ist geschehen, laß uns darüber schweigen. Solltest Du noch über Wallbeck gehen, so glaube es Busche nicht, wenn er Dir etwa sagt: Man habe in London andre Ideen gehabt. Mit einem Wort, denke bei dieser Gelegenheit: Che non sa dissimulare, non sa regnare; mache es wie ich, ich habe alle seine Reden angehört, habe nichts geantwortet und gedacht, was ich wollte."

Frau von Hardenberg, 27. Juli.

„Deine subalternen Beamten sollen sich freuen, daß Du ihr Vorgesetzter wirst. Sie haben gehört, Du wärst nicht hart und behandeltest die Leute höflich und nicht roh."

Frau von Hardenberg, 29. Juli.

„Hier sagen sie schon alle, Dein Neffe, der Oberst-Lieutnant, wolle den Abschied nehmen und deutscher Herr werden. Ich bestreite es und hoffe, er thut's nicht. Eine solche düstre Stimmung ist für einen selbst eine schwere Last. Ich beklage ihn."

Frau von Hardenberg, 2. August.

„Ich beklage Dich, daß Du Deine liebe gute Gefährtin schon wieder verlassen mußt; aber ich hoffe, Du wirst Dir nun alle Jahre die Freude machen können, mit Sophie Dortchen ein Paar Wochen in Schlöben zu sein. Es ist billig, wenn Du $10\frac{1}{2}$ Monat gearbeitet hast, daß Du dann $1\frac{1}{2}$ Monat für Deine Gesundheit sorgst.

„Ich bitte Dich, treibe den Domherrn[1]), daß er die Familiencapitalien auf Rethmar sicher stellt. Sonst werden dereinst Deine Neffen vielen Aerger haben, da man nicht weiß, wie sich die Zukunft gestaltet."

Im August 1763 wurde Hardenberg in das Ministerium zu Hannover eingeführt. In dem Rescript des Königs vom 19. Juli 1763, welches seine Anstellung verfügt, wurden ihm zu seinem Specialdepartement die Calenbergschen, Grubenhagenschen, Bremenschen und Verdischen, auch die Lauenburgischen Angelegenheiten übertragen.

Ueber seine amtliche Wirksamkeit in Hannover findet sich sehr wenig, einzelne Verhandlungen über Anstellung verschiedener Personen abgerechnet. Es hat dies wohl seinen Hauptgrund darin, daß er, als er starb, aus seiner vollen Thätigkeit abberufen wurde (er war nur einige Tage krank). Auf diese Weise übernahm sein Stellvertreter alle amtlichen Sachen sofort im Laufenden und daher auch zugleich alle Entwürfe zu Briefen oder Berichten; überdies sind wahrscheinlich eine Menge Sachen als werthlos vernichtet worden. Allein, abgesehen von diesem äußerlichen Grunde, war auch seine ganze Wirksamkeit in Hannover eine solche, die wenig in die Erscheinung treten konnte. Er charakterisirt sie selbst in einer kurzen Notiz im Jahre 1765

---

[1]) Georg Ludwig von Hardenberg, der einzige Sohn von dem ältesten Bruder Hardenbergs, geb. 1720, vermählt mit A. von Kornberg, † 1786. Er war Domdechant in Halberstadt und mit dem Dichter Gleim befreundet, der seiner in einer Audienz bei Friedrich II. erwähnt: „Der Domdechant von Hardenberg sei ein Dichter vom geistlichen Liedern und Oden"; in der Familie hat sich nichts der Art erhalten. Hardenberg lebte in sehr unglücklicher Ehe und ward geschieden; seine einzige Tochter war an einen Kornberg verheirathet. In Concurs gerathen wurden seine drei schönen Güter, Rethmar, Blumenhagen und Frohburg verkauft.

als eine mühsame, unscheinbare Wiederherstellung der durch den langen Krieg sehr erschütterten Verhältnisse, namentlich auch von finanzieller Seite; und ein derartiges mühevolles Wiederaufbauen verbreitet im Augenblick selten Glanz, da die Früchte einer solchen Saat erst nach Jahren zu reifen pflegen.

Vom 17. September 1764 ist ein königliches Handschreiben an Münchhausen, welches hier in Uebersetzung folgen soll:

Mein erster Minister!

„Der Eifer, den Sie zu jeder Zeit in meinem Dienst bewiesen. hat mich bewogen, Ihnen den Titel „Erster Minister" und den Vorsitz in sämmtlichen Ministerien, ausgenommen das der Justiz, zu übertragen. Ich sehe diese Einrichtung als eine für das Wohl meiner Unterthanen sehr nothwendige an, denn es ist unmöglich, daß Sie Dasjenige feststellen können, was die Finanzkammer für die Kriegskanzlei beitragen soll, ohne genaue Kenntniß des Zustandes der letzteren zu haben. Auch bin ich der Meinung, daß in dem Civil-Etat derselben große Ersparnisse gemacht werden können, wenn der Feldmarschall in diesem Ressort ihr Rathgeber ist. Ich empfehle Ihnen ernstlich, es so einzurichten, daß die Kriegskanzlei mit diesem guten und braven Mann sich einigt und im Allgemeinen, daß die Herrn in allen Abtheilungen sich erinnern, daß sie Alle Theile Eines Staates sind und nicht getrennte Corps. Uebrigens bitte ich Gott, Sie, meinen Premier-Minister, zu erhalten für meinen Dienst und das Wohl des Staates."

St. James, 17. Septbr. 1764. G. R.

Münchhausen war sehr betreten über diese Ernennung und noch mehr über die eigenthümliche Wendung, betr. die Person des Feldmarschalls, der ja nicht als Fachmann in die Kriegs-

kanzlei, sondern als „guter braver Mann" eintreten sollte. Letzteres ist deutlich zwischen den Zeilen von Münchhausens Briefe zu lesen, denn er versichert, er werde sich niemals dazu brauchen lassen, zum Nachtheil von Hardenbergs rühmlichster Führung der Kriegskanzlei etwas zu thun oder anzugeben.

Wahrscheinlich lag eine Intrigue des Feldmarschalls zu Grunde, vielleicht auch ein persönliches Mißverständniß zwischen den beiden Männern. Der Name des Feldmarschalls ist nicht genannt; General Hardenberg war es nicht, da er erst 1778 den Feldmarschallstitel erhielt.

Münchhausen beruhigte sich nicht bei der Antwort, die Hardenberg ihm gab, daß er ihm persönlich sich gern unterordnen werde, sondern in einem zweiten Brief bittet er Hardenberg, die Sache auch dem Geheimen Rath Christ. Diet. v. d. Busche mitzutheilen[1]).

Busche erklärte, da Münchhausen der Ministerpräsident

---

[1]) Brief Münchhausens vom 30. Septbr. „Ew. Excellenz haben mir zwar auf das communizirte königl. Schreiben eine so obligeante Antwort zukommen lassen, die nicht gütiger und freundschaftlicher sein kann. Weil indeß das mir darin zugedachte Präsidium in der Kriegskanzlei für mich ein beständiger Vorwurf innerer Bekümmerniß, und ich nichts sehnlicher und aufrichtiger wünsche, als daß solches so eingerichtet werde, wie es Ew. Excellenz und dem Geheimen Rath von d. Busche, mit welchem ich zu communiziren bitte, am gefälligsten und angenehmsten ist, so wünsche Beider Meinung im Vertrauen zu vernehmen, welche ich bereit bin in England bestmöglichst geltend zu machen, falls es nicht der Kriegskanzlei, oder Ew. Excellenz selbst gefällig ist, dieserhalb immediate nach England zu schreiben."

Brief von Münchhausen vom 1. Octbr. „Ich nehme zwar Ew. Exc. Antwort mit großer Dankbarkeit, als ein Zeichen Ihrer treuen Freundschaft auf, kann mich aber noch nicht dabei beruhigen. Ich bitte, in meinem beiliegenden Schreiben an Geh. Rath von Behr in London zu bemerken, was Ew. Exc. daran etwa zu ändern wünschen."

sein solle, so wäre er, Busche, es zufrieden, sich demselben unterzuordnen.

Hardenberg antwortete ihm am 1. October: „Ich habe die Ehre wiederholentlich zu versichern, daß mir jener königliche Auftrag nicht im Geringsten entgegen, vielmehr sehr angenehm ist, indem ich glaube, daß auf diese Weise die von Sr. Majestät gegen die Kriegskanzlei gefaßten widrigen Urtheile zu benehmen, und daß Ew. Excellenz nach genommener Einsicht im Stande sein werden, Se. Majestät zu überzeugen, daß das Allerhöchste Interesse nicht nur nicht verabsäumt, sondern auf alle mögliche Weise befördert wird. . . . Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, durch Befolgung der königlichen Intention Ihnen persönlich ein Merkmal meiner Verehrung zu geben."

Auf den dritten Brief Münchhausens antwortete Hardenberg: „Ich vermag Ew. Excellenz nicht genugsam auszudrücken, wie ich von Dero Freundschaft und Vertrauen gerührt bin, wovon Sie mir durch die Mittheilung des Schreibens an Geh. Rath von Behr einen neuen Beweis gegeben. Ich wüßte daran Nichts zu erinnern.

„Allerdings habe ich ja Ursache, über die bevorstehende Veränderung bei der königl. Kriegskanzlei empfindlich zu sein, da ich in hiesige Dienste als vorsitzender Minister in diesem Collegium eingetreten bin, und unter dieser Bedingung mir solche auf Befehl Sr. Majestät von Ew. Excellenz angetragen worden sind. Da aber die Wahl zur Versehung dieses Präsidiums auf Ew. Excellenz gefallen ist, die ich ganz besonders verehre, so gehe ich für dieses Mal darüber hinweg und beruhige mich damit, daß ich zu keinem gegründeten Mißtrauen und Unzufriedenheit Anlaß gegeben, keine unnöthigen Ausgaben gestattet, vielmehr Einrichtungen zu Ersparnissen gemacht, und das während

des Kriegs in große Zerrüttung gerathene rechtliche Wesen wieder in eine solche Ordnung gebracht, daß keine Reste mehr rückständig sind."

Es ist sichtbar, daß sowohl Hardenberg wie Busche erfreut sind, daß in Münchhausen einer gerechten, billig denkenden Persönlichkeit die Vermittlung mit dem englischen Hofe übertragen wurde, statt an Günstlinge oder sonstige Mittelspersonen.

Hätte übrigens König Georg II. schon während des Kriegs 1756—57 Münchhausen zum dirigirenden Minister gemacht, so würde dies in den Abstimmungen des Reichstags und dadurch in der ganzen Lage der Dinge einen bedeutenden Unterschied verursacht haben. Denn Münchhausen war wirklich ein deutscher Patriot und würde in diesem Falle den Entschluß gefaßt haben, die deutschfeindlichen Gesinnungen seiner hannöverschen Collegen zu paralysiren, die Neid und Eifersucht gegen Preußen auf die österreichische Seite zu treten bewog, wenn sich das oft auch nur dadurch documentirte, daß Alles so langsam und so gleichgültig, als immer möglich, behandelt wurde.

Im August 1763 hatte, wie schon erwähnt, Hardenberg seinen neuen Wirkungskreis in Hannover angetreten.

Das Leben des alternden Ehepaars gestaltete sich hier freundlich und behaglich. Ihre Wohnung, für die sie 300 Rthlr. Miethe zahlten, lag in der Osterstraße. Ihre Einrichtung, besonders das Silberzeug, war in den Kriegszeiten sehr zusammen geschmolzen. Hardenberg schaffte nach und nach wieder davon an. Alle Preise, vornehmlich die der Lebensmittel, waren während dieser Zeit gegen früher bedeutend gestiegen[1]).

---

[1]) Im Jahre 1764 kostete ein Pfund Seife 2 Gr. 6 Pf., feiner Zucker 12 Gr., grober 6 Gr. 3 Pf., das Pfund Butter 5 Gr. Ein Hase

Es bildete sich schnell für Hardenbergs gastfreies Haus ein großer verwandtschaftlicher und Freundeskreis. Mit seinen Neffen trat Hardenberg jetzt in ein näheres, persönliches Verhältniß. Der Sohn seines ältesten Bruders, Georg Ludwig (s. S. 259 Anmerkung), Domherr zu Halberstadt, machte ihm in seinen Finanzverhältnissen viele Sorgen. Er war ein gutherziger Mensch, aber ohne Energie, und da er schon von seinem Vater Schulden übernommen und die Güter durch den Krieg sehr gelitten hatten, so gerieth er bald in die drückendste Lage, um so mehr, als seine Frau, eine geborne von Kornberg, mit der er unglücklich lebte, eine große Mitschuld an der unordentlichen Wirthschaft hatte. Dabei besaß er eine unglückliche Eigenschaft, die leider bei dem deutschen, besonders aber dem sächsischen Adel sehr häufig gefunden wird: Mißtrauen gegen Verwandte und Freunde, die gelegentlich die Wahrheit hören lassen, dagegen aber Leichtgläubigkeit und Nachgiebigkeit gegen Untergebene und Fremde, die sich angenehm zu machen wissen. Hardenberg versuchte in Gemeinschaft mit den Wiederstedter Vettern wiederholt, ihn aus seinen Verlegenheiten zu retten. Sie mußten aber schließlich davon abstehen, da er schlechterdings ihren Vorschlägen kein Gehör gab und allen Rathschlägen störrischen Eigensinn entgegensetzte. Es gelang ihnen nicht einmal ganz, ihre Lehnscapitalien zu retten. Die Wiederstedter Brüder hatten durch ihr Verfahren gegen ihre Mutter Hardenbergs Herz gewonnen. Mit dem zweiten, dem deutschen Herrn, der von seiner Commende Lucklum aus häufig in Hannover war, und mit dem jüngsten, der eine Zeit lang daselbst eine Anstellung hatte, trat

12—13 Gr, ein Paar junge Hühner 19 Gr., die Klafter Holz 2 Thlr., Rechnung für Fleisch im Monat 16 Thlr., ein Paar Herrenschuhe 3 Thlr. 5 Gr.

ein freundschaftliches Verhältniß ein. Die Angelegenheiten des Domherrn führten auch in den folgenden Jahren den jüngern, den spätern Salinendirector von Hardenberg, häufig nach Hannover. Sein lebhafter Geist, sein praktisches, tüchtiges Wesen veranlaßte den Oheim, ihn zum ersten Besitzer des Seniorats, mit dessen Stiftung er sich jetzt ernstlich beschäftigte, zu machen. Doch sollte er es nicht allein besitzen, sondern nur verwalten und seinen Brüdern jährlich einen bestimmten Antheil zahlen.

Um die Verhältnisse von Schlöben kümmerte sich überhaupt Hardenberg jetzt wieder auf das Eingehendste. Er hatte seit dem Kriege einen sehr brauchbaren Menschen, Namens Mindermann, dort als Rentmeister angestellt. Von ihm ließ er die Flurbücher revidiren und die Ordnung der lehnspflichtigen Grundstücke feststellen.

Am 11. Mai 1766 schreibt er an Mindermann: „Meine Absicht geht nicht dahin, durch diese veranstaltete Revision ein Plus meines Einkommens zu bewirken und die etwa mit keinem Erbenzins beschwerten Stücke damit zu belegen; ich will vielmehr nur auf Conservation meiner rechtmäßig zu fordern habenden Gefälle mein Augenmerk richten, und wünsche, daß Er mir seine Gedanken mittheile."

Mindermann meldete, daß in Lichtenhayn, einem zu Schlöben in Lehnsverhältniß stehenden Dorfe, die Bauern anfingen ihre Grundstücke in zu kleine Theile zu trennen; sein Vorschlag, dagegen einzuschreiten, wurde lebhaft von Hardenberg gebilligt. Er schrieb am 19. Mai 1766: „Ich werde sogleich an Dr. Pierer (ein Advocat) schreiben und von ihm Raths erholen, wie man die Zerschneidung und Zerspaltung der Bauergüter abstellen und auf das rechte Maaß einschränken könne."

Klagen und Beschwerden der Leute hörte er, wenn er einige

Zeit jetzt jährlich in Schlöben war, mit großer Geduld an und suchte abzuhelfen, wo er konnte. Es kamen darunter höchst originelle vor; so einige, welche beweisen, wie fest das Volk noch an Zauberei glaubte. Aus dem Jahre 1763 ist die Klage von einem gewissen Otte aus Trockhausen vorhanden, gegen Michel Heßler, weil er von ihm gesagt: „Er sei ein Bilsenschnitter, und könne es ihm doch nicht beweisen, daß es wahr sei.“ Unter einem Bilsenschnitter verstanden aber Beide, Kläger und Verklagter, Jemand, der in den Neumondnächten in dem reifenden Korne mit kleinen feinen Sicheln an den Zehen die schönsten Aehren zu schneiden wußte, die dann kraft der Zauberei bei der Aerndte von selbst in die Garben des Schnitters fielen.

Aus diesen Jahren ist auch eine Correspondenz mit einem Herrn von Kniestedt und von Moosheim in Stuttgart vorhanden. Sie fordern in den Streitigkeiten der Landstände mit dem Herzog Karl Eugen, welche nach dem Sturz des Ministers von Monmartin zu einem Vergleich führten, zu wiederholten Malen Hardenbergs Vorschläge. Da dessen Antworten fehlen, so ist ein tieferer Einblick unmöglich.

Die Gesundheit von Frau von Hardenberg war von Jahr zu Jahr schwächer geworden. Die Gicht steigerte sich in solchem Grade, daß sie zeitweise bei Tag und bei Nacht von schrecklichen Schmerzen gepeinigt wurde und nur durch künstliche Mittel Schlaf genießen konnte. Eine Correspondenz von Hardenberg mit seinem Neffen berichtet sowohl über die Krankheit der Frau, wie auch über die Versuche, den Domherrn und seine Güter zu retten.

3. October 1766.

„Für die Feldhühner und die schönen Forellenbirnen sage Ew. Hochwohlgeboren meinen verbindlichsten Dank; sie sollen

auf Dero und der Frau Gemahlin Gesundheit verzehret werden. Meine Frau leidet noch immer große Schmerzen und meine Sorgen derohalben vermehren sich täglich. Ihre Kräfte müssen sich durch den Mangel an Ruhe vermindern, und ich fürchte, sie wird endlich unterliegen. Dieser Gedanke erweckt bei mir große Bekümmerniß, wie sich Ew. Hochwohlgeboren leicht vorstellen können."

Im November 1766.

„Mit meiner Frau hat es sich insofern gebessert, daß sie wenigstens wieder sehen kann. Gott helfe weiter."

25. December 1766.

„Seit etlichen Tagen ist meine Frau wieder sehr krank. Die Gichtschmerzen haben sich auch in den inneren Theilen gezeigt. Dies hat mich sehr allarmirt. Dazu sind die Schmerzen mit andern Symptomen, wie Hitze, Beängstigung, Unruhe, Schlaflosigkeit und argem Husten verbunden."

Die Krankheit steigerte sich mehr und mehr, es war eine schwere, trübe Zeit. Hardenberg konnte sich die Gefahr, in der die so heiß geliebte Frau schwebte, nicht verbergen, und doch hing sein Herz noch mit allen Kräften an der Hoffnung, daß der Frühling, wie schon oft, ihr Besserung und Genesung bringen sollte. Und dieser Frühling brachte sie ihr für immer. Am 16. Mai zeigten sich die Symptome einer Entzündung der Lunge, das Fieber ward mit jedem Tage stärker und machte am 20. Mai 1767 zwischen 4 und 5 Uhr Morgens ihrem Leben ein Ende. Sie war 66 Jahre 8 Monate 4 Tage alt geworden. Den Text zu ihrer Leichenpredigt hatte sie selbst bestimmt: Ps. 62, V. 2: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Am 21. Mai wurde sie in dem nördlichen Gewölbe Nr. 2 der

Gartenkirche zu Hannover beigesetzt; an ihre Seite kam der aus Schlöben etwas später überführte kleine Sarg ihres einzigen Kindes.

Hardenberg schreibt am 28. Mai 1767 an seinen Neffen:

„Ew. Hochwohlgeboren erkenne mich unendlich verbunden, daß Dieselben an meinem Schmerz so vielen Antheil nehmen und den Allerhöchsten anrufen wollen, daß Er mir mit seiner Gnade beistehen und mir die so nöthige Gelassenheit verleihen möge, die über mich verhängte harte Schickung zu ertragen. Je größer mein Verlust ist, je mehr bin ich des göttlichen Beistandes benöthigt. Ich bin aber auch von dessen Güte und Erbarmung versichert, daß Er mir solche nicht versagen, sondern in reichem Maaße mittheilen werde.

„So wie ich an der selig Verstorbenen eine liebevolle, verehrungswürdige Ehegattin, so haben Sie an Derselben eine wahre, aufrichtige Freundin verloren. Ihr ist jetzt wohl und je größer Ihre Leiden hier auf Erden gewesen, um so glücklicher ist Sie zu preisen, nun davon befreit zu sein und einer vollkommenen Glückseligkeit zu genießen.

Meine Schwester Rheden ist zu mir gezogen und stehet mir zur Seite."

Diese glückliche Ehe, die fast vierzig Jahre in Freude und Leid zwei Herzen aufs Innigste verbunden, war nun getrennt, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Hardenberg hatte das Gefühl, daß er nicht lange allein zurückbleiben werde, und deshalb ist er nun aufs Ernstlichste bemüht, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen. Seine Schwester Rheden und deren Tochter, Frau von Lenthe, siedelten ganz in sein Haus über. Er machte sein Testament, wie es endgültig bleiben sollte, stiftete darin das Seniorat und sorgte für seine

Schwestern und deren Kinder. Die Angelegenheiten seines Neffen, des Domherrn, beschäftigten ihn lange. Noch einer seiner letzten Briefe handelt von denselben. Als er sah, daß ihm nicht zu helfen und seine eigenwillige, wunderliche Persönlichkeit allen vernünftigen Vorstellungen unzugänglich sei, traf er die Bestimmung, daß er eine bestimmte Rente erhalten sollte, vorausgesetzt, daß er gegen das Testament des Oheims keinerlei Einspruch erhebe.

Aus den letzten Monaten von Hardenbergs Leben ist nur wenig Schriftliches vorhanden. Scheinbar ganz gesund, hatte doch der Kummer über den Tod der Frau an ihm gezehrt. Am 15. September 1768 erkrankte er an einem Brustfieber und am 21. d. M. starb er ruhig und bei vollem Bewußtsein. Seine irdischen Ueberreste wurden am 24. September neben der seiner Frau und seines Sohnes in der Gartenkirche zu Hannover beigesetzt und das Gewölbe vermauert.

Schluß.

Hardenberg hat in seinem Leben seinen irdischen Besitz zwar gepflegt und in Ehren gehalten, aber er war sich stets der Verpflichtung bewußt, dem Nächsten und seinem Vaterlande damit zu dienen, und Rechenschaft darüber ablegen zu müssen. In ganz besonderm Sinne erfüllte ihn dies Bewußtsein seiner Familie gegenüber. Da ihm Gott das Glück und den Segen eigner Kinder versagt hatte, so waren es die Söhne seiner Brüder und deren Nachkommen, denen er den Halt zu sichern wünschte, den ein fester Grundbesitz den einzelnen Gliedern einer Familie verleiht.

Schon im Jahre 1740 hat er, wie oben erwähnt wurde, den Plan zu einem Fideicommiß entworfen und zu verschiedenen Zeiten war er damit beschäftigt, ihn weiter auszuführen oder mit Aenderungen zu versehen. In all' den frühern Testamenten ist seine Frau als Nutznießerin seiner Hinterlassenschaft eingesetzt, erst nach ihrem Tode sollte der Charakter der Güter als Seniorat eintreten. Gewisse Bestimmungen gehen durch alle seine Entwürfe hindurch. So die, daß die Güter zu Mannlehen, mit Ausschluß der weiblichen Nachfolge, gemacht werden; ferner die Ausschließung unehelicher Kinder, selbst wenn sie legitimirt sein

sollten, und der Verlust des Besitzes durch ehrlose Verbrechen. Im Ganzen hielt er sich in allen diesen Punkten genau an die Ordnungen des sächsischen Lehnrechts, setzte jedoch die Regierung des Herzogthums Sachsen-Altenburg als Wächter über die Clausel ein: „daß Derjenige, der an diesem Testamente oder an seinen Bestimmungen etwas änderte, eo ipso seines Erbrechts verlustig gehe." An das genannte Herzogthum sollte nach dem Aussterben der beiden Familien Hardenberg und von Busche-Lohe (die als Agnaten eingesetzt sind) der Besitz der Güter übergehen oder heimfallen. Jene Clausel mag in jetziger Zeit etwas seltsam erscheinen; jedoch fließt sie ganz aus Hardenbergs sonstigen Anschauungen und aus der Absicht, den Grundbesitz der Familie ungetrennt zu erhalten. Fragen wir aber: Was haben denn die beiden Familien von der enormen Erbschaft des Großvoigts Eltz jetzt noch in ihrem Besitz? so findet sich, daß die Güter Rethmar, Blumenhagen, Frohburg, Wallbeck, Quenstedt, Mockritz, Jeßnitz und Döbschütz verkauft sind; das Einzige, was erhalten ist, sind die thüringischen Güter Schlöben, Rabis und Möckern. Die Familie hat also allen Grund, dem Stifter des Seniorats für die Clausel dankbar zu sein.

Bei den Akten der verschiedenen Testamentsentwürfe liegt gewissermaßen als Vorbild das Testament Veit Ludwigs von Seckendorf auf Meuselwitz vom Jahre 1685. Dies Testament hat ganz ausdrücklich die Bestimmung: „Es ist gleichgültig, welcher Confession der Besitzer angehört." In den Hardenbergischen Entwürfen ist über diesen Punkt stillschweigend hinweggegangen. Auch in einem Entwurf vom Jahr 1760 findet sich im Text keine Bemerkung. Wohl aber ist am Rande von Hardenbergs Hand ein Paragraph des Inhalts hinzugefügt:

„Ausgeschlossen von dem Seniorat sind ferner diejenigen,

welche nicht der in den Hochfürstlich Altenburgschen Landen recipirten evangelisch-lutherischen Religion zugethan sind, desgleichen diejenigen, welche zu einer andern Religion übergehen für ihre Person ipso facto des Seniorats verlustig gehen, welches sich auch von denen Kindern versteht, sofern dieselbigen sich nicht wieder zur evangelisch-lutherischen Religion bekennen."

Und von dieser Zeit an findet sich diese Clausel in den Text des Testamentes eingefügt. Gerade dieser Passus ist Hardenberg oft und scharf verdacht worden. Man hat ihn kleinlich und kurzsichtig genannt, ja sogar Rachsucht gegen den Landgrafen von Hessen und die Kirche, der derselbe angehörte, darunter gesucht und auf die Erbitterung hingewiesen, die ihm das arglistige Verfahren des Landgrafen bei seinem Abschied aus dem hessischen Dienste verursacht habe. Damit hat man ihm aber großes Unrecht gethan. Die Clausel ist nicht durch persönliche Kränkung oder Erbitterung hervorgerufen, sondern entstanden durch die lebhaften Besorgnisse, die in den Jahren 1759 und 1760 die Protestanten von ganz Deutschland theilten, als beim Reichstag der Druck auf die Evangelischen immer bedenklicher wurde und die Schrift des Prälaten von St. Emeran, das Verfahren von Bayern und Württemberg und die Gerüchte von der Existenz einer katholischen Union, wie wir es in diesen Blättern näher berichtet haben, die größte Sorge in allen Gemüthern wach gerufen hatten.

Die Zerwürfnisse mit dem Landgrafen, welche zum Bruche führten, sind erst im Frühjahr 1761, mithin mehrere Monate später, als diese an den Rand des Testaments geschriebene Clausel, entstanden. Hardenberg war sich mit einer wahrhaft evangelischen Klarheit des Segens und der geistigen Schätze bewußt, die die Reformation aus der Verdunklung und

den Menschensatzungen, in die man durch den tiefen Verfall der römischen Kirche gerathen war, wieder an das Licht gebracht hatte. An der gereinigten evangelischen Kirche, die dem deutschen Volke seine edelste Entwicklung anbahnte, die ihm die Bibel in seine Muttersprache übertrug, so daß das Wort der Pfingsten wieder ertönen konnte: „Wir hören sie mit unsrer Zunge die großen Thaten Gottes verkündigen," an ihr hing der edle Mann mit ganzer Seele; ihm war es kein Anstoß, daß diese Kirche ohne äußern Glanz ist und arm und gering erscheint.

Andererseits hatte er diejenigen Zustände der römischen Kirche genau kennen gelernt, welche die tiefsten, christlichen Fundamente mehr und mehr untergraben, um das Zerrbild des Christenthums, den Jesuitismus, auf den Thron zu heben. Bei den fürstlichen Convertiten jener Zeit finden sich fast nur Jesuiten als Beichtväter. Wenn das fürstliche Beichtkind nur den äußeren Satzungen der Kirche Gehorsam leistete, was kam es dann noch auf seinen inneren sittlichen Charakter an? Demgemäß waren denn auch die ethischen Resultate bei diesen bekehrten Herren, die Hardenberg in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, von trauriger Art gewesen. Endlich ist es gegenüber den vielen Conversionen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in adligen, namentlich westphälischen Familien, die er kannte, und der eigenthümlichen Erscheinung, daß in einigen derselben die protestantischen Linien ausstarben und die katholische die Erbin wurde, so wie den in jener Zeit häufigen Bestimmungen in Familienbeschlüssen dieser Kreise, daß nur ein Katholik in den Besitz succediren könne, kaum zu verwundern, daß Hardenberg, so viel an ihm war, seine Familie davor bewahren wollte, vom Licht zum Schatten sich zurück zu wenden, und ihr deshalb

noch in dieser Klausel seines Testaments eine Schutzwehr geben wollte.

Das wirklich in Kraft getretene Testament Hardenbergs ist vom 11. Juli 1767 datirt. Es beginnt:

„Im Namen der Allerheiligsten Dreieinigkeit. Amen. Zu wissen sei hiermit, daß ich, Friedrich August von Hardenberg (folgen Name, Titel und Besitz u. s. w.), nachdem der Allerhöchste nach seinem unerforschlichen Rath und Willen meine nunmehr selige Ehegemahlin, Frau Maria Elisabeth geb. von Gemmingen aus dieser Zeitlichkeit abgefordert und in sein ewiges Freudenreich versetzt hat; ich aber Dieselbe in Folge des sub dato 14. März 1763 zu Hannover niedergelegten Testaments, da es der göttlichen Vorsehung nicht gefallen, mich mit Leibeserben zu segnen, zu meiner Haupterbin ernannt, nunmehro eine andre letzte Willensverordnung zu errichten gesonnen und entschlossen bin.

„Zuvörderst empfehle ich meine theuer erlöste Seele, jetzt, allezeit und bis auf die Stunde der Trennung vom sterblichen Leibe der göttlichen Erbarmung in Jesu Christo demüthigst und überlasse die christliche geziemende Beerdigung meines Leichnams meinen Erben zur geziemenden Besorgung."

Nun folgt die Einsetzung der vier Wiederstedter Brüder als Universalerben, dann die Stiftung des Seniorats mit seinen Bedingungen, die Ernennung des jüngsten der vier Brüder, Heinrich Ulrich Erasmus, zum ersten Besitzer; die Festsetzung, daß die drei andern Brüder dem Alter nach auf ihn folgen sollten und daß von dem Tode der vier Brüder an, allemal, sogar bei Zwillingsbrüdern, der älteste der Familie der Senioratsherr sein sollte; ferner die Einsetzung der Familie von Busche-Lohe als Nachfolgerin im Seniorat, wenn die Hardenberge ausgestorben sind.

Hieran schließt sich die Sorge für seine Allodialerben, seine beiden Schwestern und die vier Töchter seiner Brüder, so wie die Sicherstellung des Domherrn und seiner Tochter durch die Zinsen eines Capitals, auf welche seine Gläubiger keinen Anspruch erheben konnten.

Sein Mobiliar blieb als Einrichtung für Schlöben.

Hardenberg hinterließ keinen Sohn, der ihm hätte ähnlich werden können, aber er hat für seine ganze Familie väterlich gesorgt. Auch seine Wahl des jüngsten Bruders als ersten Senioratsherrn erwies sich als eine richtige insofern, als er von den vier Brüdern der einzige wurde, der Nachkommenschaft hatte.

Als das Testament in Kraft trat, war der älteste Bruder unvermählt, der zweite deutscher Herr, die beiden jüngsten zwar verheirathet, aber ohne Kinder. Erst mehrere Jahre später wurde der erste männliche Sprößling der Familie geboren, Friedrich von Hardenberg, der Dichter Novalis, ältester Sohn des ersten Senioratsherrn Erasmus von Hardenberg. Ihm wurden später noch sechs Söhne geschenkt. Zwei von ihnen, Karl und Anton setzten die Familie fort.

Möge Dieselbe noch lange und fröhlich blühen. Möge es ihr nie an Männern fehlen, welche Erben des edlen Charakters und der hohen Geistesgaben des Senioratsstifters Friedrich August von Hardenberg sind!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.